Unsere zeit und unsere kunst

Ernst von Wolzogen


EX LIBRIS
FRITZ WITEK

Bayreuth, am 25 Juli 1888.

UNSERE ZEIT

UND

UNSERE KUNST.

UNSERE ZEIT

UND

UNSERE KUNST.

ZWEI BÜCHER IM ANSCHLUSSE AN EIN BUCH

VON

HANS VON WOLZOGEN.

Den Frieden kann das Wollen nicht bereiten:
Wer Alles will, will sich vor Allen mächtig,
Indem er siegt, lehrt er die andern streiten;
Bedenkend macht er seinen Feind bedächtig;
So wachsen Kraft und List nach allen Seiten,
Der Weltkreis ruht von Ungeheuern trächtig,
Und der Geburten zahlenlose Plage
Droht jeden Tag als mit dem jüngsten Tage.

Der Dichter sucht das Schicksal zu entbinden,
Das, wogenhaft und schrecklich ungestaltet,
Nicht Macht, noch Ziel, noch Richte weiss zu finden,
Und brausend webt, zerstört und knirschend waltet.
Da fasst die Kunst, in liebendem Entzünden,
Der Masse Wust; die ist sogleich entfaltet,
Durch Mitverdienst gemeinsamen Erregens,
Gesang und Rede, sinnigen Erregens.

(Goethe. Motto zu „Des Epimenides Erwachen“.)

LEIPZIG.
VERLAG VON GEBRÜDER SENF.

ERSTES BUCH.

AUS UNSERER ZEIT.

Einleitung.

Den Frieden kann das Wollen nicht bereiten:
Wer Alles will, will sich vor Allen mächtig,
Indem er siegt, lehrt er die andern streiten;
Bedenkend macht er seinen Feind bedächtig;
So wachsen Kraft und List nach allen Seiten,
Der Weltkreis ruht von Ungeheuern trächtig,
Und der Geburten zahlenlose Plage
Droht jeden Tag als mit dem jüngsten Tage.

Mit diesen Worten bezeichnete Goethe vor nun zwei Menschenaltern, inmitten eines gewaltigen Wandels der Völkergeschicke, furchtbar wahrhaftig den dämonischen Geist der geschichtlichen Welt. Lebhaft müssen wir an sie erinnert und von ihrer Wahrhaftigkeit überzeugt werden, wenn wir einmal der trüben Macht unserer Vorurtheile und Gewohnheiten den klaren Blick zu einer freien Umschau in der gegenwärtigen Zeit abzugewinnen vermögen. Wem dieses gelingt, der wird daselbst gar wenige Zustände erblicken, welche ihn befriedigen können, und auch wenige Menschen, welche sich durch ihr Leben wirklich befriedigt fühlen. Man gehe von der eigenen engsten Umgebung aus und schreite bis zu den weitesten Kreisen der Weltverhältnisse fort: so wird der Eindruck des Unbefriedigenden, mit dem Anwachsen der Dimensionen aller Wirkungen und der Macht der Wirkenden, in stätiger Steigerung bis zum Hoffnungslosen und Grauenhaften zunehmen. Dasselbe wird andererseits der Fall sein, wenn man von jenen weitesten Kreisen aus all-

mählich in die Enge der einfachen Naturverhältnisse wieder einkehrt, und dabei mit jedem Schritte in der Erwartung des lebenspendenden und erhaltenden Geistes wahrhafter Natur und echter Menschlichkeit sich mehr und mehr getäuscht und um die letzte Hoffnung einer Wiedergeburt betrogen sieht. Allerdings gehören zu einer solchen Umschau, wenn sie nicht nur ein flüchtiges Ueberschauen bleiben soll, ein Ernst und eine Ehrlichkeit, wie sie dem in eben dieser Welt selber Lebenden nur selten zu Theile werden können. Verständige und nachsinnende Zuhörer für seine Mittheilungen wird solch ein Schauender aber nur in einer, aus dem Treiben der Mitwelt eigenthümlich losgetrennten, geistigen Gemeinde zu finden hoffen dürfen, welche einem gemeinsamen grossen Glauben mindestens die Fähigkeit zur Theilnahme an dem Ernste und der Ehrlichkeit des durch den eigenen Blick tiefer Belehrten verdankt.

Solch ein grosser Glaube dürfte jedoch schwerlich der heutzutage herrschende Glaube an den *ewigen Fortschritt* sein, als welcher auch bei dem lebhaftesten Unbehagen in dem Gegenwärtigen dennoch alles „gut“ findet: nicht aus der religiösen Ueberzeugung von einer, uns verborgenen, höheren Weisheit, oder aus der philosophischen Erkenntniss von der wesenhaften Schlechtigkeit der Welt, sondern lediglich aus der logischen Einbildung, dass es jedenfalls „immer besser“ werden müsse, und dass es unbedingt bereits viel besser sei, als es jemals zuvor gewesen war. Man braucht dieser Meinung gegenüber nur daran zu denken, dass jeglicher Fortschritt für die Lebenden seiner Periode, der gleichmässig mit fortgeschrittenen Ansprüche und Bedürfnisse halber, nicht wirklich als solcher empfunden werden kann, sondern nur erst theoretisch durch die Vergleichung mit früheren Perioden dem Bewusstsein sich klar macht, während er praktisch die Leiden der Entbehrung aller schon ersehnten, künftigen Fortschritte mit sich führt. Die Sehnsucht nach dem uns noch Fehlenden wird aber jedenfalls überall realer empfunden, als die Freude an dem, was wir vor der Vergangenheit voraus zu haben wissen oder wähnen. So-

mit bedarf es nicht einmal der Nachweisung, dass etwa unsere Gegenwart in einem besonders trostlosen Zustande sich befinde, da ja auf dem ganzen Zusammenhange aller jemaligen Gegenwärtigkeiten (welchen man die Geschichte nennt) die gleiche Trostlosigkeit ausgebreitet liegt, welche wir anstatt mit *ewiger Fortschritt* weit besser mit Schiller's Worte *ewige Dasselbigkeit* werden bezeichnen können. Der *Fortschritt* aber wird in einer anderen Richtung zu suchen sein, als auf der horizontalen Linie der Zeit, welche sich, genauer betrachtet, in lauter nichtige Punkte auflöst. Wem sich dagegen jene andere Richtung irgendwie einmal offenbart hat, welche wir unter dem Zeichen der Vertikale uns zu verdeutlichen lieben, weil die Sonne über unseren Scheiteln leuchtet, — der wird allerdings für die einzelnen Punkte jener Zeitenlinie einen Werthmesser aus dem Verhältnisse entnehmen zu dürfen vermeinen, in welchem jegliche Gegenwart zu jener anderen, über die in die Länge fortschreitende Welt hinaus führenden Richtung steht. Hiernach muss dann freilich die uns umgebende Zeitperiode, in ihrer vollständigen Befangenheit unter dem Wahne des horizontalen Heilweges, und in ihrer entschiedenen Abneigung gegen jede vertikale Richtung, einem Solchen als eine besonders „gottverlassene" erscheinen. Nur ein Solcher wird aber auch jene wirklich freie und tief eindringende Umschau in seiner Zeit zu halten vermögen; und nur eine Menschengemeinde, welcher die Offenbarung der *anderen Richtung* zu Theile geworden ist, wird seinen Mittheilungen verständnissvoll zuhören können.

Zu einer solchen Gemeinde, welcher durch eine neue Offenbarung der grosse Glaube an eine, über die Welt hinaus führende Macht gegeben ist, denke ich nun zu reden, wenn ich mich an die Freunde Wagnerischer Kunst wende, um sie auf die Mittheilungen eines einsamen Hell-Sehers in unserer Gegenwart aufmerksam zu machen, welche, wenn von ihnen theilnahmvoll aufgenommen und ernstlich bewahrt, so wirksam geworden wären, als es in dieser Zeit irgend möglich war.

Verdankt unser Hell-Seher seiner wahrhaft freien Umschau

allerdings die Ueberzeugung, dass es mit den gegenwärtigen Zuständen, zumal unseres deutschen Vaterlandes, recht besonders übel bestellt sei: so spricht aber das ganze Buch seiner Mittheilungen, gleichsam in jedem Worte, auch die Ursache dessen mit scharfer Deutlichkeit aus: nämlich die heute allgemein herrschende, grauenhafte Missachtung der *Natur*. Mit diesem Namen scheint nach den gewöhnlichen Begriffen das Gegentheil jenes Uebersinnlichen bezeichnet zu sein, wohin die erwähnte, allen „Schauenden" eigene, *andere Richtung* uns leiten müsste. Im Verlaufe unserer gemeinsamen Betrachtung der Mittheilungen unseres Freundes, wie wir den heilsam Belehrenden nennen müssen, wird es sich aber hoffentlich erweisen, in wie ferne nur eben aus der Natur selber der Weg über die Welt hinaus zu ihrer eigenen Erfüllung und Erlösung gefunden werden könne. Erblüht doch die *Religion* selber nur aus dem Boden einer natürlichen Gemeinsamkeit und muss je mehr dahin welken, je weiter in einem Volke die Missachtung der natürlichen Potenzen fortschreitet. Das deutsche Volk ist noch nicht zur Ausbildung einer ihm eigenthümlichen Form der auch ihm geoffenbarten wahrhaftigen Religion gelangt, weil ihm seit Jahrhunderten der Fluch auferlegt ist, eine widernatürliche Geschichte zu leben. Diese Widernatürlichkeit zeigt sich demgemäss auch in allen Formen des heutigen deutschen Lebens und verdient die allerernsteste Beachtung und strengste Verurtheilung von Seiten Dessen, welcher eine neu befreiende Kulturmacht für unser Volk nur aus dem Boden wiedergewonnener Natur zu erhoffen weiss. Und in diesem Falle befinden sich vornehmlich alle ernstlichen, klarblickenden und überzeugten Freunde der idealen Mächte: Religion und Kunst, welchen es in dem erreichten Ideale der neuen deutschen Geschichte, dem heutigen nationalen Einheitsstaate, vorerst am Allerübelsten ergehen musste.

Die Fülle von Widernatürlichkeiten und Widersprüchen, inmitten welcher wir heute stehen, bildet recht eigentlich das Charakteristikon unserer Zeit, an der man sonst gerade das

Charakteristische, den plastischen Typus, den *Styl*, anderen Zeiten und Völkern gegenüber, so gut wie gänzlich vermissen zu müssen beklagt. — Wer sollte nicht allein darin schon das Widernatürliche unserer Zustände empfinden: dass hier ein grosses Volk sein höchstes politisches Ziel erreicht hat — und seitdem überall eine solche tiefe und *reale* politische und soziale Unbefriedigtheit in diesem Volke herrscht, wie vielleicht nie zuvor in den Zeiten des oft so schmerzlich empfundenen *idealen* Sehnens und Begehrens! — Da ist nun ein Reich des Friedens, wie ein einiges Deutschland in Europa es bedeuten sollte, und wie es sich auch heute noch gerne bezeichnet — in stäter starrer Kriegesrüstung und grollender Erwartung feindlicher Explosionen. — Das „Lied vom *Siege-fried*“ konnte nicht zum Gesange eines Reiches werden, wo der Sieg so bald zu einem Siege der Sorgen sich umgestaltet hatte! Nicht „im Frieden“ — sondern: „der Friede sei gerichtet“, so hätte man nun singen müssen, und nicht nur, wenn man über die Grenzen des Reiches nach aussen blickte! — Im Innern des Landes war das als Heil erhoffte liberale System ringsum in hellen Farben aufgeblüht — und überall stösst man auf faule Früchte, die nur Ungesundheit und Ekel erzeugen. Unter dem Streite der Parteien, welche dem Liberalismus ihr Dasein verdanken, erhebt die soziale Revolution drohend ihr Haupt aus der Tiefe des Volkes und verschafft diesem, durch die Zwischenhändler des Parlamentarismus von der lebendigen Theilnahme an der Versorgung seiner Lebensbedürfnisse nur umsomehr abgetrennten Volke, durch die sozialistischen Umtriebe das entstellte Gefühl einer entbehrten Gemeinsamkeit. Andererseits aber ruft das Elend der erreichten sogenannten „liberalen“ Blüthezeit zur nothwendigen Redressur der verfahrenen Gesetzgebung der letzten Heilsjahre abermals das verrufene „Gespenst“ der Reaktion herauf, unter welcher Gestalt allein ein von seinem naturmässigen Wege abgeleitetes Volk, in welchem Niemand mehr weiss, was es eigentlich will und soll, aus einem als falsch erkannten Fortschritte wieder heraus gerettet werden zu können scheint.

Schelling sagt: *Alle Rückkehr, die ausgenommen, welche durch Fortschreiten geschieht, ist Verderben und Untergang.* Und doch kann es in der Geschichte, wie in allem Geschehenen, niemals einen wirklichen Rückschritt geben. Dagegen vermag sich das Fort-Schreiten aus einem verirrten „Fortschritte" meist nur einer, und zwar gewaltsam hervorbrechenden, *Naturmacht* zu verdanken. — Da hätten wir nun etwa die Naturmacht des — Sozialismus; doch in welcher Form von lauter Unmöglichkeiten und Widernatürlichkeiten erscheint uns selbst dieser in unserer Zeit: ohne den starken religiösen Willen, der sich in den grossen Persönlichkeiten verkörpert, sondern von kalten und irrthümlich angewandten Theorien eines volksfremden Verstandes ohne Verständniss befangen, und ohne jede Wahrheit als die der hilflos erbarmungswerthen wirklichen *Noth.* — Dieser Noth steht der mächtigst entwickelte moderne *Staat* gegenüber und — erweist sich bis jetzt ausser Kraft für die Durchführung einer gründlichen Organisation, als welche den Ursachen der immer wieder in akuten Nothständen furchtbar sich zeigenden allgemeinen Krankheit des Volkslebens abzuhelfen vermöchte. Das einzige Mittel, welches der in Sorge versetzten Macht übrig bleibt, ist eine parlamentarische Bewilligung von einigen Millionen Geldes, welche bei dem Mangel einer vernünftigen Gesammtorganisation nur zu rasch wieder verschwinden und die Wiederkehr des zeitweilig damit von aussen gebannten Elendes nicht verhindern können. Vor Allem aber nehmen sich solche Spenden recht verlegen-flickwerkmässig aus gegenüber dem modernen Ideale des „Einheitsstaates." Dieser müsste als solcher auch im Stande sein, das einheitliche Ganze stäts im Auge, mit seiner Fürsorge im Grossen so gründlich heilsam zu wirken, dass aus dem einen Wirkungspunkte her alle Theile gleicherweise mit natürlicher Nothwendigkeit sich gesichert und versorgt fänden; andernfalls der Einheitsstaat nur einen Namen, und zwar für einen im Grunde machtlosen Machtbegriff, bedeuten würde. — Demnach bliebe für die vielbeklagte Noth der Zeit, unter welcher wir schliesslich alle mehr

oder minder zu leiden haben, die freie Hilfe der Humanität zu erhoffen, welche diese unsere selbige Zeit als ihre wahre Religion oder als das „dritte Testament“ so hoch und häufig preisen hören muss! — Aber auch damit sieht es in Wirklichkeit bedenklich aus; eben dieses unser humanstes und tolerantestes Zeitalter ist der wahre Tummelplatz für alle erdenklichen, auf das „Fortschrittlichste“ zugespitzten Antagonismen, Parteiungen, Egoismen, welche wider einander den modernen, ja geradezu zum Modebegriff gewordenen, *Kampf um das Dasein* kämpfen. Die sozialpolitische Toleranz hat diesem Kampfe das allgemeine freie Faustrecht zugestanden, wobei das Recht des Stärkeren ohne viele Humanität entscheidet. Allerdings erforderten die Folgen des freiheitlichen Fortschrittmotto's *laissez aller,* wobei unzählige schwächere Individualitäten ihre Freiheit mit einem immer tieferen Versinken in die Noth büssten, eine heilsame Vergrösserung und Verbesserung vieler humaner Institutionen zur Pflege des wachsenden Elendes. Doch auch diess ist wieder nur eine künstliche Nachhilfe von aussen, welche ganz preislich aussieht, aber im Grunde das Elend selber nur bestätigt, anstatt ihm abzuhelfen. Und so, wie der Kern des Uebels ungeheilt bleibt, so wird auch das Herz der heutigen Menschheit dadurch im Sinne einer echten, tief und warm fühlenden Humanität, als einer humanen *Natur*kraft, augenscheinlich nicht besonders zarter, reiner und edeler ausgebildet. Die erhabensten Beispiele grossherziger Menschlichkeit werden uns stäts noch aus einer „barbarisch“ genannten Vorzeit überliefert, während unsere Gegenwart an solcher wahren Grösse recht arm erscheint. Sie kennt nicht mehr die *Achtung* vor dem Grossen. Ihr fehlt das weite Herz und der volle Athem für das natürlich Menschliche. Sie ermangelt jener einzigen echten „Freiheit des Willens“, welche sich in dem zweifellos gewaltig alle Rücksichten und Bedenken durchbrechenden *Mitleiden* am schönsten bewährt. Ihre Humanität befriedigt sich an der kalten, starren, humanitären „Einrichtung“; oder — wenn sie „persönlich“ in die Oeffentlichkeit tritt — liebt sie in jenen Kreisen, welche

am lautesten vom dritten Testamente reden, eine recht selbstgefällige und oft ganz raffinirt demonstrative Handtierung, welche — mit Goethe zu reden — weit mehr „fratzenhaft bewegt“ als „wohlthätig milde“ sich erweist. Eine derartige Wohlthätigkeit beruht offenbar nicht so sehr auf dem wahren Wohl*wollen*, als vielmehr auf dem faktischen Thun*können*. Das letztere aber pflegt überdies mit dem also human bedachten Elende in einem recht unliebsamen Zusammenhange zu stehen, — Fehlt der modernen Humanität die echte, lebendige Menschlichkeit zur gegenseitigen Erleichterung der allgemeinen *Last des Daseins* — wofür erst ein wahres *religiöses* Bewusstsein vorhanden sein müsste —, so zeigt sich das Verschwinden dieser lebendigen Menschlichkeit unter den humanitären Fortschritten der Zeit am bösesten in den, dieser Zeit allerheiligsten Hallen der Wissenschaft, welche andererseits uns so viele Mittel an die Hand gegeben hat, um unser *Leben* bequemer und angenehmer zu gestalten: was freilich mehrentheils auf die Steigerung eines egoistischen Weltgenusses hinausläuft. Wir verdanken der modernen Wissenschaft aber in der That eine Fülle heilsamer Erfindungen und Entdeckungen zum Besten des armen Menschengeschlechtes. Damit ist nicht gemeint, dass es sich den Rhythmus seiner geistigen und körperlichen Bewegung durch Telegraph und Eisenbahn in ein ungesundes und widernatürliches *Prestissimo* hat steigern lassen müssen: sondern die wirkliche Erweiterung der Kenntnisse der Kräfte der Natur und der Möglichkeiten ihrer wechselseitigen Hilfeleistungen. Und gerade nun dort, inmitten dieser endlich angetroffenen direkten Beziehungen zu der Natur, unter diesen bewährten und gefeierten Hundertgarden der Physiologie und Biologie und aller möglichen Chemie des modernen menschlichen Geistes: welche tiefe Entfremdung von aller Menschlichkeit, welche entsetzliche Rohheit und Verderbniss der natürlichen Empfindungen! Man erinnere sich an das neuerdings erlebte Geschick der sehr bescheiden gehaltenen Petition um *Beschränkung der Vivisektion*, welche in der Reichstagskommission einfach auf den einseitigen

Vortrag einer einzigen wissenschaftlichen „Autorität" hin (deren gegnerische Ansicht von vornherein allbekannt war) *ad acta* gelegt ward, als ob der Begriff „*Menschlichkeit*" dabei gar nicht in Betracht käme. Hier herrschte anerkanntermaassen allein der Absolutismus einer an und für sich noch immer, trotz der Autorität, fragwürdigen *Nützlichkeit*, welche schlechthin alle, auch die bestialistischen Mittel gelten lässt, wenn sie nur für den leiblichen „Menschen" (nicht für die „Menschlichkeit"), oder auch nur für den sog. wissenschaftlichen Ruf der betreffenden Unmenschen, einmal vortheilhaft dünken. — Und hinter den grossen Auspizien der höchsten humanen Interessen, welche Kleinheit und Enge akademischen Cliquenhaders! Man denke an das Schicksal des genialen Physikers Robert Mayer, wie es Eugen Dühring jüngst in klassischer Weise geschildert hat! — Und über alledem: welche faktische Unfähigkeit der popularisirend sich überallhin verbreitenden „*Wissenschaft*", uns nur erst darüber zu belehren, *was* wir thun, und *wie* wir leben sollen, und wie unserer Noth aus dem Grunde abzuhelfen sei!

Oder wäre diese „Noth", von einigen nicht abzuleugnenden Hungertyphus-Distrikten abgesehen, etwa wiederum nur eine natürliche Empfindung von *Egoismen*, welche sich durch grosse Strebungen und Störungen beeinträchtigt fühlen? — Wir müssen nur den intimen Zusammenhang jener akuten Nothstände mit den allgemeinen Verhältnissen in Staat und Volk erkennen lernen; und wir werden einsehen, dass der „Egoismus" hier ein durchaus *kommunistisches* Gefühl, das einfache Verlangen des Volkes nach dem erträglichen Lebenkönnen sei. Wer durch alle hier nur angedeuteten, unsere Zeit charakterisirenden, schroffen Widersprüche hindurch den Blick in den Grund der Sache und den inneren Zusammenhang zu werfen vermochte, der hört alsdann auch aus der Tiefe den Schmerzensschrei eines gequälten Lebens nach der ihm entrissenen Natur, in welchem alle Noth der Zeit sich konzentrirt. Wehe — oder wohl uns, wenn den Schrei erst Alle hören! — Besser jedoch,

wenn sie zuvor den Lehrer hören, der wohlmeinend die Noth zu erkennen und zu lindern lehrt.

Heute aber noch gibt es unter den Tauben auch Jubelnde, die alle Lehren des Heiles und alle Schreie des Leidens übertönen möchten: und auf sie wirft auch der helle Blick unseres Freundes seinen brennendsten Strahl. — Viele „fortschrittliche“ und „freiheitliche“ Elemente hat das Jahrhundert der Menschheit gebracht, — und das Resultat ist ein grosser Banquerott. Nur dort, wo man zunächst die Banquerotte sucht, und woher sie stammen, nur dort ist inmitten aller umgebenden realen und ideellen Noth der laute Jubel an der Tagesordnung. Handel und Industrie liegen darnieder, der Ackerbau, die Kultur des Bodens, wird mit herzloser Gleichgiltigkeit der kapitalistischen Ausnutzung überlassen, der Staat schwankt in tausend politischen, internationalen und sozialen Verlegenheiten, der Arbeiter hungert und der Handwerksbursche erfriert, der bürgerliche Mittelstand fühlt sich der Verarmung überantwortet, die beste Kraft der Nation muss in einem, an und für sich gesunden, aber übermässig angespannten und vermehrten Waffendienste sich opfern, die Jugend erkrankt in der Dumpfheit eines dem Leben feindlichen Akademismus, die Religion wird beseitigt, und die Kunst lebt nur noch als gaukelndes Gespenst — aber der *Geldhandel* blüht, und die Börse jubelt! Man höre doch, wie zu derselben Zeit, da aus Oberschlesien, dem Thüringerwalde, aus dem Fichtelgebirge, aus dem Spessart und der Rhön die Schreckensrufe des Hungers und Elendes an unsere Ohren drangen, die Berliner Börsenjournale bei ihren Rückblicken auf das verwichene, böse Jahr unserer Sorgen, Nöthe und Verzweiflungen in helle Triumpfrufe ausbrechen, weil — die Kapitalien wieder in's Rollen kommen, die Papiere steigen und die Differenzgeschäfte floriren! So steht es da u. A. zu lesen:

> Zum Jahreswechsel. Mag man dem Jahre 1879 so viel Böses nachsagen, als man will — die *Börse* hat ganz gewiss keinen Grund, ihm zu grollen. Wie ein eben erst Genesender, den die leiseste Störung zu irritiren vermag, der geschwächt ist

von einer grossen überstandenen Krankheit, betrat die Börse das Jahr 1879, und sie verlässt es *in wahrhaft strotzender Fülle der Gesundheit*. Das Jahr 1879 ist der Börse nicht nur günstig gewesen, es hat zu jenen glänzenden Ausnahme-Jahren gezählt, wie solche an der Schwelle dieses Jahrzehnts standen und wie ein solches nun die Reihe dieser zehn Jahre beschliesst."

Und weiterhin im selben Tone:

„Man kann das Jahr 1879 nicht beschliessen, ohne ein gewisses Gefühl der Dankbarkeit für die *vielen Segnungen*, die es in *materieller* Beziehung gebracht hat, ohne ein Gefühl der Dankbarkeit dafür, dass es zu dem langersehnten, lange umsonst bei Beginn jedes neuen Jahres erhofften *Aufschwunge* thatsächlich führte. Nicht nur nicht von jener Ungunst der vorhergegangenen Jahre seit der grossen Börsenkrisis von 1873 ist das Jahr 1879 für die Börse gewesen, sondern im Gegentheil, es gesellt sich den günstigsten bei, welche die Börse jemals erlebt hat. *Grosse Gewinne* sind erzielt worden und zwar in *verhältnissmässig solider* Weise. Solide nennen wir die Gewinne, die erzielt worden sind, *desshalb, weil sie gemacht wurden an der Besserung der Verhältnisse von Innen heraus*, weil sie Hand in Hand gingen mit der Consolitirung vieler, ja man kann wohl sagen, der meisten Unternehmungen, weil sie der Ausfluss waren einer *Hebung aller Verhältnisse* auf wirthschaftlichem Gebiete. Denn, man mag sagen, was man will, — *die Börse ist und bleibt der Regulator auf dem Gebiete des wirthschaftlichen Lebens und der getreueste Ausdruck der Zustände, die in ihm herrschen*."

Das wäre nun schön, wenn nur nicht der Hungertyphus gleichzeitig mitspräche, und die „strotzende" Börse selber so reichliche Gelegenheit fände, auf ihre herrliche „Humanität" gegenüber den Nothständen in allen Landen des deutschen Reiches mit der Spendung einiger tausend Mark aus jenen „grossen und soliden" Gewinnen und mit Synagogenkonzerten voller christlicher Kirchenmusik, Beethoven'scher Symphonien und Kaiserlicher Zuhörer sich etwas zu Gute zu thun! — Auch sieht die Sache alsbald etwas anders aus, wenn wir weiter lesen, auf welche Weise der „Regulator des wirthschaftlichen Lebens" und der „getreueste Ausdruck der herrschenden Zustände" seine glänzenden Gewinne eintreibt, und auf welcher naturtiefen

Basis die „Segnungen“ seiner „Aufschwünge“ und „Gesundheiten“ beruhen:

„*Grosse Capitalien sind verschoben*, sind in einem gewissen Sinne auch flüssig geworden durch den *Staatsankauf der Bahnen*, den wir hier nicht kritisiren wollen, sondern mit dessen Folgen auf den *Börsenverkehr* wir es nur zu thun haben. *Die grossen, über die eisenbahnpolitischen Absichten des Staates vortrefflich orientirten Häuser begannen in der angegebenen Zeit ausserordentlich grosse Summen Rheinischer Actien zwischen 105 und 108, sehr bedeutende Beträge Köln-Mindener Actien zwischen 102 und 106 anzukaufen.* Bei der Todtenstille, die so lange Zeit vorher auf dem Eisenbahnactienmarkte geherrscht hatte, erregte schon diese Bewegung Aufsehen und Interesse, — aber die Börse hielt zu jener Zeit sich gleichwohl von den Eisenbahnactien, die ihr zuvor Jahre hindurch nur Enttäuschungen bereitet hatten, fern, und *jene grossen Häuser konnten um so ungestörter ihre umfangreichen Beträge von Rheinischen und Köln-Mindenern einthun*, zu denen sich dann noch Berlin-Potsdam-Magdeburger gesellten, die zum Course von 78—80 von jener Seite in grossen Summen angekauft wurden. Auch die *Spekulation* begann sich dann zu beleben. Anfänglich gegen den heftigen Widerstand der Börse wurde, *rein spekulativ*, *eine Serie von Courserhöhungen durchgeführt*, die sich später nicht nur erhalten hat, sondern *der Ausgangspunkt einer ganz allgemeinen Steigerung des Niveaus der Course der Berliner Börse geworden ist.* Zunächst war es, wie wir nicht verkennen wollen, *ein einziger grosser Spekulant*, der, meist im Widerspruch mit der gesammten übrigen Börse, die Course etlicher Hauptpapiere *durch colossale Käufe in die Höhe setzte.* Fast während des ganzen Monats dauerten diese spekulativen Käufe an, fast während des ganzen Monats schwebte der Kampf um die Courserhöhungen, die schliesslich den Sieg behaupteten.“ — — „*In jener Zeit gingen selbst ungünstige Momente spurlos an der Börse vorüber.* Der Monat März schien Denjenigen Recht zu geben, welche behaupteten, dass in der Börse *ein stark ausgeprägter Instinkt* stecke. Vorkommnisse, die *sonst* ohne Frage deprimirend gewirkt hätten, wie beispielsweise *die grossen Theiss-Ueberschwemmungen*, welche der Staatsbahn so grossen Schaden brachten, *wurden wenig oder doch nur vorübergehend beachtet.* Die Tendenz der Börse schien im Monat März *machtvoll aufwärts* zu dringen. Diejenigen, welche sich *à la baisse* eugagirt hatten, mussten *endlich einsehen* lernen, dass es nutzlos wäre, *gegen die Macht der Tendenz anzukämpfen*, und

unter grossen Verlusten schritten sie zu Deckungen, welche die natürliche Folge hatten, dass die Course weiter in die Höhe gingen. So folgte denn von Mitte Mai an eine feste Börse der andern, so sah jeder Tag neue Steigerungen vollziehen, Steigerungen, die sich schliesslich auch auf solche Werthe erstreckten, die als *entschiedene Non-Valeurs* angesehen werden mussten. Was der Börse besonders *zu Gute* gekommen ist, das war der überaus reichliche Geldstand, dessen Flüssigkeit auch *nicht im Mindesten durch die Bedürfnisse des um diese Zeit stattfindenden Wollmarktes* tangirt wurde."

Also: — Kapitalienverschiebung! — Staatsbahnen! — Grosse Häuser! — Köln-Mindener 102—106! — Spekulation! — Niveau der Course! — Kolossale Käufe! — Hausse und Baisse! — Non-Valeurs und flüssiger Geldstand! — So wird der National-Wohlstand regulirt — so wird die Welt regiert! — Und — gerade auf der Rückseite dieses selben hier abgedruckten Zeitungsblattes stehen die herzzerreissendsten Schilderungen, welche im preussischen Abgeordnetenhause von den schlesischen Zuständen entworfen wurden, und wobei es zur Sprache kam, dass ein Hauptgrund zur Verarmung jener unglückseligen Distrikte in ihrer unlöslichen Ueberspinnung durch ein Netz des allerschauderhaftesten *Wuchers* zu suchen sei. Auch hier also genoss der „Geldhandel" in seiner niedrigsten und anstössigsten Gestalt, inmitten der Noth, und Dank dem durch ihn selber rüstig geförderten Elende des Volkes, seine „soliden Gewinne". Denn warum nicht solide, da doch die humane Gesetzgebung durchaus kein Mittel dagegen anzuwenden wusste? Die *Toleranz* des Zeitgeistes konnte es nicht dulden, dass der Wucher in seiner individuellen Freiheit beengt werde! Entstehen Nothstände des ausgesogenen Volkes daraus, so tritt ja wieder die *Humanität* desselben Geistes dafür ein und sammelt in ihren verschiedenen Tempeln die Non-Valeurs ihrer laut verkündeten Wohlthätigkeits-Scherflein. Und damit der „Handel" wiederum hierdurch nicht beschränkt und gekränkt werde, ergiesst sich über die Nothdistrikte, alsbald nach Ankunft der von der Humanität des Reichthums der dortigen

Armuth gespendeten Kleidungsstücke und Feuerungsmaterialien, die Arrièregarde der grossen Armee des „Regulator's unserer Zustände" in den Personen der berüchtigten „Rückkaufshändler" vom Berliner Mühlendamme, welche den Elenden die „Liebesgaben" der Residenz für einen Spottpreis wieder abkaufen, damit jene Frierenden sich eine momentane spirituose „Wohlthat" dafür gönnen mögen (was mit der „Verbesserung von innen heraus" übereinstimmt). Die humanen Käufer aber beeilen sich, ihren Plunder in Berlin mit „solidem" Gewinne an dortige Gimpel loszuschlagen, um etwa mit dem „stark ausgebildeten Instinkt", der ihnen mit den grossen Mustern und Meistern des Geldhandels gemeinsam ist, als neueste Kapitalisten und Volks-Wohlstands-Regulatoren an der letzten *Hausse* noch rechtzeitig partizipiren zu können. Denn rasch muss man sein; die Börse wartet nicht, sie repräsentirt den wahren ewigen Fortschritt: schon in demselben Zeitungsblatte, welchem obige Rückblicke entnommen waren, steht der *Tagesbericht* zu lesen:

> „Die heutige Börse war vielleicht unter den vielen animirten Börsen der letzten Zeit die animirteste. *Ohne dass besondere Gründe vorlagen*, setzten die Course auf allen Gebieten wieder procentweise höher ein, als sie gestern geschlossen hatten, und das Geschäft erreichte eine Ausdehnung, wie sie in der bisherigen Bewegung wohl einzig dasteht. *Die Spekulation, kühn gemacht durch die Gewinne, die sie erzielt, kennt keine Grenzen und sieht keine Grenzen mehr. So wild wie heute ist es denn doch in dem bisherigen Verlauf der Hausse-Strömung wohl noch nicht zugegangen, und unwillkürlich fragt man sich, fragen sich alle verständigen Elemente an der Börse, wo das endlich hinaus soll.*"

Nun, in wenigen Tagen hörte man — ohne dass besondere *Gründe* vorlagen — von neuen *Gründungen*, die sich seitdem stätig vermehrten; es erschollen, spekulative, Warnrufe wie vor einem nahen neuen *„Krach"*, und die Course, welche sich an Theissüberschwemmungen und Wollmarkt-Verhältnisse, als um ganz gleichgiltige Realitäten, bei ihrem rapiden, idealen Aufschwunge nicht im Mindesten bekümmert hatten, benutzten jetzt, als das „Publikum" eben seine kleinen Kapitalien in den

strotzenden Gesundheitsstrom geworfen hatte, den nächsten unglaublichen Börsenwitz eines allarmirenden Depeschenerfinders als einen willkommenen Grund zu einem — natürlich in dieser Zeit des Segens nur vorübergehenden — allgemeinen Niedergange. Der Gewinn verblieb dabei wiederum den grossen, oder auch kleineren „Häusern", deren Kapitalansammlung aus den verspielten bürgerlichen Ersparnissen des Volkes alsdann mit Stolz als Beweis unseres gehobenen Nationalwohlstandes uns aufgewiesen wird. — Mit solcher Würde und Grösse tritt bei uns Dasjenige auf, was sich des Lebens *freuen* kann, was das *Glück* der Nation repräsentirt. Sollte nicht dies Alles uns Deutsche, vor deren Augen es sich begibt, zu recht ernstlichem Bedenken stimmen? Und zwar um so mehr, je lauter gerade aus der betreffenden Sphäre her die beredtesten Anpreisungen der neuen Bewegung, als des sicheren Zeichens eines thatsächlich bereits beginnenden neuen Aufschwunges der bis jetzt allgemein darniederliegenden ökonomisch-sozialen Verhältnisse unseres Landes, erschallen. Denn besagter „Aufschwung" müsste uns doch schon als bei diesem seinem Beginnen selbst auf das Ernsteste wiederum bedroht erscheinen, wenn ihm ein solches widersinniges und unnatürliches Uebertreiben der darauf spekulirenden Thätigkeit des Geldhandels, und des damit engest verbundenen Börsenspieles, von vornherein die Möglichkeit einer gesunden Entwickelung benimmt, und das junge Wiederaufkeimen des nationalen Wohlstandes dem Volke, zum Besten weniger unproduktiver Spielgewinner, schmählich untergräbt!

Wenn es galt die schroffen Widersprüche in Kürze zu charakterisiren, an welchen unsere Zeit auf allen Gebieten krankt, so musste man den allerschreiendsten Widerspruch zwischen der Blüthe der Zeit: dem florirenden Geldhandel, also dem abstraktesten *Mittel* des materiellen Lebens, und dem Zustande des Bodens, des natürlichen Untergrundes des Volkslebens selber, am stärksten betonen; und gerade weil dieser Widerspruch von Allen mehr oder weniger bewusst em-

pfunden werden kann und muss, so ist es eine Pflicht des wahren Volksfreundes, seiner bei jeder Gelegenheit wiederum zu gedenken. Die rechte Erkenntniss dieses Missverhältnisses darf als die wirksamste Vorbereitung gelten zu dem nothwendigen Verständnisse für die Grundkrankheit unserer Zeit: jene unselige Lösung des Menschen von dem Boden der Natur und damit aus dem Zusammenhange mit dem *Göttlichen*, und seine Ueberantwortung an widernatürliche, wurzellos schmarotzende und vergiftende Zwischenmächte, wie sie in der zuletzt betrachteten Sphäre am greulichsten sich geltend machen. —

„Was sind das für Zustände, wo solche Dinge möglich sind? Wie weit ist es mit einem Volke gekommen, das sich hiervon nicht zu befreien weiss? Was ist da noch zu hoffen, — wo kann man die helfende Hand noch anlegen, — was sind die noch lebendigen Kräfte, welche dagegen noch heilsam zu wirken vermöchten? — So steht es! — Ihr, die ihr es hier und dort an grell aufleuchtenden Beispielen einmal empfunden habt, jetzt lasset euch bedeuten, dass und inwiefern es im ganzen Zusammenhange aller Verhältnisse euerer Zeit, aller Zustände eueres Volkes und Staates, ebenso steht, — was ihr wirklich erlebt und geduldet habt, — wohin das führen muss, — und wo es für euch, wenn ihr aufmerkt, noch Anhaltepunkte gibt zur *Reform*, zur Vermeidung des *gewaltsamen* Durchbruches elementarer Naturgewalt, zur friedlich-allmählichen Neubelebung der in euch, in euerem Volksgeiste und seiner Geschichte, vorhandenen natürlichen Anlagen, Fähigkeiten, Formen und Ideen. Lasst uns kühn und klar mitsammen zusehen, was vorliegt, und was damit im besten Sinne für unser nationales Wohl, und weiterhin für die Ordnung der internationalen Verhältnisse, noch etwa anzufangen ist."

So spricht der hellblickende Freund zu uns und leitet uns Schritt vor Schritt durch die Irrthümer der Zeit auf die Bahn der Natur, zum Verständnisse des deutschen Geistes für seine eigenste, ihm eingeborene Form der Volks- und Staatsordnung und der Weltauffassung. Und nun ich daran gehen will, aus

seinen Mittheilungen unserer kleinen Gemeinde einen Auszug zu liefern, um daran anzuknüpfen, was wir für unsere besonderen Wünsche und Zwecke davon erlernen können, nun, nach der vorläufigen, nur erst flüchtigen Darstellung der vor uns allen offen daliegenden *Wirklichkeit,* in welche der Hellblick unseres Freundes uns jetzt tiefer hinein schauen lassen soll, bis wir aus ihrem innersten Grunde, mit den Augen unseres eigenen Meisters, wiederum in das *Ewige* weiterblicken werden, — nun endlich will ich den Freund auch mit seinem, uns nicht mehr unbekannten Namen nennen: er heisst:

Constantin Frantz

und sein Werk:

„Der Föderalismus als das leitende Princip für die soziale, staatliche und internationale Organisation, unter besonderer Bezugnahme auf Deutschland, kritisch nachgewiesen und konstruktiv dargestellt.“ (Mainz, Franz Kirchheim 1879.)

Mit diesem Buche wird uns wahrhaft wohlgethan. Wir befinden uns über alle Parteistandpunkte frei erhoben, dahin, von wo aus man ruhig *sehen* kann, *was ist,* anstatt nur zänkisch zu vertheidigen, was man sich einbildet. Dabei bleibt auch jene flache und schwache „Objectivität“ uns ferne, welche entweder nur die Maske einer schlauer operirenden Parteilichkeit ist, oder alle jeweiligen Parteilichkeiten für ewige Gegebenheiten annimmt, von deren theoretischer Ausgleichung sie alles Heil sich verspricht, — ohne dass nachgefragt würde, ob die Ursachen der Parteispaltungen damit aufgehoben würden, und ob die Ausgleichung wirklich auf natürlichen Grundlagen, und nicht etwa nur in der wissenschaftlichen Idee des politisch „Schönen und Guten“ beruhe. Solche Objectivität wird von Manchen allerdings für die ideale Blüthe jener sogenannten *Realpolitik* angesehen, ausserhalb welcher überhaupt alles Politisiren eine baare Thorheit sei. Man müsse das einmal *Geschehene,* als das historisch Richtige und allein Giltige anerkennen, nach Hegel's Grundsatze *alles Wirkliche ist vernünftig.* Als C. Frantz einmal in den „Bayreuther Blättern“ seine Gedanken über das

Thema *was ist deutsch?* ausgesprochen hatte, da konnte man bei den Lesern die Ansicht äussern hören: das sei alles recht schön und gut, doch aber durchaus nutzlos, weil es nun einmal der „Realpolitik“ nicht entspreche. *Auf dem Boden der gegebenen Thatsachen stehen* nennt man das; als ob es ausserhalb dieser „Thatsachen“ nichts Wirkliches und Wahres gäbe, — während doch die ganze Geschichte nur die Vergänglichkeit aller solcher „gegebenen Thatsachen“ uns predigt. Die Realpolitik dauert in der That gerade so lange, bis die neue Realpolitik die alte Realität über den Haufen stösst, wovon der Realpolitiker vorher nichts geahnt hat, wonach er sich aber alsbald wieder straff auf den neuen „Boden der Thatsachen“ stellt, gleichviel, wie weit dieselben von seinen früheren „thatsächlichen“ Anschauungen und Ueberzeugungen abweichen mögen. Weder tiefer Blick noch ethische Würde sind dabei zu erlangen; was man denn auch deutlich an unseren heutigen Realpolitikern bemerken kann. Doch mag dies immerhin den Bedürfnissen des lediglich „politisirenden“ Staatsbürgers genügen, — nicht aber dürfte er dann, wie er es zu thun liebt, den wirklich tief und hell Blickenden verächtlich über die Schulter ansehen, dessen Politik auf der wahrhaftigen *Anschauung der Geschichte* beruht, und nicht nur von dem unmittelbaren Anstossen an das eben jetzt Geschehende, von dem staunenden Stehenbleiben vor dem dicht Gegenwärtigen, bestimmt wird. *Alle grossen Köpfe* sagt Schopenhauer *haben in der Gegenwart der Anschauung gedacht*; was aber ist die *Anschauung* der „grossen Köpfe“? — jedenfalls eine andere, als jene bornirte *Anschauung der Gegenwart* der kleinen. Der enge Blick sieht eben nur das zunächst vorliegende Moment und hält dieses für die wahre Realität, welche herzustellen die eigentliche Aufgabe der ganzen, nun danach theoretisch konstruirten, geschichtlichen Entwickelung gewesen sei. Der weite Blick überschaut das stäte Vergehen der einzelnen Momente; der tiefe aber erkennt in diesem stäten Vergehen ein *Beständiges*, das sich durch allen Wandel hindurch erhält. Innerhalb einer wechselreichen Volksgeschichte erschaut

dieser Blick den festen, typischen Charakter des Volkes, welcher, wie oft auch abirrend und verdunkelt, an einzelnen Punkten doch stäts von Neuem, mitunter nach langen Zwischenzeiten völliger Nacht erst wieder, hell aufleuchtet und als das eigentlich *Reale* dieser Volksgeschichte sich offenbart. Davon also hätte eine echte Realpolitik, welche nicht an den historischen Augenblick sich klammert, besonnen auszugehen; dies hätte sie als Maassstab allen jeweiligen geschichtlichen Bildungen prüfend anzulegen, die Abweichungen davon als geschichtliche Irrwege und Irrthümer — deren Möglichkeit doch wohl Niemand leugnen wird — ehrlich aufzudecken und über ihre Berichtigung im Sinne jener wahren Realität, d. h. aber: über eine mögliche Förderung und Erhaltung jener vergessenen Naturwahrheit, mit energischem Ernste nachzusinnen. Nur was auf *natürlicher* Grundlage ruht, kann das *Beständige* sein. Es bleibt nur so lange beständig, als es jener Grundlage entspricht. Wird ein Volk von seiner natürlichen Grundlage gänzlich abgedrängt, so verliert es endlich selbst seinen Bestand: es geht wirklich unter. Sowohl durch allmähliche innere Zersetzung, als auch durch plötzliche Gewalt von aussen kann dies geschehen. Besitzt das Volk keine eigene innere Naturkraft und Naturwahrheit mehr, sondern nur noch eine künstlich auferlegte Machtrüstung, so muss es endlich einmal dahin kommen, dass es, nach der Aufzehrung der inneren Gesundheit durch das Uebermaass der Anstrengung für jene Rüstung, im Kampfe von Macht gegen Macht zuletzt einem Stärkeren unterliegt, welchem ein grösseres natürliches Vermögen auch die Ueberbietung aller äusseren Rüstungen ermöglicht. Dazwischen steht aber noch ein Drittes: die Gewalt kann *von innen* hervordringen, wenn die Naturbedürfnisse des Volkes in schwerster Zeit sich wiederum elementarisch Luft zu machen suchen, weil Niemand mit echter Realpolitik dafür gesorgt hat, die Naturbedürfnisse und die natürlichen Grundlagen des Volksgeistes und -Lebens rechtzeitig zu beachten, das Beständige in diesem Volkswesen zu erkennen und zu erhalten, und in diesem Sinne wahrhaft *konservativ* zu

wirken. Diese echte Realpolitik und dieser echte Konservativismus ist es, was C. Frantz vor allen kurzsichtigen Momentanpolitikern, sowohl unter den Parteikämpfern als auch unter den Objectivitätsweisen, königlich auszeichnet. Er zeigt uns die Naturbedingungen und Naturbedürfnisse, die Naturanlagen und Naturkräfte des deutschen Volkswesens, und dringt auf die Erhaltung dessen, damit es — als unser, in allem Vergehen des Bestehenden, wahrhaft Beständiges — uns nicht ganz verloren gehe unter den Abirrungen vom geraden Wege seiner Entwickelung, wie durch die vergiftenden Einflüsse einer Mischung mit fremden Elementen. Doch freilich — er steht damit in einer edelen Minorität hoffender und warnender Freunde des deutschen Volkes, während der Majorität die Nothwendigkeit nicht zum Bewusstsein kommen will: die deutsche Natur, welche nach ihrer Eigenart nur allzuleicht sich dem Fremden assimilirt, gegen dessen Uebermacht recht sorgsam in sich selbst zu stärken und zu erhalten, und so ihren Untergang abzuwenden, der unter solchen Umständen drohend bevorzustehen scheint.

In der That erhoffen aber Manche, welche an der Möglichkeit einer natürlichen Entwickelung gesunder Zustände aus dem Wirrsal der herrschenden Nöthe und Irrungen ganz verzweifeln, das einzige Heil von der faktischen Durchführung einer vollständigen *tabula rasa*. Erst müsse alles Bestehende untergehen: dann könne ein neues, gesundes Leben aufblühen und seine eigene natürliche Form sich bilden. Diese negativen Hoffnungen steigern sich zu thatsächlichen Wünschen, woran sich bereits praktische Bestrebungen anknüpfen, die *tabula rasa* herbeizuführen; wie sie der radikale Nihilismus als das nothwendige Arrangement der Welt zur Vorbereitung für eine ihm übrigens noch gleichgiltige, künftige Idealordnung menschlichen Daseins geradezu fordert. Jedoch mit solchen Hoffnungen, Wünschen und Bestrebungen lässt sich eben wohl *vernichten*, aber nicht *schaffen*. Träte wirklich einmal der ersehnte Zustand der tabula rasa ein, und es hiesse nun: *positiv produziren*, das grosse Neue, das vernünftig gesunde Leben und seine

natürliche Form erwirken: so würde es damit auf den Trümmern alles Bestehenden, und in völliger Ermangelung aller anderen natürlichen Anhaltepunkte und Entwickelungsmomente ausser dem alsdann herrschenden absoluten Barbarismus der entfesselten allgemeinen Zerstörungswuth, offenbar gar übel bestellt sein! — Dagegen gibt es nun aber den einen merkwürdigen Trost, dass eine wirkliche *tabula rasa* ein Unding ist. *Semper aliquid haeret:* etwas bleibt immer übrig. Es frägt sich nur: *was?* Auf dieses Was kommt es an, wenn es sich um Fortentwickelung oder Neuorganisation handelt. Meistentheils bemerken wir leider, dass ein solches, in einer grossen Zerstörung des Bestehenden immer noch *Uebrigbleibende* nur wiederum die Keime neuer Uebel mit hinüber trägt, welche dann eine gar traurige Verwandtschaft mit den alten Uebeln vor der Zerstörung zu verrathen pflegen. Man denke nur an die grosse französische Revolution und an ihre wirklichen Erfolge und — Folgen! — Ginge unser deutsches Volk anf dem Wege, den es jetzt beschreitet, einmal zu Grunde, so würde das Uebrigbleibende gerade das *Undeutsche* sein, an dem es zu Grunde geht, und das sich mit ihm dergestalt amalgamirt, und es in dieser Verbindung aufzehrt, dass man dereinst, wenn gar nichts Deutsches mehr von ihm vorhanden ist, ganz leichtlich wird vermeinen können: das deutsche Volk sei gar nicht untergegangen, sondern nur in eine neue, vermuthlich höhere, Phase seiner Entwickelung eingetreten.

Darauf also käme es an, dass bei Zeiten und stätig dafür gesorgt werde, das Echte, Natürliche, Beständige eines Volkswesens zu pflegen und zu erhalten, damit auch, *wenn* einmal eine gewaltsame Umwälzung aller Verhältnisse eintreten sollte, gerade dieses Echte und Natürliche wiederum als ein *Bestehendes* zum Vorbilde zukünftiger Neuoganisation übrig bleiben könne.

Es ist leicht gesagt: „alles Bestehende muss erst untergehen, bevor ein gründlich gutes Neue sich zu entwickeln ver-

mag;" und „*anbahnen* inmitten des bestehenden Schlechten hilft nichts." — Wohl, im Sinne des Anbahnens eines auf Erden überhaupt unerreichbaren dereinstigen irdischen *Ideales* hilft dies so wenig wie etwas Anderes: aber es hilft immer im Sinne dessen, dass jederzeit etwas Gutes und Wahrhaftiges *gethan* werden müsse, da dies überall das Einzige ist, was in dem ewigen Wechsel des „heute Bestehenden" wechsellos als das Gute geschehen und bestehen bleibt. Darum: bestehen wir auf dem Guten und seien beständig im Guten, dann können wir auch alles jeweilige feindlich schlimme Bestehende, ganz ohne einen idealen Sieg oder ohne einen radikalen Untergang, dauernd glücklich *bestehen!* Auf solche Weise stäts für die Konservirung des Echten und Wahren sorgend, ist man *konservativ* im Sinne eines wirklichen *Fortschrittes*, — nicht einer Reaktion in das Gewesene, das nicht beständig bleiben konnte, sondern einer natürlichen Fortentwickelung des Dauernden, der Dauer und des Lebens Werthen, wie es in jedes eigenthümlich gearteten Volkes Wesen begründet liegt und in seiner Geschichte stäts wiederum auflebt, um allen feindlichen Elementen gegenüber zu zeigen, dass es auch hier in diesem Volke noch einen geraden Weg gibt: *aus dem Herzen der Natur heraus zu der Freiheit der höchsten Menschlichkeit.* Diesen Weg erkennend und für seine sichere und weise Beschreitung sorgend, vermeidet man möglichen Falls noch den gewaltsamen Ausbruch der gequälten Naturmacht in jenen revolutionären Umwälzungen, welche die *tabula rasa* als das einzige Heil herbeiführen wollen. Das Gute und Echte, welches man, als das Bestehenbleibende bei einer solchen schon drohenden Umwälzung, im Voraus wohlthätig besonnen zu stärken und pflegen sich bemüht, vermindert zugleich die Gefahr der immer furchtbaren Umwälzung selbst, indem es seinem Wesen nach einzig befähigt ist, der Natur auf heilsamem Friedenswege zu ihrem Rechte zu verhelfen.

Die *letzte* Form eines solchen Guten und Echten, einer solchen nationalen Naturwahrheit, welche wir zu konserviren vermöchten, besitzen wir in dem idealen Symbole des Volks-

geistes: in der Kunst. Mehr als irgend ein anderer Volksgeist hat gerade der *deutsche,* bei allen seinen vielfachen Leiden und Entfremdungen von seiner Natur, in den grossen Erscheinungen seiner künstlerischen Meister sich immer von Neuem wiedergefunden uud wieder geoffenbart. In ihnen erkennt man noch zu den Zeiten gänzlichen Verlorenseins: was deutsch ist. So lange unsere Kunst noch ihren Meister findet, geht auch das deutsche Volk nicht unter; so lange die deutsche Natur unserer Kunst noch einen Meister schenkt, lebt noch der „alte deutsche Gott". Ist aber das Volk wirklich einmal untergegangen, und der Gott ihm gestorben, weil alle Sorge für die Erhaltung des Guten und Echten, und somit auch um die Bewahrung einer reinen deutschen Kunst als des letzten Zeichens deutschen Wesens und Geistes, nicht mehr Stand halten konnte gegen die Uebergewalt der von allen Seiten, von innen und von aussen, feindlich heranschwellenden fremden Elemente der Zersetzung und Vernichtung: so wird noch auf den Trümmern des deutschen Volkes die edele Gestalt der deutschen Kunst als ewiges Denkmal des deutschen Wesens in die Zukunft ragen. Die wahrhaftige Kunst ist das *Immerwährende,* an welchem man in der Geschichte eines Volkes seine Natur erkennt: sie ist das *Letzte,* woran man diese Natur, nach dem Untergange des Volkes selbst, einzig noch zu erkennen vermag. Um so ernstlicher und unablässiger müssen wir, die wir die Kunst *haben,* dem dringenden Pflichtgebote folgen: Sorge zu tragen, dass diese unsere deutsche Kunst wirklich rein und wahrhaft erhalten bleibe, und dass sie, so lange sie noch lebt, und ein deutscher Meister sie uns schaffen und weisen kann, unverkümmert und unverdorben durch das Fremde, Falsche und Naturwidrige, welches die moderne deutsche Welt beherrscht, sich frei und stätig fortentwickeln möge zur Erfüllung ihres letzten grossen ehrwürdigen nationalen Zwekes.

Hier und *heute* ist uns noch einmal, vielleicht zum letzten Male, die Gelegenheit dargeboten, in der treuen Folge eines

hohen Meisters, die Reinheit und Naturwahrheit des deutschen Wesens in dem herrlichen Symbole deutscher Kunst zu erkennen und für die Zukunft zu fixiren. Versäumen wir nicht die heilige Pflicht, die uns vor allen Völkern zur eigensten Ehre gereicht, sondern strengen wir alle unsere Kräfte an, damit es uns gelinge, an unserer Stelle das *Gute* ganz und tüchtig zu thun, zum Troste für eine noch unglücklichere Nachwelt, und zum Denkmale für eine, unseres Volkes vergessene, ferne Zukunft: — Dass aber diese Zukunft ferne — ferne bleibe, und dass jene Nachwelt glücklicher werde, als wir heute sie uns denken können, auch dafür ist uns das letzte, lebendige Mittel in die Hand gegeben mit der strengen Pflege unserer echten Kunst, der Fortentwickelung und Reinerhaltung der deutschen Natur auf einem einzigen, edelsten Gebiete ihres Lebens. Eine schöne Erstarkung des deutschen Selbstbewusstseins kann von hier ausgehen; und wenn dann einmal dieses Selbstbewusstsein sich wirklich mächtiger und allgemeiner zeigen sollte, als heute: so wird ihm wiederum die *Kunst* den entschiedensten, wirksamsten Ausdruck geben.

Zuvor aber müssen wir es klar erkennen lernen, *was* diese heutige deutsche Welt bedeutet, und was das *Fremde* sei, davor wir vor Allem auch unsere Kunst auf das Sorglichste zu bewahren haben, — was dagegen das Echte, Gute, die deutsche Natur, die wir in unserer Kunst rein erhalten sollen: zu *dieser* Zeit — für *alle* Zeiten.

Dahin führe uns, in den nächsten Abschnitten, der klar schauende Freund.

Erstes Kapitel.

Zur sozialen Frage.

> Ein grosses Uebel in den Wissenschaften, ja überall, entsteht daher, dass Menschen, die kein Ideenvermögen haben, zu kritisiren sich vermessen.
>
> Goethe (Sprüche in Prosa).

I. Die Marxische Theorie vom Arbeitswerthe.

Constantin Frantz versetzt uns gleich auf den ersten Seiten seines neuen Buches vom „Föderalismus“ mitten in die *soziale Frage*, und zwar mit der unwiderstehlichen Kraft einer wahrhaft klassischen Kritik des heutigen *Sozialismus*. Die sozialistische Bewegung weist uns noch am Nachdrücklichsten den Boden der sonst überall so schmerzlich vermissten Natur auf. Hier ist es die grausame Natur der realen *Noth*, welche diese ganz unverhohlenen und rücksichtslosen Bestrebungen nach einer Umwandelung der herrschenden gesellschaftlichen Verhältnisse hervorgerufen hat. Wohl mögen die heutigen sozialistischen Bestrebungen noch weit davon entfernt sein, ihr Ziel zu erreichen, oder auch nur ihren rechten Weg zu finden, und auch mit der Wahrhaftigkeit der Noth mögen sie es oft nicht sehr ernst nehmen. Dennoch wird Jeder, der ehrlich nach dem Ursprunge des zu Grunde liegenden Elendes forscht, aus der natürlichen Entwickelung der deutschen Geschichte selbst die innere Nothwendigkeit dieser neuesten Bewegungen schaudernd

erkennen müssen. Zu einer Zeit, als die anderen grossen europäischen Kulturvölker der jüngeren nachchristlichen Geschichtsepoche, theils durch eine starke staatliche Konsolidirung und Zentralisirung der im Inneren vorhandenen natürlichen Vortheile und Fähigkeiten, theils durch die Gewinnung ungeheurer fruchtbarer Kolonialgebiete, ihren unerschöpflich dünkenden Nationalreichthum sich begründeten, der sie noch jetzt alle inneren und äusseren Erschütterungen, deutsche Invasionen und irische Nothstände, ohne Gefährdung ihrer Existenz mit ruhigem Stolze ertragen lässt: zu jener Zeit verlor Deutschland in dem unseligsten Religionskampfe, der es ein Menschenalter hindurch zum Tummelplatze der verwüstenden Kriegsvölker aller Länder machte, auf schmähliche Weise und anscheinend unwiederbringlich seine Gesundheit, seine Kraft, sein Selbstbewusstsein, kurz: die Fähigkeit, ein wohlhabend glückliches stolzes und starkes Volk zu sein. Entvölkert, verarmt, verzweifelnd an sich selbst trat es in das nächste Jahrhundert hinüber — es brachte nichts mit sich als die geretteten und gerade jetzt wunderbar neu befruchteten Keime seiner erhabenen Kunst.

Wie hat auch diese einzige deutsche Macht seither unter der vielbeklagten „Armuth“ des Volkes zu leiden gehabt! Wohl kann die zwingende *Noth* grosse, Kultur wirkende Geister erwecken; nicht aber mag auf ihrem breiten Boden die höchste geistige Kultur selber zu blühen, in deren Garten die *Kunst* ihre wahre Heimath finden dürfte. Was hülfe selbst „der Medicäer Güte“ — ohne deren Güter? Es hatte unserer deutschen Kunst für ihre Entwickelung zu einer wahrhaft nationalen Machtstellung nur so wenige Hilfe in grösserem Style geleistet werden können, dass späterhin, als auch in Deutschland aus der allgemeinen Kargheit der Verhältnisse einige „Millionäre“ auftauchten und „Luxus treiben“ konnten, diese vor jener wahren Kunst nur so geringe Achtung zu haben vermochten, dass sie anstatt ihrer auch nur eine eitele, fremde Luxuskunst oder Unkunst zu protegiren wussten. Aber — die wahre deutsche Kunst war

doch vorhanden, sie blieb dem deutschen Volke treu, sie zeugte und gebar ihm, ohne anderen Schutz als den ihres eigenen deutschen Geistes, die herrlichsten Tröstungen in den schwersten Stunden seiner Geschichte.

Die „Mächtigen" beachteten diese Macht im Allgemeinen freilich eben so wenig mit verständnissvoll sympathischem Blicke, als wie etwa das, mit falschem Eifer allzusehr verheimlichte, Elend des Volkes. Immer und immer ward bei den so ganz anderen, unglücklichen Zuständen Deutschlands demselben doch die Nachahmung des blendenden Gebahrens eines reichlich bevorzugten Auslandes zugemuthet. Waren es nach dem grossen Kriege zunächst jene unzähligen kleineren und grösseren fürstlichen Höfe gewesen, welche das eben erst matt sich erholende Volk für die Ermöglichung ihrer nachgeäfften französischen Prunkfeste erbarmungslos besteuerten: so ward das Missverhältniss zwischen Sein und Sollen späterhin, unter dem Anscheine national-geschichtlicher Grossartigkeit, noch widerwärtiger, als nun dem, endlich selbst nicht mehr durch Milliarden aufzuhelfenden, sondern nur noch mehr zu schädigenden „armen Deutschland" der ganze üppige Haushalt des modernen Gross- und Weltmacht-Staatswesens, in seiner vollen diplomatischen, parlamentarischen und militärischen Gala-Uniform, ehrenhalber aufgeladen ward.

Neben dem deutschen *Künstler* war es dereinst allein der deutsche *Krieger* gewesen, welcher sich in der, mit der Neugeburt unserer Kunst zeitlich etwa zusammen treffenden, unvergleichlichen Schöpfung des *königlich Preussischen Kriegsheeres* aus dem Elende, der Lüge und Faulheit damaliger Zustände kräftig und selbstbewusst emporgerafft, fest auf eigene Füsse gestellt und auch fürderhin noch glänzend und kühn der Welt gezeigt hatte, was Deutsch sei. Während aber die deutsche Kunst zuerst von den französirten Fürstenhöfen, und alsdann von dem modernisirten liberalen Staats- und Reichswesen verständniss- und theilnahmlos als leeres Spiel bei Seite geschoben und sich selbst überlassen ward: so musste dagegen die deutsche

Militärmacht im Verlaufe unserer, aus der Richtung der deutschen Natur abgelenkten Geschichte von Staat und Reich bis in das Ungeheuerliche emporgetrieben und zum unangreifbaren Kolosse aufgezogen werden. Doch auch dies wäre jedenfalls noch erträglicher gewesen, als wie etwa eine, hierdurch unmöglich gemachte, Wiederholung dreissigjähriger Kriege, wenn nur nicht gerade jetzt, an Stelle der ebenso unmöglich gewordenen Ausnutzung der Volksarmuth durch deutsche „Höfe“, eine solche Ausnutzung in ungleich stärkerem Grade von Seiten gewisser undeutscher „Häuser“ betrieben worden wäre. Da ward dann freilich jeder Hebung des an sich schon bescheidenen, nun aber noch von innen her andauernd geschädigten Nationalwohlstandes mit den immer steigenden Anforderungen zur Bestreitung der militärischen Bedürfnisse alsbald wiederum ein Riegel vorgeschoben. So schlug auch dieses stolze deutsche Eigenthümliche und Wahrhaftige, da es in Folge des Mangels besonnener Schätzung und Schützung der natürlichen Grundlage des Volksvermögens unwahrhaftig ward, in sein Gegentheil um und zu unserem Schaden aus. Die deutsche *Kunst* und die deutsche *Noth* blieben allein und allverlassen übrig; und in ihren Bestrebungen nach freiem Athem, nach gesunder Existenz, nach möglicher Umwandelung der daran verhindernden herrschenden Zustände, haben unsere künstlerische, der *idealen* Noth des Volksgeistes entspringende und jene soziale, der *realen* Noth des Volkslebens sich verdankende Bewegung heut zu Tage eine nicht abzuleugnende Aehnlichkeit. Aber freilich nur in ihrem Kerne, da nämlich, wo sie beide mit der reinen Energie der Ehrlichkeit der wahren Natur der Verhältnisse entsprechen, verräth sich diese ihre innere Verwandtschaft, in Hinblick auf welche auch eine kritische Betrachtung unseres modernen Sozialismus an dieser Stelle uns nicht als etwas gar zu weit abliegend Fremdes erscheinen dürfte.

Ist in dem preussisch-deutschen Militärwesen die Kraft, die Tapferkeit, der Gehorsam, die Besonnenheit, die Ordnung ein wirklich bewundernswerthes, und dabei ein erfreuliches,

schönes Nationalgut, welches seinen mannhaften Verwaltern den Charakter eines gewissen berechtigten Stolzes und einer, sonst in unserem Volke ungerne vermissten Würde verleiht: so ist andererseits auch die Noth, und die daraus erwachende Sehnsucht des Volkes nach besseren Zuständen, ein gar nicht ernst genug zu nehmendes Grosses und Wahrhaftiges in unserer nationalen Existenz, aus dessen geziemender, dem Grade seiner Grösse und seines Ernstes entsprechender, weiser Beachtung und intim verständnissvoller Leitung unseren gesellschaftlichen und staatlichen Zuständen neue innere Kraft, Gesundheit, Würde und Wahrheit gewonnen werden müssten. Aber die historische Direktive des modernen Staates führt ihn weit über diese natürlichen Triebe der gesellschaftlichen Nöthe hinweg; ihm kann die wachsende Gewalt solcher Naturkraft schliesslich nur als eine, mit anderen Gewaltmitteln zu bändigende, Gefahr für seine eigene geschichliche Existenz sich darstellen. So überlässt er auch hier, weil selbst von der Natur seines Volkes abgelöst, die werthvolle Aufgabe der Organisation des vorhandenen Natürlichen, im Sinne des einzig ersehnten nationalen Wohles, einem *fremden* Elemente, welches auch dieses heilige Gut, unsere eigenste *Noth*, durch die naturwidrigste theoretische Verdrehung ihrer Bedürfnisse und Begehrungen uns gründlich verdirbt und der heilsamen Möglichkeiten ihrer friedlichen Organisation beraubt. Unsere soziale Bewegung, d. h. die instinktiven, naturwahren Regungen in dem, von den geschichtlichen Resultaten der gesellschaftlichen Entwickelung mehr und mehr bedrückt sich empfindenden Volksgeiste — wir sehen sie alsbald unter die verleitende Gewalt einer fremdartigen Intelligenz gerathen, welche die grosse praktische Frage des Volkswohles in die Formen einer einseitigen Theorie presst, die nun auf höchst verderbliche Weise zum sozialpolitischen Evangelium der unwissenden Masse erhoben wird. Die herrschende sozialistische Theorie, welche der, in die sozialistische Strömmung getriebenen Volksmasse bereits als unzertrennlich von dem natürlichen Rechte ihrer Noth erscheint, ist die des in England lebenden jüdischen

Sozialpolitikers Marx, mit deren Kritik C. Frantz sein Werk beginnt.

Es ist dies eine, durchaus nur von den Verhältnissen des *englischen Fabrikwesens* und der *englischen Maschinenarbeit* abstrahirte Theorie. Der scharfe Verstand des, ausserhalb eines grossen nationalen Lebens stehenden, Sozialpolitikers hatte sich jene fremden Verhältnisse auf das Vollkommenste eingeprägt; und es frug sich nun, was weiter damit anzufangen sei? Da zeigte sich sogleich eine bedenkliche Schranke für diesen Verstand. Das jenen spezifisch-englischen Verhältnissen Abgelernte auf die ganz verschiedenartigen *deutschen* Zustände, und zwar auf alle Weisen menschlicher Arbeit gleichmässig, zu übertragen, und damit überhaupt die Sache des Volkes in eine Sache der *Arbeiter* zu verkehren, — das war es, was der fremde Geist allein vermochte. Dagegen musste es ihm unmöglich bleiben, auf dem Boden einer bestimmten Volksnatur in deren Geiste schöpferisch zu wirken und aus ihrem inneren Wesen und Bedürfen die natürlichen Formen für eine Organisation ihrer verwahrlosten gesellschaftlichen Zustände zu gewinnen. So aber hintertreibt der Umstand, dass die deutsche Noth der leitenden Intelligenz des fremden Geistes anheim gefallen ist, die in Deutschland noch möglich gewesene Reform

Deutschland ist nicht England, wenn auch für Marx Arbeiter = Arbeiter sein mag. C. Frantz erinnert uns daran: in Deutschland sind noch zwei Drittel der Bevölkerung freie Bauern; in England dagegen sind zwei Drittel Stadtvolk, Kapitalisten und Pächter. Bei uns sind Handel und Fabrikwesen noch weniger entwickelt als in England, dessen Volkskraft in solchem Maasse darin aufgeht, dass sie unfähig bleibt, sich in einem tüchtigen, der britischen Weltmacht entsprechenden Kriegsheere zu bewähren, wie es doch andererseits für England, zur Bewahrung seiner mächtig anschwellenden Kolonialgebiete, immer mehr zur Nothwendigkeit werden muss. Es existirt bei uns neben dem blossen „Geldprotzenthume“ noch ein sehr bedeutender Gelehrten- und Beamtenstand; und die Arbeiter selbst werden durch die all-

gemeine Schul- und Wehrpflicht vor der äussersten Verwahrlosung noch immer geschützt. Die Scheidung der Klassen ist hier bei Weitem nicht so prägnant ausgebildet, als jenseit des Kanales. Die grosse soziale Frage geht, wenn richtig gestellt, bei uns noch lange nicht ausschliesslich in der Frage des Verhältnisses zwischen verarmten Arbeitern und arbeitgebenden Grosskapitalisten, zwischen Besitzlosigkeit und Eigenthum auf. Weder konnte unser Volk ein solches reines Arbeitervolk im Marxischen Sinne der englischen Fabrikwelt werden, noch unser Grosskapital, abgesehen von einigen undeutschen spekulirenden Millionenmachern, bereits zu jener erdrückenden absoluten Macht des englischen Reichthums aufwachsen. Daher wäre bei uns, wo die Begriffe des Volkes und des Besitzes sich noch vielfach berühren und nicht nur in schroffer Feindlichkeit sich gegenüber stehen, die friedliche Reform bei einer, mehr der Natur entsprechenden Wendung der sozialen Bewegung recht wohl noch möglich gewesen. Die Noth Deutschlands beruht vornehmlich auf der thatsächlichen *Armuth* des Landes: jede hinzukommende Verkehrtheit und Schädigung gesellschaftlicher und staatlicher Zustände und Unternehmungen trägt alsdann freilich um so mehr zur Vergrösserung der Noth bei. In England beruht die Noth hingegen auf dem *Reichthum;* der Besitz ist dort ganz auf die eine Seite des Volkes, auf jene der Minorität der modernen Arbeitsherren und der alten feudalen Herren von der Nichtarbeit, zwischen Fabrikschlot und Fuchsbau hinüber geworfen. In Folge dessen ist auch gerade in England, und zwar eben von den Fabriken aus, die sozialistische Bewegung zuerst in der jetzt modern gewordenen, dem mehr idealistischen Geiste des älteren französischen Sozialismus entfremdeten Form zu dieser drohenden Gewalt angeschwollen, welche nun auch drüben von *deutschen* Sozialisten ihre geistige, theoretisirende, Förderung erhält. Dass aber Marx die deutschen Arbeiter, und ihnen nach das übrige sozialistisch angeregte deutsche Volk, von dem Verständnisse für die Grundverschiedenheit zwischen den englischen und den deutschen Zuständen

durchaus abgelenkt hat, dass er von einem, bei uns noch gar nicht in diesem Maasse vorhandenen Zwiespalte zwischen Kapital und Arbeit ausgeht, und nun die Arbeitermasse zu einer, wiederum mit deutscher Gründlichkeit oder Plumpheit ganz radikal gegen alles und jedes Kapital als solches sich wendenden, unsinnig verderblichen Hetze auf das Eigenthum verführt, worüber jede Erinnerung an deutsche Eigenthümlichkeit und deutsches Bedürfniss verloren wird, — das ist der Fluch, der auf unserer ganzen sozialistischen Bewegung ruht, und den das erste Kapitel in dem Buche unseres Freundes auf das Lebhafteste und Lehrhafteste in seiner greulichen Widersinnigkeit derart vorzüglich illustrirt, dass man, als Leser dieser einundzwanzig ersten Paragraphen, einen im Grunde so schrecklichen Inhalt, Dank der Klassizität der Darstellung, immer noch mit einem gewissen geistigen Genusse in sich aufnehmen kann.

Wir aber wollen an dieser Stelle nicht derart *geniessen*, sondern zunächst nur einfach und deutlich die Hauptpunkte jener Kritik uns gemeinsam vergegenwärtigen; denn *unsere* Genüsse sind anderer Art, und nicht eher würdig zu erleben, bevor uns nicht die aufklärende Wirkung einer hellen Erkenntniss der uns umgebenden wirklichen Verhältnisse zu Theile geworden und zum allgemeinen Bewusstsein gekommen ist.

Der Grundirrthum der durch Marx aufgestellten modernen sozialistischen Theorie besteht, wie Frantz uns nachweist, in der Annahme, dass der Werth der materiellen Güter gleichartig durch das auf ihre Herstellung verwendete Arbeitsquantum bestimmt werde. Diese Hypothese einer absoluten Gleichartigkeit der Güter ist ein eben so grosser, aller Naturwahrheit widersprechender Irrthum, wie jener der *politischen* Revolution, welche die Gleichartigkeit des Volkswillens proklamirte. Hier enthüllt sich sofort die dem Sozialismus mit dem Liberalismus gemeinsame eigenthümliche Missachtung der Natur. Nur bei solchen Arbeiten, für welche die Naturfaktoren *nicht* in Frage kommen, also bei der *Fabrikarbeit,* nicht aber etwa beim Ackerbau, bei der Viehzucht, beim Bergbau, bei der Produktion der Rohstoffe

überhaupt, kann man die Gleichung: Arbeitsquantum = Produktionsquantum, und also Arbeitswerth = Produktenwerth, als richtig anerkennen. Ist aber die reale Gleichheit der Arbeitswerthe eine Fiktion, so fällt damit auch das ganze Marxische System des sozialistischen Arbeiterstaates.

Wie verschieden bestimmt sich der Werth eines Produktes schon durch den Vorrath und die Qualität der Waare einerseits, durch das Bedürfniss und den Geschmack der Käufer andererseits; und wie verschieben sich die Werthverhältnisse in Folge der Konkurrenz, welche doch überall sich einfinden muss, wo Tauschhandel besteht! Dass der Tauschwerth einer Waare kurzweg gleich ihrem Arbeitswerthe sei, das ist eine Behauptung von Marx, welche von allen natürlichen Verhältnissen und Bedingungen des Kaufes und Verkaufes absieht. Zudem aber gehört zu einer solchen Bestimmung des Werthes der Waare nach dem Quantum der darauf verwendeten Arbeit vor allen Dingen nothwendiger Weise die Feststellung des *durchschnittlichen Arbeitsmaasses*. Es muss eine Taxe des Arbeitsquantums für die verschiedenen Arten der Arbeit staatlich vorgeschrieben werden, wonach alsdann der Werth der Produkte sich bestimmt. Wer mehr Arbeit darauf verwendet, hat dafür keine Entschädigung oder von der besseren Qualität seiner Arbeit keinen Vortheil, da die Taxe des Werthes nach der Taxe des durchschnittlichen Arbeitsmaasses einmal feststeht.

Aber wie diese nun feststellen? — Diese unlösbare Aufgabe des sozialistischen Staates weiss Frantz uns sehr drastisch zu schildern.

Zunächst wäre ein Durchschnittsmaass der Arbeit jedenfalls nur *relativ*, je nach dem eben vorhandenen allgemeinen Stande der Industrie, festzustellen denkbar. Wenn man also an der Taxe je nach den industriellen Fortschritten nicht fortwährend ändern und damit alle Werthverhältnisse in dauernder Unsicherheit erhalten will, so muss man den Fortschritten der Industrie selbst ein für allemal Halt gebieten, damit das einmal mit Mühe und Noth glücklich gefundene staatliche Durchschnittsmaass nun

auch wirklich dauernd passe. Ueberdies aber ist die Bestimmung selbst des *relativen* Durchschnittsmaasses der Arbeit nur wiederum bei der Fabrikarbeit möglich, von woher allein Marx diesen „Grundgedanken“ seiner Theorie sich geholt hat. Bei den Webestühlen der Spinnerei kann man wohl etwa angeben, wie viele Arbeit durchschnittlich zur Herstellung einer Elle des gesponnenen Stoffes gehöre. Auf welche Weise aber will man bestimmen, wie viele Arbeit zur Herstellung eines Durchschnittskleides, einer Durchschnittslokomotive, eines Durchschnittshauses und ähnlicher komplizirter Arbeiten, aufgewandt werde, zumal der Werth aller dieser Produkte schliesslich noch so sehr durch die Mode und durch die Fortschritte der Technik bestimmt wird? Nun aber gar, sobald wir auf den Boden der Natur selbst treten, wie viele Arbeit gehört zur Herstellung eines Durchschnittsochsen, eines Durchschnittsscheffels Weizen, — oder eines Durchschnittsforstes, einer Durchschnittswiese? Hat Marx in dem Fabrikdunste seiner Gedankenwerkstatt ganz und gar nicht an die gewaltigen Unterschiede in der Bodenbeschaffenheit, an die unberechenbaren Einflüsse der Witterung, an die vielen natürlichen Bedingungen und elementaren Einwirkungen gedacht, denen das grosse, für alle Arbeit und Kultur des Volkes die eigentliche Basis bildende Gebiet des *Ackerbaues*, und was damit zusammenhängt, unterworfen ist? Wie sollen die zwei Drittel deutschen Volkes, welche den deutschen Boden bebauen, den Werth ihrer Ernte auch nur für jedes einzelne Jahr nach dem Durchschnittsmaasse bestimmen, bevor etwa die deutsche meteörologisch-physikalische Wissenschaft es so weit gebracht hätte, ihnen genau vorher zu sagen, welche widrigen Witterungsereignisse das Jahr ihnen bringen werde, und eine höchst entwickelte Statistik alsdann die weitere Aufgabe gelöst hätte, das Durchschnittsmaass der verschiedenen Einwirkungen dieser Witterungsmomente *pro anno* festzustellen! Der abstrakte jüdische Verstand des modernen Sozialisten übersah völlig das *Wesen* der Dinge, indem er sie alle nur gleichsam über den Kamm der *Verwerthbarkeit* schor, welche er als

wichtigste Seite der industriellen Thätigkeit für die Eigenthümer der Fabriksäle von Manchester kennen gelernt hatte. So war es ihm ganz gleichgiltig, dass es verschiedene Arbeitsgattungen gibt, die es nimmermehr gestatten, dass der Werth ihrer Arbeiten gleich gesetzt werde. Sollte der technisch gebildete, geistig thätige Lokomotivenbauer seine Arbeit nach demselben Maasse, wie diejenige eines gewöhnlichen Flickschusters, sich bemessen lassen, oder würde der angestrengt arbeitende Grobschmied mit dem so viel leichter beschäftigten Schneider in eine Arbeitskategorie gesetzt sein wollen? Und, wenn auch vielleicht der sozialistische Staat eine fixe Rangordnung aller Arbeitsgattungen erfände, würden die Arbeiter sich einer solchen, ihnen neu auferlegten Klassenwirthschaft gütig fügen?

Gleichwie die sozialistische Fabrikantentheorie von der Mitwirkung der *Natur* bei der Arbeit völlig absieht, so gibt es für ihre Berechnungen aber auch nicht jenes sublimste Element der Natur, den *menschlichen Geist.* Es ist eben in einem jeden Produkte menschlicher Arbeit, nicht nur, wie Marx es ausdrückt: *in den Rohstoff hineingeronnene Arbeit* enthalten, sondern, sowie in dem Rohstoffe selbst schon die *Natur* enthalten ist, so im Produkte auch *Geist.* Durch den in der Arbeit verkörperten Geist wird die Güte der Waare und der Fortschritt der Industrie wesentlich bedingt. Ohne Anrechnung des geistigen Momentes in der Arbeit und ihren Produkten bleibt man eben bei einer *Durchschnittsmässigkeit* der Arbeitsgüte stehen, welche, ohne Anregung durch die gebührende Werthschätzung des Geistes, immer mehr sinken und zur *durchschnittlichen Schlechtigkeit* werden muss, wohin ja leider unsere modernen Arbeiten, schon ohne Sozialismus, und trotz der liberalen Konkurrenz der Individuen, nur allzu starke Neigung verrathen.

Die Schätzung der *rein geistigen* Thätigkeiten ist nun aber nach der Marxischen Theorie erst recht und ganz unmöglich. Und doch wären gerade sie für den sozialistischen Staat von höchster Wichtigkeit, insofern, als in demselben sowohl der *Lehrerstand,* für die Durchführung der allgemeinen Volksbildung,

als auch ganz besonders der *Beamtenstand* sich ungemein stark vermehren müsste. Der Letztere nämlich würde allein schon zu dem Zwecke der Feststellung des Durchschnittsmaasses der Arbeit und der entsprechenden Arbeitswerthe, wie Frantz dies mit ergetzlicher Evidenz nachweist, geradezu in das Unberechenbare anwachsen müssen. Die *Statistik*, welche dazu gehörte, die einzelnen Arbeitswerthe, von jedem Ochsen an bis hinauf zu dem Arbeitswerthe in der Komposition eines musikalischen Drama's, zu bestimmen, erforderte ein Beamtenheer, und riefe einen *Büreaukratismus* hervor, an welchem der ganze sozialistische Staat schliesslieh zu Grunde gehen würde. Ein Glück also, dass sowohl das Vieh wie das Kunstwerk sich nicht nach dem Marxischen Maschinenmaassstabe bemessen lassen.

Ueberdies macht Frantz auch noch darauf aufmerksam, dass die Durchführung der Werthbestimmungen nur im *geschlossenen Handelsstaate* möglich wäre, da die Nationen verschieden arbeiten: der Amerikaner anders als der Deutsche, der Chinese anders als der Russe, ja sogar der energische Norddeutsche recht bemerkbar anders als der phlegmatischere Süddeutsche. Ist also schon im eigenen Vaterlande die Feststellung eines einheitlichen Arbeitswerthes ein schweres Ding, so wird der Handelsverkehr mit dem Auslande wegen der Nothwendigkeit der verschiedenen Taxen erst gar unmöglich. Der Handelsverkehr aber bringt die Nationen einander freundlich näher; der geschlossene Handelsstaat begünstigt die Entfremdung der Nationen, vermehrt also die Kriegsgefahr.

Das rechte Mittel hiergegen aber wäre die *internationale Konföderation*, womit zugleich, nach Frantz' Meinung, die fiktiven Segnungen des sozialistischen Staates durch eine naturgemässe und mögliche sozialpolitische Heilsordnung ersetzt würden. Und so geht die *soziale* Frage in die *internationale* auf einem Wege über, auf welchem unsere jetzt bestehenden Regierungen, im eigenen Interesse und zum Wohle ihrer Völker, durch vernünftige Reform sie noch zu lösen vermöchten, während die sogenannte „rothe Internationale“ selbst, in ihrer, durch keine

gegenseitigen Reformirungsbemühungen gehemmten, allmählichen Ueberwucherung, denselben Weg den Regierungen und den Völkern mehr und mehr verlegt, ohne doch ihren eigenen Theorien eine andere heilsame Lösung, weder der sozialen, noch der internationalen Frage verdanken zu können.

II. Falscher und rechter Begriff des Kapitales.

C. Frantz hat uns gezeigt, wie die positive Seite der Marxischen Theorie charakterisirt wird durch den Grundirrthum der naturwidrigen und undurchführbaren Gleichstellung des Güterwerthes mit dem Arbeitsquantum. Hiernach betrachtet er die negative, polemische Seite derselben Theorie und weist dort einen gleichen Irrthum aus Missachtung der natürlichen Verhältnisse nach. Dieser Irrthum beruht auf der einseitigen Auffassung des *Kapitales.* Auch dieses ist ausschliesslich so aufgefasst, wie es dem Arbeiter, und zwar vorzüglich dem englischen Fabrikarbeiter erscheint. Wir müssen also hier an die voraufgeschickte allgemeine Bemerkung über die Verschiedenheit der deutschen und der englischen Verhältnisse wieder anknüpfen.

In England hat sich der Gegensatz zwischen dem reichen Fabrikbesitzer und weiterhin dem mächtigen Kapitalisten oder Besitzenden überhaupt und dem dagegen ganz besitzlosen, zum Sklaven erniedrigten Arbeiter, der elenden Bevölkerung der grossen englischen Städte sowie des Landes, das ihr nicht gehört, bei dem unvergleichlich grandioseren Reichthume der Ersteren allerdings bis zu einem furchtbar hohen Grade ausgebildet. Ist doch die englische Gesellschaft auf Grund dieses radikalen Missverhältnisses in zwei gänzlich von einander getrennte Klassen zerfallen, welche sich gegenseitig wie die Geschöpfe verschiedener Gattung betrachten. Der alte Zwiespalt zwischen Normannen und Sachsen, Adel und Volk, brach hier unter neuen Formen schrecklich hervor. Dass gerade nur in England andererseits jene seltenen, einzigen Erscheinungen kolossal

wohlthätiger Peabody's und Lady's Burnett-Coutts mit ihrer stolzen Verbindung von höchstem Reichthume und strengster Frömmigkeit auftreten konnten, das sind solche grossartigen Ausnahmen zur Bestätigung der Regel. Nicht anders verhält es sich mit der Menge wohlthätiger Anstalten und Vereine, welche England fast bis zur Komik charakterisiren. Diese englische „Wohlthätigkeit", welche uns wahrlich gegenwärtig vielfach zu beschämen berechtigt ist, entwickelte sich eben erst in Folge der unheilbaren sozialen Zustände selber, und ist einer gewaltigen Flickarbeit an einem verlorenen Werke zu vergleichen. Erinnern wir uns dagegen bei dieser Gelegenheit wiederum einer unvergleichlichen Erscheinung der *Kunst*, und gedenken wir damit zugleich in ernster Theilnahme eines edelen, künstlerisch genial begabten, germanischen Menschen, der vor jetzt eben zehn Jahren (im Juni 1870), unter dem jagenden Fluche jenes grossbritannischen Kapitalismus tödtlich ermattet, ein allzufrühes Ende finden musste.

Wie ein Wunder aus den heiligen Regionen der vergessenen Menschlichkeit ertönte einst in jenen grauenhaften Zwiespalt des menschlichen Daseins hinein die liebevoll wahrhaftige Stimme des grossen angelsächsischen Dichters Charles Dickens mit seiner, bis dahin im wohlthätigen England unerhörten, allverständlich herzinnigen Predigt des *Mitleidens*. Nicht wie ein hochfahrend stürmischer Lord Byron warf er der verrotteten Gesellschaft der Besitzenden die stolze Verachtung einer, vom Zwiespalte selbst tödtlich zerrissenen, adeligen Individualität in das Gesicht, um dem Vaterlande auf sangreicher Flucht sich völlig abzuwenden. In die Tiefen des Volkes, dem er selber entsprossen war, stieg er mit hellem Auge und liebendem Herzen scheulos vertraulich hinein und rief, zwar nicht mit wundertönenden Stanzen, doch als der erzählende Beherrscher der englischen Volkessprache, dieses niedrige *Volk* aus der Vergessenheit seines Elendes an das Licht der grossbritannischen Kulturwelt hervor. Und die intensive Gewalt des Dichters zwang auch die herzlose vornehme Gesellschaft, widerwillig gefesselt

auf ihn zu hören. Hernach freilich durfte das Auftreten Thakeray's derselben Gesellschaft, in seltsam missverständlicher Weise, für eine Befreiung von lästiger Beklommenheit in unsympathisch dumpfer Atmosphäre gelten. Indem Dieser die Gesellschaft selber, ohne in revolutionärer Empörungswuth mit ihr persönlich zu brechen, zum Gegenstande seiner unnachsichtlich sarkastischen Kritik nahm, fand sie sich von ihm anständigerweise wieder in den fashionablen Kreis von Ihresgleichen zurückgeführt, wobei er dann Männiglich nur anmuthige Gelegenheit zu geben schien, sich über die vorzügliche Persifflage des „Nächsten" feinsinnig zu amüsiren. Jener andere, erste wunderbare Ruf des Menschenherzens aus Künstlermunde war aber doch einmal auch dort bei den hohen Amüsanten vernommen worden, und gerade er soll in der That nicht wenig dazu beigetragen haben, dass heutzutage eben England an Institutionen und an weitverbreiteter Thätigkeit von humanitärer Bedeutung mitten in jener widerwärtigen Welt des gesellschaftlichen Zwiespaltes so ganz besonders überquellend reich sich zeigt.

Eine solche Wirkung der Kunst wäre immerhin höher zu schätzen, als die stummen Wohlthaten hinterlassener *Peabody*scher Kapitalien. Wie aber hätte sowohl der Künstler, als auch der Millionär, dem Grundschaden eine heilende Hilfe zuzuführen vermocht, welcher auf der gesammten Organisation der englischen Gesellschaft und auf der Vertheilung des Besitzes selber beruht? Dieser Schade musste mehr und mehr den sozialistischen Kampf zwischen Kapital und Arbeit heraufbeschwören, den die Marxische Theorie uns nun aus dem fremden Elende des englischen Fabrikwesens auch auf das Gebiet des deutschen Volkes herüber verpflanzt hat. Wohl dürfen wir es uns nicht verbergen, dass wir einem ähnlichen Elende immer näher zugetrieben werden. Noch aber wäre es Zeit ihm auszuweichen, wenn nicht unsere soziale Frage von vorn herein durch die undeutsche Führerschaft des modernen Sozialismus auf eine falsche Bahn, und damit unser Volk, in wohlbedachter Absicht, von seinem eigentlichen Feinde abgelenkt würde.

Weit mehr, als ein Uebermaass des Industriekapitales, bedroht uns die Aufsaugung des an sich verhältnissmässig so kargen Nationalvermögens durch den *Geldhandel.* Die Hebung der Industrie eines Landes durch reiche Fabrikherren hat als solche doch stäts einen bestimmten nationalen Werth, wenn auch, einer ungerechten Organisation gemäss, ein grosser Ueberfluss der Reingewinnste nur in die Taschen der wenigen Besitzenden sich ergiesst. Die Bereicherung einzelner glücklicher Spekulanten aus der bedenklichen Sphäre des grossstädtischen Börsentreibens aber trägt keinesweges zur entsprechenden Vermehrung des Nationalwohlstandes bei. Sie bleibt dem eigenthümlichen Charakter des internationalen Geldhandels auch darin treu, dass sie weit entschiedener auf den egoistischen Begriff des persönlichen Erwerbes, des Privatinteresses, sich beschränkt. Kein Einzelner aber kann so viele, wirklich nothleidende Arbeiter und Volksgenossen in der Masse durch seine persönlichen Ausgaben dergestalt ernähren helfen, wie eine allgemeine Hebung des Volkswohlstandes es vermöchte: eine Bereicherung Aller durch vernünftig geordnete Verwendung der grossen Kapitalien auf die Verbesserung der Naturbedingungen des Landes und der wirklichen Produktion, sowie durch eine, den natürlichen Verhältnissen und der Menschlichkeit entsprechende Organisation der Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitern.

Selbst wenn z. B. der durch die Spekulation des Geldhandels an der Börse reich gewordene, allermeistens *undeutsche* Gross-Kapitalist seine Kapitalien einmal in *Gütern* anlegt, oder wenn er damit grosse industrielle Etablissements begründet: er bleibt immer mehr der *Gründer,* als der *Grundbesitzer,* immer mehr der *Spekulant,* als der wirkliche *Fabrikant.* Im letzteren Falle ist er sogar meist nur der wohlgesicherte „Unternehmer" einer *Aktiengesellschaft* ohne alle menschlichen Beziehungen und Rücksichten. Der feudale Rittergutsbesitzer sieht in seinem altvererbten Gute die dauernde Grundlage des Besitzes und die natürliche Heimath seines Geschlechtes, und indem er seine ökonomischen Pflichten gegen dasselbe ernstlich sorgsam er-

füllt, arbeitet er für die Zukunft seiner Familie, welche ihn, als ihr lebendiges Glied, ebenso nahe angeht, als wie ihre Gegenwart; und damit dient er zugleich der *Nation*, in deren Boden die Wurzeln seines eigenen Daseins ruhen, und mit deren Geschichte die seines Geschlechtes seit langen Zeiten innig verwachsen ist. Der eigentliche Geldhändler dagegen entbehrt von vorn herein dieses Naturverhältnisses und der daraus sich entwickelnden moralischen Kraft. Wenn er sich schon daran gewöhnt hat, anstatt einer soliden Verzinsung produktiv angelegter Kapitalien lieber nur den momentanen „Coursgewinn" im Kauf und Verkauf der „Spekulationspapiere" selber „mitzunehmen", so wird er ohnehin auch in dem Landbesitze, der obendrein auf einem sehr niedrigen Zinsfusse steht, nur ein Objekt für den raschen Verkaufsprofit sehen und jederzeit bereit sein, um des augenblicklirhen Vortheiles willen sein Geld auf irgend ein anderes, ihm ebenso fremdes, jetzt gerade besonderen Gewinn versprechendes Unternehmen hinüber zu werfen. Bleibt er aber doch einmal aus irgend welcher Ursache auf dem Gute sitzen, nun, so wird er sich ihm gegenüber eben nur verpflichtet fühlen, es mit den Arbeitskräften der ihm dienstbaren deutschen Bauern auf die naturwidrigste Weise a u s z u n u t z e n, bis er das Ganze, vielleicht zu besserer Verwerthung parzellirt, etwa Diesem oder Jenem unserer herunter gekommenen deutschen Edelleute wieder anhängen kann. Diese sind nämlich durch dieselbe Macht des Geldhandels von dem, ihnen naturgemäss zustehenden Gebiete des Grundbesitzes bereits abgedrängt und hierüber grossentheils selbst ökonomisch unwissend geworden; und wenn sie nun schon in halber Armuth etwa nach einem neuen Besitze herumsuchen, so pflegen sie sich nur allzugerne den Rathschlägen jener „schlauen", „geschäftskundigen" Spekulanten zu überlassen, mit denen selbst unser höchster Adel die schmachvollste Allianz zu schliessen ja leider sich nicht gescheut hat. Geht dann der deutsche Baron auf dem, nur mit grossem Kapitale wieder emporzubringenden Gute richtig zu Grunde, so kommen die ungezieferigen Hintersassen des Geldhandels und schliessen ihm

aus dem, bei ihnen zusammengeflossenen Theile des „National-wohlstandes", zum Unterhalte seines verschuldeten Daseins, so-lange vor, bis er selbst mit Haut und Haaren ihnen anheim ge-fallen ist; wobei dann der von ihm gerühmte „schlaue", „ge-schäftskundige" Geist der Spekulantengattung immer noch einen gewissen Gewinn zu machen verstehen wird. So zerbrechen die Wappen über untergegangenen Geschlechtern, aber die „Course" steigen über jeden „Krach" wieder lustig fort, und an der Börse fallen sich vor Vergnügen darüber die Aristo-kraten der Geburt und des Geldes jubelrufend in die Bruder-arme!

Sind wir nicht des Unterganges werth?

Nein, — so lange noch gewisse Aristokraten des deutschen *Geistes* und *Herzens* unter uns auftreten und auf ihre schmerz-volle Frage *wollen wir hoffen?* durch ihr eigenes Dasein und Wirken eine so entschieden und triumphirend bejahende Ant-wort geben! —

Wollte der Führer des modernen Sozialismus, im Interesse der arbeitenden Nichtbesitzenden, gegen eine in Deutschland thatsächlich vorhandene und wirklich gefährliche Entartung des Kapitalbegriffes polemisiren, so hätte er seine Aufmerksamkeit vornehmlich den blühenden Auswüchsen des Geldhandels zu-wenden sollen. Worin besteht denn die eigentliche Macht des Kapitales, als eben in der *Geldform?* Sehr treffend weist Frantz darauf hin, wie erst durch die Geldform der Besitz *beweglich* geworden ist, und dass jede Vermehrung der Beweglichkeit die Macht steigert. *Mächtig ist, wer die Welt in Bewegung setzen kann; der blosse Begriff thut es nicht.* Die Einführung der Goldwährurg z. B. hat den Besitz um sechzehnmal beweg-licher gemacht: dies bedeutete geradezu den Sieg der „goldenen Internationale", und war ein Schlag für den Mittelstand; denn die Beweglichkeit des Kapitales kommt dem Geldhandel zu Gute, und schädigt in demselben Maasse die der Ruhe be-dürftigen kleinen Kapitale des Bürgerthumes. Wir haben das Alle schmerzlich erfahren, und dabei einsehen gelernt, dass die

Macht, welche doch überall als das eigentlich Produktive erscheint, in diesem Falle nur in der Erzeugung des ***Missbrauches*** sich produktiv zu zeigen vermochte. Diese Art von „Macht" brachte also vielmehr bei faktischer Unproduktivität allein einen ihr selber anhaftenden Fluch zur Herrschaft. Das ist der ***Fluch des Alberich***. Dieses „verfluchte" *Geld*, die runde, rollende Münze, bedeutet für uns *den Ring des Nibelungen*. Dieses „Geld" wird in der Hand seines Besitzers thatsächlich zum Symbole einer dadurch *beherrschten Welt*. An Stelle des alten königlichen Reichsapfels ist das allerdings ein recht *verflachtes* Symbol, welches schliesslich gar zum papierenen Bankzettel und Wechsel sich verflüchtigen konnte und anstatt, wie jener kaiserliche Apfel auf die Fruchtbarkeit, nur noch auf die „Fruktifizirung" deutet.

Die Heimath des Geldes ist nicht die Industrie, sondern der ***Handel***. Der Handel aber, als der Mächtigere, beherrscht die Industrie, hat sie gleichsam ganz ***in der Hand***. Müssen unsere Grundbesitzer, bei dem Mangel energischer Förderung und Organisation der natürlichen Produktionskräfte des Landes, bereits zu Industriellen werden: so geht die Industrie selbst wiederum mehr und mehr in Handel über. Wir sehen vor unseren Augen nach und nach Alles in „Handel" sich verwandeln, ohne zu bedenken, was sich damit vollzieht. Vielmehr sorgen wir mit dem Aufgebote der grössten materiellen Mittel für stäte Vermehrung und Erleichterung des *Verkehres* und glauben damit etwas ganz ausserordentlich Förderliches für den Nationalwohlstand zu leisten. Angesichts dessen wagt aber Frantz zu behaupten, dass die Beförderung der natürlichen Fruchtbarkeit des Landes für eine wichtigere Sache gelten müsste, als alle Verbesserungen der Kommunikationsmittel. Er fragt in der Form eines vortrefflichen Vergleiches: ob etwa die Beschleunigung der Gedankenzirkulation die Gedanken auch in demselben Maasse gehaltvoller machte, oder ob mit der gesteigerten Leichtigkeit des Reisens die Menschen auch in dem Maasse glücklicher würden? — und fährt darnach fort:

„Wird darauf wohl Niemand mit einem unbedingten Ja antworten, so auch nicht darauf: ob etwa in demselben Maasse als die Transportmittel für die Güter vermehrt und verbessert wurden, auch die *Güterproduktion* selbst zugenommen hat? In einzelnen Produktionszweigen ohne Zweifel, für die Gesammtproduktion hingegen wird das nicht entfernt gesagt werden können. Sonst müsste in dem letzten Menschenalter unsere Gesammtproduktion sich vielleicht verzehnfacht haben. Zum mindesten also wäre sie dann doch doppelt so schnell fortgeschritten als die Bevölkerung, und dies angenommen, müssten wir heute im vollen Ueberfluss leben."

Damit ist es nun bekanntlich nichts; wir aber opfern ruhig und unbesehen Milliarden, welche unserem Lande zur Regulirung und Förderung produktiver volkswirthschaftlicher Verhältnisse so nothwendig wären, für die gepriesene Erleichterung und Vermehrung eines dergestalt ganz unverhältnissmässig protegirten Handelsverkehres. Daraufhin halten wir dann auch *Eisenbahnaktien* für höchst solide Dinge, trotzdem die „Ueberproduktion" von Bahngründungen schon unzählige „Nothleidende" auf unsere Courszettel gebracht hat, andererseits es aber auch vorgekommen ist, dass eine Bahn, in Folge lüderlicher Bauwirthschaft, gar nicht mehr befahren werden konnte, indessen die betreffenden *Aktien* ganz ungestört mit der übrigen Hausse munter in die Höhe stiegen.

Hiermit sind wir wiederum beim *Geldhandel* angelangt, welcher schliesslich seinerseits über allem anderen Handel steht; weshalb denn nachgerade Alles von der *Börse* abhängt. Der Grundbesitz geht in die Hypothekenschuld über, die Industrie wird zur „Aktiengesellschaft"*), der Handel ist durch den Disconto beherrscht. Der Staat selbst befindet sich ganz in der Macht der Bankfürsten, bei welchen er seine grossen *Anleihen* zu machen hat und die ihm den — möglichst theueren — Ankauf seiner Staatsbahnen vermitteln. Dadurch werden

*) Im Rheinland und Westfalen gibt es fast kein industrielles Werk, welches nicht mit Bankierschulden oder mit Obligationen belegt wäre, so dass auf Jahre hinaus alle Erträgnisse mit Beschlag belegt sind.

die reichen „*Häuser*“ immer noch reicher, indem sie alle Profite, Prozente und Courssteigerungen schleunig „mitzunehmen“ wissen. Das Volk aber wird durchaus nicht demgemäss wohlhabender, zumal die grossen Anleihen meistens in Rücksicht auf die militärischen Bedürfnisse des Staates gemacht werden müssen. Derselbe Geldhandel aber, der nach einem glücklichen nationalen Kriege die gewonnenen Milliarden des Feindes recht vortheilhaft wieder zum Lande hinauszuspekuliren versteht, erweist sich — wie wir es 1870 erlebt haben — ebensogut auch einmal bereit, die militärischen Anleihebedürfnisse der feindlichen Nationen mit internationaler Grossartigkeit profitirlich zu befriedigen. Dann stärken also die dem Inlande abgewonnenen Kapitalien das Ausland, wie die englischen Waffenhändler in Südafrika die Wehrkraft der Zulu's.

Hier steckt der Krebsschaden im Körper der deutschen Gesellschaft; von hier aus droht eine tödtliche Krankheit unseren ganzen sozialen und staatlichen Organismus zu ergreifen und den Rest unseres Nationalwohlstandes völlig zu Grunde zu richten. Mit der Scheu einer tiefeingewurzelten Verwandtschaft schweigt Marx davon gänzlich. Nur bemüht, die Fabrikanten bei der Gewinnung von *Mehrwerthen* durch Ausbeutung ihrer Arbeiter zu ertappen, gedenkt er gar nicht der *Börse*, wo die „Mehrwerthe“ auf die schamloseste Weise, in den grössesten Dimensionen, und zur Schädigung des gesammten Volkswohlstandes, fortwährend erspielt und erlistet werden. Spricht aber sein Kritiker das von ihm verschwiegene Wort anstatt seiner aus, so wird uns mit einem Male die ganze Frage erschrecklich klar.

Wie kommt es doch, dass wir in den Reihen der Sozialdemokraten, welche naturgemäss, als die radikalen Gegner des Kapitales, für die gefährlichsten Feinde der Geldhändler gelten müssten, ebenso wie hinter den geheimnissvollen Schlachtreihen der russischen Nihilisten, gerade so zahlreiche Mitglieder aus der eigentlichen Nation der Kapitalmacht und des Geldhandels

erblicken dürfen, deren Begabteste — wie Lassalle und Marx — sich denn auch mit gewohnter Energie und Klugheit sogar der Hauptführerschaft des modernen Sozialismus bemächtigt haben?

Sie wissen wohl, was sie thun!! Dem abstrakten Börsenhandel ist es schliesslich gleichgiltig, ob es Liberalismus oder Sozialismus, Nationalismus oder Internationalismus, Individualwirthschaft oder Kollektivwirthschaft in der Welt gibt, wenn er nur etwas dabei *verdient:* und hierauf eröffnen sich seiner rechtzeitigen und geschickten Spekulation allerdings gerade im sozialistischen Staate ganz herrliche Aussichten. Der sozialistische Staat muss zur Ermöglichung der Kollektivwirthschaft die Individualwirthschaften auflösen. Auf friedlichem Wege kann dies gar nicht ohne grossartige *Kreditoperationen* vor sich gehen. Hier wird also die Börse, als unerlässliche Vermittlerin, durchaus an ihrem Platze sein, um die gewaltigsten Prozente einzustreichen. Haben doch schon z. B. bei der Gründung unserer berüchtigten „Reichsbank“ die mit den „Unternehmern“ in Verbindung stehenden Börsenspekulanten, Dank vorheriger genauer Informirung, an der momentanen Steigerung des Courses der neuausgegebenen Antheilscheine Unsummen aus dem Volksvermögen zu gewinnen gewusst. Konnte doch noch jüngst, bei Gelegenheit der Verstaatlichung der Bahnen, ein einziges, den Regierungskreisen nahestehendes „Berliner Haus“, das sich frühzeitig in den Besitz von etwa 20000 hohen Aktien einer als zum Ankaufe bestimmt ihm angegebenen Bahn gesetzt hatte, den Millionen-Gewinn der nachher auf den wirklichen Staatskauf hin eintretenden stürmischen Hausse unverkürzt in die eigene Tasche stecken. Nun stelle man sich vor, welche riesigen Profite dann erst zu machen sein werden, wenn es sich um den staatlichen Ankauf des *gesammten Privatbesitzes* handelt! Hierdurch würde der Geldhandel mit einem Male zu einer bisher ganz unerhörten Machtstellung gelangen. Ja, er würde es sein, welcher schliesslich den *„Staat“*, diesen allergewaltigsten Begriff des Sozialismus repräsentirte, während die ganze produzirende *Bevölkerung* dieses Staates nur noch aus den *Sklaven*

bestünde, welche für jene, allerdings sehr internationale, Staatsaristokratie arbeiten müssten.

Um dieses schöne Ziel wirklich zu erreichen, muss es freilich dem sozialistisch operirenden Theile der eigentlichen *Nation* des Geldhandels vor Allem daran gelegen sein, dass die soziale Revolution nicht gewaltsam eintrete; denn dann ist es mit den soliden Staatsankäufen nichts. Auch würde eine gewaltsame Revolution sich nur zu bald instinktiv gerade gegen das Kapital der *Börse* richten. Eine neuerdings in unserem Volke erwachte, bedenklich anwachsende Bewegung droht sogar schon im Voraus die gegentheiligen Bemühungen der undeutschen Sozialistenführer zu vereiteln, denen es eben vornehmlich darauf ankommen musste, den Sinn des Volkes von ihrem eigentlichen Ziele und der damit zusammenhangenden Geldwirthschaft abzulenken und gegen die, den Arbeitern allerdings zunächst liegende, Uebermacht der Arbeitgeber zu hetzen. — Das Allerschlimmste — oder das Allerbeste? — ist nur, dass, auch schon ohne jede Vereitelung von anderer Seite her, jene undeutsche Macht sich in dem Netze ihrer eigenen Schlauheit fängt, indem sie mit ihrer fremdländischen Theorie nicht nur den gefährlichen, von ihr selber sonst so verpönten, *Klassenhass,* nämlich zwischen Arbeitern und Arbeitherren, auf das Bedenklichste anschürt, sondern auch, wie wir schon vorher zu bemerken Gelegenheit hatten, eben der Fremdartigkeit und Falschheit ihrer künstlichen Theorie halber, die Möglichkeit einer *friedlichen Reformirung* unserer sozialen Verhältnisse geradezu gründlich hintertreibt.

Diejenigen, welche so gut wissen, was sie thun, vermögen also doch nicht sich dessen bewusst zu werden, wohin sie damit gerathen. Es fehlt ihnen der intime und lebendige Zusammenhang mit dem Wesen und der Geschichte des Volkes, in dessen Mitte sie auf seine Kosten ihre grossmächtige Zukunftsglorie vorzubereiten beflissen sind. Losgelöst von der Natur, wie es ihr Schicksal ist, werden sie es dann einmal zu erfahren haben, dass die *Missachtung* der Natur in einem schlimmen Zu-

sammenbruche ihrer künstlichen und fremdartigen Spekulationsgebäude an ihnen sich rächen müsse. Damit wird es freilich mit ihnen noch nicht zu Ende sein; denn sie haben ihrerseits eine eigene *„Natur“*, welche mit wühlender Zähigkeit sie immer wieder obenauf bringt und zu der Hoffnung aut eine gewisse prophezeihte *Weltherrschaft* berechtigt. Deren eigenthümliche Bedeutung aber werden wir erst in einem späteren Kapitel zu betrachten haben, um daran zu erkennen, dass sich auch selbst hierbei das Schicksal einer Natur ohne natürliche Lebenswurzeln — nämlich jenes fatale *sich im eigenen Netze fangen* — im grössesten Sinne dennoch erfüllen muss.

Wenn man die soziale Frage auf vernünftige, naturgemässe Weise zu lösen versuchen will, so hat man vor allen Dingen die berechtigte Form des Kapitales, als einer selbst *produktiven* wirthschaftlichen Kraft, anzuerkennen und von der unberechtigten eines nur persönlich *lukrativen* Besitzes durchaus zu trennen. Nicht aber darf man nach Marxischer Manier das gesammte Kapital als solches in einen Topf, d. h. in den grossen, von den Zukunftsbankier's verwalteten Weltstaats-Säckel werfen. *Produktion* und *Lukration:* das sind die richtigen Gegensätze. Wird das Kapital aus einem *Hilfsmittel* für den Volkswohlstand zu einer herrschenden *Gewalt* über die Arbeitskraft, oder auch über den mit Hypotheken belasteten Grundbesitz: so ist dies ein unnatürlicher Zustand, gegen welchen allerdings eingeschritten werden muss. Nur eben nicht auf jenem bedenklichen und verfehlten Wege des Herrn Marx! — Dagegen zeigt uns Constantin Frantz in seinen lehrreichen Betrachtungen über das Kapital wiederum seine feine Empfindung für die *Natur* jeglicher Sache, welche ihn ein so gerechter Richter über alle Verhältnisse sein lässt, die er uns mit der ihm eigenen eminenten Klarheit beleuchtet.

Das Kapital ist seinem Wesen nach der *Ueberschuss* der Produktion, welcher durch *Fleiss* und *Sparsamkeit* über den Konsum hinaus erworben wird. Es sind damit offenbar nur die ehrlichen Erwerbungen wirklich thätiger Produzenten be-

zeichnet, als welche ihren produktiven Fleiss nicht ruhen lassen, sondern den gewonnenen Ueberschuss an rechter Stelle wiederum zu Ameliorationen ihrer Produktionsgebiete und Produktionsweisen zu verwerthen wissen. Durch solche Erwerbungen wird der Nationalwohlstand gehoben; und ein solches, auf natürlichen Verhältnissen begründetes, und ihnen auch wieder zu Gute kommendes Kapital wird zu einer wirklich *moralischen* Macht, die bei der Lösung der sozialen Frage keinesweges unterschätzt werden darf. Ja, dieses arbeitende Kapital ist der Schöpfer unserer *Kultur*, und zwar nicht nur im Sinne eines dadurch dauernd geförderten natürlichen Volkswohlstandes, sondern auch in der höchsten geistigen Bedeutung.

Die wahren Arbeiter des Geistes, unsere grossen Forscher, Weisen und Künstler, bleiben für die volle Verwirklichung ihrer höchsten Kulturgedanken auf die Hilfe jenes Kapitales angewiesen. Es wäre fürchterlich, wenn dieses in der That an sich etwas so Verderbliches wäre, dass jede Berührung mit ihm unsere Genien befleckte und ihre idealen Thaten und Werke entweihte. Vielmehr empfängt die moralische Kulturkraft des Kapitales selbst seine edelste Weihe gerade dadurch, dass der Ueberschuss des *Fleisses* eines Volkes dem Ueberschusse seines *Geistes* dienstbar wird und einer glücklichen Nation die Tempel ihrer Weisheit, Frömmigkeit und Schönheit baut. Einer unglücklichen Nation freilich, welche an dem Mangel einer natürlichen sozialen Organisation und dem zu Folge auch an einer Entartung des Kapitales leidet: der muss eine solche hohe Bedeutung des letzteren unverständlich, und das Bedürfniss des Idealen, wie auch wir es gegenwärtig empfinden, sogar anstössig sein. Unser nationales Unglück aber besteht eben darin, dass unsere schwächeren und mangelhaft geförderten natürlichen Produktionskräfte es nicht zu einer vollen gesunden Freude und einem starken moralischen Bewusstsein in Betreff des inneren Werthes und der äusseren Verwerthbarkeit des Kapitales bringen konnten. Daher zeigt sich uns dieses nun mehr und mehr von dem Schicksale bedroht, der blossen persönlichen Lukration einer um das Wohl

des tiefbedürftigen Volkes unbekümmerten Gesellschaft anheim zu fallen.

Ohne die Ersparnisse der intelligenten Arbeit bliebe unser Nationalleben ein monotones, nothdürftiges Vegetiren. Dagegen entsteht durch die Entziehung dieser Ersparnisse seitens Einzelner gegenüber der verarmenden Gesammtheit — der nationale *Nothstand.* Auch bei uns schon tritt dies auf dem, von unserem Sozialismus nur erst allein beachteten, Gebiete der *industriellen Kultur* derart hervor, dass man sich von dort aus ernstlicher an die Lösung der sozialen Frage zu begeben gedenkt. Um so mehr hat man, anstatt aller Marxischen Theorie, darauf zu achten, inwiefern auch das vorhandene Industriekapital vor der *Lukration* bewahrt und der wirklichen *Produktion* zugeführt werden könne. Nämlich nicht etwa nur der Produktion von Industrieartikeln, sondern eines gewissen Wohlstandes des industriell beschäftigten Volkes selbst. — Es handelt sich also um eine *Organisation,* welche es verhindere, dass der ganze Ueberschuss der Arbeitserträgnisse in die Tasche der Arbeitsherren fliesse. Vielmehr soll die Organisation es bewirken, dass das gewonnene Kapital mehr ein Kapital der Unternehmung als wie des Unternehmers werde. Zur Förderung der gesammten industriellen Anlage von unten auf, von der Sicherung und Verbesserung des Lebens der Arbeitenden bis empor zur Hebung und Vervollkommenung oder Erweiterung der Arbeit selbst, soll das Kapital in segensreicher Weise zur natürlichen und menschenwürdigen Verwendung kommen.

Dies führt unseren Freund auf den Gedanken einer Konföderation zwischen Arbeitsherrn und Arbeitern. Es muss ein Verhältniss der *Gegenseitigkeit* bestehen, wobei das Kapital, welches der Arbeitsherr durch die Kräfte seiner Arbeiter vermehrt, dauernd in der Unternehmung fortwirkt, und der Arbeiter an den erzielten Mehrgewinnen, gleich dem Besitzer des Grundkapitales und geistigen Leiter des Ganzen, ein entsprechendes *Antheilsrecht* besitzt. Diese Verhältnisse wären, nach Frantz, zu regeln durch besondere, von den Sachverständigen des betreffen-

den Bezirkes gebildete „*Kammern*“, und auszuführen unter der Garantie der öffentlichen Obrigkeit in Kreis und Amt. — Wir finden also hier Einrichtungen, welche durchaus den natürlichen Verhältnissen und Bedürfnissen der Landestheile und der Berufsarten entsprechen, z. B. Ackerbau-Kammern für die Landwirthschaft und Fabrik-Kammern für die Industrie. Und zwar würde alles dies von den wirklichen Berufsmännern der besonderen Kreise des Landes, je nach deren Bedürfniss und Vermögen, vernunftgemäss zu bilden sein. Anstatt dessen besorgt dergleichen jetzt, da der Staat die soziale Aufgabe unbeachtet liess: die *Aktiengesellschaft*. Diese aber, ohne natürlichen Zusammenhang mit dem Boden ihrer Thätigkeit, und gleichgiltig gegen die vorhandenen Zustände der Landes- und Volkstheile, wo hinein sie ihre Etablissements verpflanzt, lässt nicht ihre Aktionäre, sondern die *Aktie* arbeiten und stellt den Arbeiter in den Dienst des seelenlosen *Kapitales*, dessen Gewinne wer weiss wohin fliessen, anstatt nach vernünftiger Organisatiou der gesunden Beförderung des einheimischen Wohlstandes zn dienen.

Gingen dagegen die industriellen oder sonstigen grösseren Unternehmungen aus den *Gemeindeverbänden* selbst hervor, so würde es Aufgabe des Staates sein, diese Unternehmungen je nach ihrer Ausdehnung und Bedeutung seinerseits zu unterstützen. Dies würde aber schon von vorn herein durch eine, gleichfalls auf die natürlichen Verhältnisse begründete, allgemeine Organisation des *Kreditwesens* einigermaassen geregelt werden können. Hierbei würde derselbe Grundgedanke der Konföderation — d. h. also der vernünftigen Vereinigung selbständiger Bildungen — durchzuführen sein. An Stelle einer nach Art jüdischer Aktiengesellschaft in der Residenz gegründeten „Reichsbank“ mit Filialen von oben herab, wäre vielmehr ein von unten aufgebautes, von den Gemeinden und Berufsgenossenschaften ausgehendes, und nach den Wirthschaftszweigen verschieden modifizirtes, *föderatives Bank- und Kreditsystem* wünschenswerth. Innerhalb dessen hätte dann bei grösseren

Unternehmungen z. B. die Gemeinde den Kredit der Kreisbank, diese weiterhin den der Landschaftsbank u. s. f. in Anspruch zu nehmen. Nur bei solcher natürlichen Organisation kann ehrlicher *Kredit*, d. h. wirklicher Glaube, stattfinden, weil innerhalb der Konföderation ein jedes Glied das andere kennt und seine Verhältnisse zu übersehen vermag. Auch würden alsdann die Kapitalien nicht alle in der *Kapitale*, als dem Sitze der Reichsbank, sich anhäufen, sondern dem ganzen Lande gleichmässig zu Gute kommen.*)

Wir können nicht an dieser Stelle die Anwendung des Gedankens der Konföderation auf die sozialen Verhältnisse in alle Einzelheiten weiter verfolgen. So wollen wir denn zum Schlusse dieses Kapitels nur noch hervorheben, dass eben dieser Gedanke der Konföderation der grosse *deutsche Gedanke* ist, auf welchen Frantz, gleich wie er von der Natur überall ausgeht, am Ende seiner einzelnen Betrachtungen stäts mit innerer Nothwendigkeit gelangt. Er ist der geistige Ausdruck der deutschen Natur selbst, wenn es sich um eine politische oder soziale Organisation ihrer geschichtlichen Bildungen handelt. Die Verbindung untereinander verschiedener Elemente zu Einem höheren Zwecke bei gerechter Anerkennung der Eigenart der Einzelnen, darf wohl überhaupt als die ideale Form der zur moralischen Ordnung erhobenen Natur gelten; aber zugleich ist das eine Idealität, welche im deutschen Volkswesen vor allen anderen ihre typische Realität gewonnen hat. Dies sehen wir sowohl bei der ersten Erscheinung des *deutschen Volkes*, in den Verbrüderungen und Bündnissen der altgermanischen Stämme, welche ja den Römern selbst zunächst unter dem Namen der Germani, der Brüder, bekannt wurden, als auch noch jüngst

*) Der Reichsbank hat z. B. die sächsische Bank zwei Drittel ihrer Wirksamkeit opfern müssen, welche der sächsischen Industrie zu Gute kamen. Von den 20 Millionen Thalern, welche unausgesetzt den heimathlichen Interessen Sachsens dienten, ist also ein grosser Theil, in Folge jener Reichsschöpfung, zu Gunsten der Börse und der grossen Kapitalisten der „Kapitale", dem Lande selbst verloren gegangen. —

in der höchsten idealen Erscheinung *deutscher Kunst*, worauf wir schliesslich unsere besondere Aufmerksamkeit zu richten haben werden. Die späteren Betrachtungen unseres Freundes über die deutsche Geschichte führen diesen Gedanken weiter durch, dessen befreiende Macht, in die *soziale Frage* eingeführt, die Fehler und Uebertreibungen des modernen *Liberalismus*, gegen welche sich im Grunde die, hierdurch erst hervorgerufene, sozialistische Bewegung richtet, verständig korrigiren, und damit eine gesunde und gefahrlose Reform für unsere sozialen Zustände ermöglichen würde.

Vergessen wir aber niemals, dass es nicht darauf ankommt zu wissen, ob etwas möglich, sondern nur: ob es gut ist, und ob natürliche Ansätze dazu vorhanden sind, durch deren Stärkung auf irgend welche Weise jedenfalls schädlichen, widernatürlichen und feindseligen Einflüssen ein edeler Widerstand geleistet werden kann; — gleichwie vor allem unsere *Kunst*, inmitten einer ihr ganz entfremdeten Welt, als etwas Echtes und Gutes mit allen Kräften zu erhalten und zu stärken ist, mag auch das Gesetz des Schicksals, oder der Natur dieser Welt, den absoluten Sieg ihrer höchsten Kulturmacht ihr niemals gewähren.

Jede *That* für das Gute ist ein *Sieg* des Guten, wie der Mensch ihn grösser nicht erwarten darf!

Zweites Kapitel.

Über den politischen Liberalismus.

> Wenn ich von liberalen *Ideen* reden höre, so verwundere ich mich immer, wie die Menschen sich gern mit leeren Wortspielen hinhalten; eine *Idee* darf nicht liberal seyn. Kräftig sey sie, tüchtig, in sich selbst abgeschlossen, damit sie den göttlichen Auftrag, produktiv zu seyn, erfülle. Noch weniger darf der Begriff liberal seyn, denn er hat einen ganz anderen Auftrag. Wo man die Liberalität aber suchen muss, das ist in den Gesinnungen, und diese sind das lebendige Gemüth. Gesinnungen aber sind selten liberal, weil die Gesinnung unmittelbar aus der Person, ihren nächsten Beziehungen und Bedürfnissen, hervorgeht. — Weiter schreiben wir nicht, an diesen Maassstab halte man, was man täglich hört.
>
> *Goethe.*
> (Spruch in Prosa.)

I. Die liberale Doktrin und der Egoismus.

Der gleichen Wurzel moderner Weltanschauung entsprossen, nach der gleichen Richtung des Fortschrittes hingewandt, dabei aber auch in den gleichen Fehler der Missachtung der Natur verfallen, stehen *Sozialismus* und *Liberalismus* heute als die feindlichen Mächte sich gegenüber, welche den sozial-politischen Kampf der Zukunft auszustreiten haben. Sie repräsentiren die beiden grossen theoretischen Strömungen der modernen Sozial-

politik, welchen der Geist unseres, durch sie in die Stände der *Bourgeoisie* und der *Arbeiterschaft* zertheilten Volkes sich hingibt, ohne die Möglichkeit eines Dritten, ausser etwa des verhassten „Rückschrittes", irgendwie erschauen zu können und zu mögen. Wollen wir nun wissen, in welches Volksleben unsere *Kunst* hinein versetzt ist, mit welchen Anschauungen über Wesen und Ziele der Volks- und Staatsentwickelung ihre eigenthümliche ästhetische Weltanschauung zusammentrifft: so müssen wir vor Allem über diese beiden Theorien uns belehren lassen; denn in ihnen geht dasjenige auf, was wir heut zu Tage etwa den „Volksgeist" nennen dürfen. Die *Sozialpolitik* ist an die Stelle der *Religion* getreten, als welche von jener nur noch in der Beziehung von Kirche zu Staat gekannt wird. Wer auf das „Volk" hofft, muss diese seine neue „Religion" erst verstehen lernen. Dann aber wird er begreifen, wie seine eigene Hoffnung in etwas Anderem stark genug begründet sein müsse, um daraus erst wiederum eine Regeneration der *wahren Religion* erwarten zu können, wenn er den Kampf mit den Glaubensmächten dieser modernen Welt wirklich aufzunehmen wagen soll! Lernen wir also von unserem Freunde, was auch auf diesem Gebiete der Beachtung Dessen werth ist, der für die Kunst nach dem Boden der Natur in unserem Volke sucht. Jedenfalls werden wir das schönste Beispiel einer solchen Natur in der *Wahrhaftigkeit* und *Treue* selbst erkennen dürfen, welche aus den Worten unseres Freundes in Bezug auf das Leben und das Wesen des deutschen Volkes uns überall entgegen leuchten. —

Constantin Frantz fügt seiner Kritik der modernen sozialen Theorie des *Sozialismus* als ergänzendes Gegenbild eine Kritik der politischen Doktrin des *Liberalismus* hinzu. Es wird für uns, die wir nicht nur wortgläubige „Politiker" sein wollen, nothwendig sein, uns vorerst über den Begriff, um den es sich hierbei handelt, einigermaassen klar zu werden; wobei uns der obige „Spruch in Prosa" unseres Goethe als beste Leuchte dienen kann.

Der *Liberalismus* führt seinen Namen von der **Freiheit**. Das ist gewiss ein schönes Wort; wenn man es aber nach seiner eigenthümlichen, selbständigen Bedeutung auffasst, so besagt es doch nichts weiter, als ein *Nichtgebundensein*. Die absolute Ungebundenheit kann nun schwerlich als jenes Grosse und Schöne gelten, woran wir bei dem Begriffe der „Freiheit" doch allgemein zu denken pflegen. Vielmehr zeigt sie sich gar leicht und häufig als *Frechheit*, deren sprachliche Verwandtschaft mit der „Freiheit" bereits darauf hinweist, dass man auch dieses letztere Wort nur erst mittels einer bestimmenden und erläuternden Attributes in dem gewöhnlich damit verbundenen schönen Sinne zu verstehen habe. Es kommt auch hier vorerst sehr ernstlich auf die *Natur* der Dinge oder der Personen an, welche frei, d. h. nicht gebunden sind, sowie auf die Natur dessen, wovon man frei ist, und woran man sich nicht bindet. Die Freiheit des Schlechten ist nicht der Freiheit der Guten, die Befreiung von der Unnatur, der Unwahrheit und Unmenschlichkeit nicht der Entfesselung des Widernatürlichen, des Lügnerischen und Schlechten gleich zu setzen, nur weil Beides unter den Wortbegriff der „Freiheit" fällt. Betrachtet man sich gerade jene „Freiheiten" näher, welche unsere moderne politische Doktrin auf ihr Programm zu setzen und legislatorisch dem Volke zu spenden hatte, so muss man es schon an ihren Früchten erkennen, dass hier der „Wortbegriff" der „Natur" der Dinge nicht entsprochen hat, ja, dass die Natur des „Freiheit" wollenden Menschen selber durch die Herrschaft des Wortbegriffes gefährlich getäuscht und zum Theile verdorben worden ist. Man höre nur auf die recht eigentliche Vertreterin, Heroldin und Agentin der heutzutage „liberal" sich nennenden Politik, auf die mächtige „Stimme", die sie sich geschaffen hat: die moderne *Presse!* Erscheint nicht hier die Freiheit am Allerauffälligsten und Breitesten schon zur Frecheit entwickelt? Die wahrhaft edelen Strebungen „liberal" gesonnener Menschen haben da ein Organ gewonnen, welches sie um ihre ethische Würde bringt, sobald sie sich, durch dasselbe, an die politische Oeffentlich-

keit wenden. — Und nicht anders der moderne *Parlamentarismus.* — Ueberall, wo der Trieb des Menschen nach Freiheit zur politischen Doktrin, zum Parteibegriffe wird, wo das „Wort", das geschriebene und das gesprochene, die Herrschaft über die reinmenschliche Thatsache des Bedürfnisses unserer Natur nach der Befreiung von dem Unmenschlichen und Widernatürlichen gewinnt: da ist diese menschliche Natur auch schon um ihr bestes Theil betrogen. Die ehrenwerthesten Gesinnungen der Einzelnen führen unter solcher Herrschaft in ihrer theoretisch politisirenden Gesammtheit einen von Jenen am Allerwenigsten gewünschten und gedachten Niedergang des Volkswohles herbei, wie wir ihn heute mit Schrecken uns vor Augen sehen.

Wer ehrlich gegen sich selber ist, wird es auch zugestehen, dass der eigentliche Werth seiner liberalen Gesinnung nicht in der temporären Form der auch von ihm etwa akzeptirten Parteischlagworte, sondern eben in jenem festen, inneren ethischen Kerne des menschlichen Gefühles beruht. Dieses natürliche Gefühl für wahre Menschenwürde ist aber ebensosehr die Wurzel jeder echten liberalen Gesinnung, wie auch jenes idealen Triebes, der uns auf dem ästhetischen Gebiete des menschlichen Geisteslebens zur höchsten *Kunst* gelangen lässt. Daher ist es undenkbar, dass ein Angehöriger gerade unserer Kunst, in jenem ernsten, grossen Sinne, nicht „liberal" wäre, auch wenn er in politischer Hinsicht noch so entschieden vielleicht zu den „Konservativen" sich zählte. Sein Herz muss ihn nothwendiger Weise dazu bestimmen, die Befreiung des Menschen vom Unmenschlichen und seine Erhebung zum Göttlichen mit inniger Ueberzeugung als das allein zu erstrebende Ziel jeder moralischen Entwickelung auf Erden aufzufassen, und dieses eben ist der Gefühlskern des echten Liberalismus. Doch gerade in das Gegentheil leitet uns der Weg einer Doktrin, welche sich von der Natur und dem ursprünglichen ethischen Triebe des Herzens losgelöst hat. Unsere Kunst aber erblüht nur auf diesem fruchtbaren Grunde der Natur, und gedeiht nur in der Atmosphäre tief und wahr fühlender Menschenherzen; darum vermag sie

auch die *ethische Würde* uns wieder zu geben, welche dort verloren geht, weil auch sie nur aus demselben gesunden Boden der echten und starken Natur sich gewinnt, um in ihrer höchsten Entwickelung durch die Region des Geistes bis zu der *religiösen Erhabenheit* empor zu führen.

Wer die Richtung nach dem Ideale verfehlt und verachtet, der muss an Stelle der wahrhaften Noth des Menschenwesens etwas anderes erfinden, was ihn berechtigt, nach einer „Befreiung" zu verlangen; und damit ist der Boden der Natur verlassen. Es wird nun vorausgesetzt: dieser heutige Mensch als solcher *hat* Menschlichkeit, *hat* Menschenwürde, *hat* darauf beruhende Menschenrechte: dieses alles sind Gegebenheiten; — und daraufhin gebührt ihm von vornherein die *Freiheit quand même* (denn hier wird die deutsche Freiheit ein französischer Begriff). Es handelt sich nicht mehr um ein *Besserwerden*, wodurch die Humanität sich erst allmählich herausbilden würde, sondern um ein *„Guthaben"* des Menschengeschlechtes, auf Grund der Hypothese eines aprioristischen *Gutseins*. Dieses „Guthaben" bedeutet aber nichts weiter als ein allgemeines *laisser aller;* wobei alsdann das hypothetische „Gutsein" aller Menschen recht eigentlich als das losgelassene „Ichsein" jedes Einzelnen sich offenbart. Was ursprünglich der Traum einer edelen Menschenliebe gewesen, wird so, in wacher Wirklichkeit, zur verderblichen Phrase der Eigenliebe. Der menschliche Freiheitsdrang ist aus einer moralischen Macht zu einer politischen Doktrin geworden; die Theorie tritt an die Stelle der Natur; und damit wird die dämonische Wahrheit des liberalen Triebes, die einst die grosse Revolution hervorrufen konnte, zu jener schwächlichen Unwahrheit heutiger liberaler Parteipolitik, welche dem Wesen und der Nothwendigkeit jenes gewaltigen Geistes so weit entfremdet ist, dass auch ihre kleinen revolutionären Bewegungen nur noch den Charakter der politischen Komödie tragen.

Wie der Liberalismus dem Sozialismus in der Missachtung der Natur vorauf gegangen sei und den Marxischen Widernatürlichkeiten den Boden geebnet habe, dieses weist uns C. Frantz

nach, indem er zunächst wiederum die Grundirrthümer beider Theorien vergleicht. Beruht das System des modernen Sozialismus auf den einseitigen Bedingungen des *Fabrikwesens* und verdammt alles *Kapital* schlechthin als solches: so fusst der Liberalismus auf der Theorie des abstrakten *Freiheitsbegriffes*, und das ganze *Volk* bedeutet ihm nur eine Masse gleichartig „freier" Individuen, welche den Staat allein als *Staatsbürger*, in ihrer Gleichheit vor seinen Gesetzen, etwas angehen. Jeder soll *auf seine Façon selig werden;* ob er dabei unselig wird, ist für den Staat und den Liberalismus von keinem Interesse: wenn nur die „Freiheit des Individuums" gewahrt bleibt.

Das Unglück ist aber, dass das befreite Schlechte nur zu bald über das befreite Gute zu triumphiren pflegt. Es verhält sich in der Geschichte des Menschenwesens nicht anders, als wie in der ganzen übrigen Natur: wo immer nur irgend ein kleines Quantum verdorbener, schädlicher Substanz in die Nähe einer grösseren Menge noch durchaus gesunder geräth, da wird auch diese durch jene sofort angesteckt und gleichfalls verdorben.

Sobald der moderne Staat dergestalt die *individuelle Freiheit* als allgemeines Menschenrecht anerkannt hatte, durfte er sich um die *soziale Ordnung* nicht mehr bekümmern. Jeder Staatsbürger musste in seiner sozialen Beziehung und Thätigkeit „ungebunden" bleiben und war als Mitglied der Gesellschaft vom Staate völlig zu ignoriren. Erst wenn er die Dummheit beging, bei einer offenkundigen und direkten Uebertretung der Staatsgesetze sich betreffen zu lassen, dann hatte er die polizeilich-gerichtlichen Folgen davon zu tragen. Das Unglück, der Schade für seinen Nächsten, den ein Solcher mit seiner Freiheit angerichtet hatte, war aber dann einmal geschehen; und zwar geschah dieses nun um so mehr, als ja für eine soziale Ordnung zur Vermeidung derartiger Schädigungen von vorn herein nicht gesorgt worden, vielmehr manche frühere heilsame Bestimmung in dieser Beziehung, als der Idee der Freiheit widersprechend, aufgehoben worden war. Auch ein

auf gesundeste Weise historisch entwickeltes Recht durfte nicht mehr, weil es der Natur der Sache entsprach, in Geltung bleiben, sondern: widersprach es der „Idee", so musste es fort; das war das „liberale" Postulat der fortgeschrittenen Zeit humaner Bildung.

Somit ward durch diesen modernen politischen Idealismus nur der *Egoismus* der Individuen, als das eigentliche Menschenrecht, *befreit;* wobei der schlaueste und verschlagenste Egoist, der am geschicktesten die Staatsgesetze zu umgehen wusste, über alle minder gewitzigten, ehrlicheren und besseren Individuen offenbar den, vom Staate liberaler Weise ihm garantirten, verderblichen Sieg gewinnen musste.

Während jeder Mensch das Recht hat, so *dumm* zu sein, wie er ist, so bleibt es ein Unrecht, so *schlecht* zu sein, diese Dummheit Anderer zu deren Verderben für den eignen Profit ausnutzen. Erscheint aber gerade dieses staatlich protegirte Unrecht der Schlechtigkeit und diese prinzipielle Berücksichtigung des Egoismus im menschlichen Wesen einerseits gewissermaassen — leider — als die einzige *Ausnahme* von der allgemeinen — Missachtung der menschlichen Natur: so hatte andererseits die Befreiung des Egoismus nur eine um so grössere Zunahme jener Missachtung zur Folge. Je weiter das egoistische Element in seiner Befreiung vorschritt, je mehr gingen die natürlichen, und die damit in engem Zusammenhange stehenden, wirklich lebendigen idealen Elemente in unserem Volke verloren. Der abstrakte Idealismus der liberalen Doktrin, welcher einen blossen *Begriff*, in seiner widernatürlich ausgedehnten Verallgemeinerung, für eine *Idee* hält, ist von jeher ebenso, wie ein Missächter der natürlichen Verhältnisse, auch ein feindseliger Gegner, oder mindestens verständnissloser Fremder, für jenen lebendigen Idealismus gewesen, wie er entweder in einer grossen, über das Egoistische frei sich erhebenden schöpferischen Individualität, oder in einer auf natürlicher Basis erwachsenen, wirklichen Allgemeinheit oder Gesammtheit, etwa als Nationalcharakter, sich offenbart.

Unter solchen Verhältnissen konnte es nicht fehlen, dass gerade ein liberal theoretisirendes politisches Regime einem *fremden* Wesen den grössesten Vortheil bringen musste, welches mit kühlem Verstande von aussen her den abstrakten Begriff des Liberalismus sehr leicht sich anzueignen vermochte, während es im Grunde seiner Seele, dem wahren ethischen Freiheitstriebe christlich-liberalen Herzens fremd, der Repräsentant des nun immer mehr befreiten spekulirenden Egoismus war. Als Solcher wusste es, durch die ihm eigenthümlichen Talente und Geschicklichkeiten und seine dem deutschen Volke weit überlegene Schlauheit, die sich selbst überlassene Gesellschaft zum eigenen Vortheile bereits auf das Gründlichste auszunutzen. Bekam dieses Wesen dann auch noch die Verfertigung der Staatsgesetze in seine Hand, so war es ganz obenauf: die Gesetze wurden nun immer liberaler, d. h. immer günstiger für den Egoismus moderner Gesellschaftsausnutzer; der Liberalismus aber verlor dabei nun erst gänzlich seine ursprüngliche, ihm wesenhaft eigene ideelle Bedeutung.

Weise und kluge Männer, die Besten unserer Nation, haben uns durch die Jahrhunderte, von Luther bis auf Friedrich den Grossen, und wiederum von Kant und Fichte bis auf Schopenhauer, vergebens vor dem Unheile gewarnt, welches schon einmal, vor anderthalb Jahrtausenden, die römische Welt heimgesucht hatte, sodass der heilige Augustinus dem Seneca die bemerkenswerthe Klage in den Mund legen konnte: *In alle Länder hat dieses Volk sich verbreitet: den Siegern haben die Besiegten Gesetze gegeben.* Noch Goethe hatte es als eine Regel seines idealen Erziehungsstaates aufgestellt: *Wir dulden keinen Juden unter uns; denn wie sollten wir ihm einen Antheil an der höchsten Kultur vergönnen, deren Ursprung und Herkommen er verleugnet.* Aber dies Alles war *in den Wind* geredet, welcher uns nun, als der „befreiende" Athem der *Neuen Zeit*, unwiderstehlich die fremde Gefahr in den deutschen Staat hineingeblasen hat. Wiederum empfing die deutsche Natur den bestimmenden Einfluss undeutschen

Wesens, wie sie einst die römische Kirche, das römische Recht, die spanische Herrschaft, die französische Zivilisation bis zur modernen Sittenkomödie und Operette, die russische Freundschaft u. A. m. hatte über sich schalten und walten lassen müssen, woran sie zum Theile heute noch zu tragen hat. Einer solchen fortwährenden Vergewaltigung gegenüber darf man sich dann allerdings nicht mehr verwundern, wenn es endlich dahin kommt, dass das sich selbst entfremdete deutsche Volk in jenen unnatürlichen Zustand geräth, in welchem es, nach Aussen noch durch den preussischen Militarismus eine gefürchtete Machterscheinung, in seinem Innern macht- und kraftlos zu der verstörten Frage sich getrieben fühlt: *was doch zuletzt die legislatorischen Ausnutzer der schönen Theorie politischer Freiheit ihm, zur Beschützung durch eine so gewaltige Wehrkraft, an Natur- und Idealbesitz überhaupt noch übrig lassen wollen?*

Aber auf diese Frage wird, auch noch in höchster Noth, der eigenste Idealbesitz der deutschen Natur eine letzte grosse Antwort zu geben wissen; und wer sie hören und verstehen wird, der wird auch dann noch Deutsch sein, wenn das deutsche Volk längst das Bewusstsein seiner Deutschheit verloren und gegen den Spekulationsgeist des weltbeherrschenden *Humanitätsegoismus* der Zukunft ausgetauscht haben wird.

II. Die liberale Doktrin und die Natur.

Nichts ist bezeichnender für die frühe Einwirkung des zu letzt berührten undeutschen Wesens auf unseren modernen politischen Doktrinarismus, als dass das erste Gesetz des ersten liberalen Parlamentes in Deutschland (1848) die Freigebung des *Wuchers* betraf. Zwanzig Jahre später erklärte ein Vertreter des preussischen Volkes im Abgeordnetenhause Namens Meyer, unterstützt von dem undeutschen Führer seiner Partei, dass eine Interpellation in Betreff einer Wiedereinschränkung des Wuchers

geradezu ein „Sturmlauf gegen das feste Bollwerk des Liberalismus" sei. Zwei Jahre darauf begann die überreife Frucht der so lange herrschend gewesenen Doktrin ein wenig abzuwelken, und es war eine der ersten Thaten der „Reaktion", die damals vergeblich eingebrachte Interpellation nunmehr als Gesetz zur Ausführung zu bringen.

Wie bei dem Verhältnisse der liberalen Doktrin zum Wucher, so hat es sich auch bei den anderen gefeierten Errungenschaften des modernen Parlamentarismus bestätigt, dass dieser abstrakte politische Geist die Verbesserung der nationalen Zustände nur unter der Form des persönlichen Erwerbes und des spekulativen Gewinnes zu begreifen vermag. Daher wissen die Politiker jener Schule in volkswirthschaftlicher Beziehung nichts besseres zu thun, als für möglichste Vermehrung und Erleichterung der *Verkehrsmittel* zu sorgen, damit vor allen Dingen nur der Handel und Wandel blühe; obwohl doch, wie Frantz sagt, „nimmermehr der Handel, sondern die *Produktion* das A und O aller Volkswirthschaft ist." Sollte es nöthig sein, ausdrücklich es abzuweisen, dass etwa mit diesen und ähnlichen Worten eine — ganz unsinnige — Missachtung des Handels überhaupt ausgedrückt sei? Wer missverstehen will, lässt sich auch nicht bedeuten. Aber zur Ergänzung dessen, was an dieser Stelle nicht ausgeführt werden konnte, mögen unsere Leser den Aufsatz *Kaufleute und Krämer* in dem 11. Hefte (1880) der vortrefflichen Zeitschrift *„Der Kulturkämpfer"* (herausgegeben von Otto Glagau) nachlesen. Hierin wird der Unterschied zwischen dem echtdeutschen würdigen und grossen, Kultur schaffenden *Handel* und der kleinlich und niedrig zwischenein sich schleichenden *Krämer*wirthschaft der modernen Zwischenhändler trefflich charakterisirt. Es heisst da u. A.:

„Um den nationalen Markt dem Auslande zu verschliessen, musste man mit der bisherigen Politik der theilweisen Zollfreiheit brechen, welche man mit unrichtigem Ausdruck als „Freihandel" bezeichnet; und wie die Etymologie der ursprünglichen Gottesidee „Himmlischer Vater" dem römischen Götterkönig den Eigennamen Jupiter verliehen hat, so sieht man jetzt, wegen des Wortes

„Freihandel“, den wirthschaftlichen Feind in dem Handel schlechthin, welchen man schmäht und von dessen Unterdrückung man grosse Vortheile erhofft.“ „Wir wollen ihn von dem Verdachte befreien, dass er von Natur vorzugsweise Jüdisch ist, und die Juden von dem Vorurtheile, dass sie von Natur vorzugsweise Kaufleute sind.“ „In dem grossen wirklichen Handel haben sich während der letzten tausend Jahre nur germanische Stämme hervorgethan: Longobarden, Niederländer und Engländer, Allen voran die Deutschen; und wenn man von dem Kaufmann redet, so muss man sich den stolzen deutschen Handelsherrn und nicht den Börsenjuden vorstellen, unter Handel aber die Völker verbindende und Völker bereichernde Thätigkeit des Ersteren, nicht das ausraubende Schachern und Wuchern des Letzteren begreifen. Es ist schwer zu sagen, in welchem Zustand Europa sich befinden würde, ohne den Unternehmungsgeist und den klugen Sinn seiner Kaufleute u. s. f.“

Dies genüge zur Hinweisung auf die nöthige Ergänzung und Erläuterung zu den obigen und ferneren, in aller Kürze zitirten, Worten unseres Freundes über eine bedenkliche *Ausartung* des „Handels“, neben dem Zurückbleiben der Natur- und Produktionskräfte im heutigen Deutschland, für deren Hebung unsere politischen Theoretiker etwas Ernstliches zu thun nicht verstanden haben.

Eben diese ihre kühle, verständnisslose Behandlung der natürlichen Faktoren des Landes hat Frantz aber ganz vortrefflich an zweien Beispielen exemplifizirt. —

Das Wasser!

Ohne Wasser ist kein Heil. — Ueber dieses Thema lässt Goethe seine Sirenen *Lied auf Lieder anstimmen — dem unseligen Volk zu gut;* und Thales der Weise fügt hinzu: *Alles wird durch das Wasser erhalten! — Was wären Gebirge, was Eb'nen und Welt: du bist's, dem das frischeste Leben entquellt.* — Welchen Werth aber hat das Wasser für eine, den Wohlstand nur unter dem Begriff des persönlichen Erwerbes sich denkende Doktrin? Das Wasser ist ja *umsonst* zu haben, damit ist kein *Geschäft* zu machen: es ist also *werthlos* in den Augen jener manchesterlichen

„Volkswirthschaft". Ja, wenn es sich um Wasserstrassen, Kanalisirungen und dergleichen handelt — d. h. aber wiederum: um die Erleichterung des Handelsverkehres und Geschäftes — dann kommt es noch zur Bewilligung grösserer Summen in unseren Parlamenten. Ob das Land selbst durch eine verständige Organisation und Verwaltung der Wasserverhältnisse im Allgemeinen (z. B. durch Vermehrung der Bodenfeuchtigkeit mittels Anlegung von vernünftig vertheilten grösseren und kleineren Wasserreservoiren) ameliorirt und seine Produktionskraft vergrössert werden könnte — worauf es doch vor allem ankäme —: danach zu fragen, liegt diesem politischen Geiste ferne. Vielmehr erfreut ihn das Bewusstsein, dass gerade aus der Minderproduktion des Landes gegen den Zuwachs der Bevölkerung der *Handel* mit seiner Einführung des Mangelnden von aussen her, und zwar wiederum in Person der geschicktesten und gewitzigtesten Einzelnen, immer sich steigernde Vortheile zu gewinnen vermag. —

Und der Wald!

Was ist der Wald für die politischen Parteien unserer Parlamente? Bekommt dort einmal das konservative Element, vorübergehend, wieder die Oberhand, so wird wohl auch seiner wiederum ein wenig gedacht, insofern, als man gewisse Polizeigesetze zum Schutze des Waldeigenthümers durchbringt, welche an und für sich den besitzenden Herren recht erwünscht sein mögen, sich aber doch wie Ironie ausnehmen gegenüber der allgemeinen Verwahrlosung der Waldverhältnisse unter der Herrschaft der modernen Theorie. Für den politischen Liberalismus kann der Wald prinzipiell nichts anderes bedeuten, als das individuelle Besitzthum irgend eines Staatsbürgers, welcher die volle Freiheit hat, dasjenige damit zu machen, was ihm selbst den meisten persönlichen Vortheil bringt. Nun erscheint aber der Wald, vom persönlichen Standpunkte aus betrachtet, überall als nicht besonders ergiebig: Erhaltung und Pflege sind mühevoll, nur langsam wächst das Neugepflanzte wieder auf; die Erträgnisse stehen dazu, besonders nach modernen Rentenbegriffen,

in keinem rechten Verhältnisse: kurz, der Wald ist eigentlich eine Art von *Luxus*, — und das darf nicht gelitten werden zu einer Zeit, für welche doch im übrigen alles Schöne, Wahre Grosse recht eigentlich in Luxus sich verwandelt hat! Aber diese selbige Zeit hat auch überall „keine Zeit": das Langsame ist ihr werthlos, das Werdende interessirt sie nicht. So auch der Wald, der wegen der Nothwendigkeit seiner langsamen Entwickelung und weitvorsorglichen Pflege durchaus ein Nationalinteresse bleiben muss. Bei dem raschen Wechsel des modernen Besitzes ist es aber für den jeweiligen Eigenthümer ganz gleichgiltig, ob sein fremder Nachfolger durch die Folgen seiner egoistischen Waldbewirthschaftung geschädigt wird; er hat seinen Waldbesitz nur möglichst auszunutzen, was am besten durch tüchtige Abholzung geschehen kann. Zur Erleichterung einer solchen Ausnutzung stellt sich dann wieder der *Jude* gefällig ein (so nennt noch heute das Volk, offenbar „in mittelalterlichen Anschauungen befangen", den modernen Vertreter des Zwischenhandels, wenn es mit ihm in geschäftliche Berührung kommt); dieser kauft dem Besitzer das etwa störende Werthobjekt des Waldes ab und macht mit der rücksichtslosen Verödung des deutschen Landes sein höchst profitabel ausspekulirtes Holzgeschäft. Selbst Staatswaldungen verfallen schon diesen „verwerthenden" Händen. Was geht den Holzjuden das deutsche Land an? Die liberale Volkswirthschaft aber beruhigt sich wohl dabei, dass ja die abgeholzten Wälder sich wiederum in Millionen von Eisenbahnschwellen „zur Hebung des nationalen Handelsverkehres" verwandeln! Welch ein ungeheurer Schade durch die Entwaldung des Landes den klimatischen, und damit den Bodenverhältnissen, also der nationalen Produktion selbst angethan werde, wie langsam ein rasch umgeschlagener Wald wieder aufwachse, „dass einmal entblösste Hügelabhänge nie wieder zu bewalden sind, weil der Regen die Waldkrume abspülte" —: an all dergleichen denkt unser politisirender Doktrinarismus nicht; sondern er treibt es und lässt es treiben, als wäre die Natur gar nicht vorhanden, und als gäbe es gar keine Zukunft,

in welcher dasselbe deutsche Volk die Früchte heutiger Politik und Wirthschaft ernten müsse.

So schildert C. Frantz das Verhältniss der modernen, gleicherweise undeutschen wie unpreussischen, Parteitheorie zur Natur, wonach mit der Zeit, unter dem missbrauchten, und ganz in sein Gegentheil umschlagenden schönen preussischen Fürstenwahlspruche *Jedem das Seine*, das lebendige Ganze des deutschen Landes, von seiner produktiven Basis aus, sozialökonomisch zu Grunde gerichtet werden muss.*)

„Zwischenbemerkungen über den Konservativismus.“

C. Frantz bleibt nicht bei der verurtheilenden Kritik der Irrthümer einer einzelnen politischen Partei stehen. Muss nach

---

*) Eine fast wörtliche Bestätigung für alles oben Erwähnte und eine sehr belehrende Ausführung des dort behandelten Thema's enthält der vortreffliche Aufsatz von Dr. A. Berghaus: *„Der moderne Staat und der Landbau“* in der Beilage zur Nr. 265 der Augsburger Allgem. Ztg. vom 28. September 1880, wo es u. A. heisst: „Die mittelalterliche Staatskunst baute ihre Institutionen auf das wirthschaftliche Leben. — — Inzwischen hatten in Folge der Entdeckung von Amerika Handel und Industrie einen ausserordentlichen Aufschwung genommen. Es war der Zeitpunkt gekommen, wo von dem Landbau reichere Spenden gefordert wurden, und wo demnach der Uebergang des Landbau's von der Natural- zur *Geld*wirthschaft durch die dringendsten Interessen geboten war. Unglücklicher Weise fiel die Lösung dieser Aufgabe der Doktrin anheim. Die naturrechtlichen Lehren, sowie die des nationalökonomischen *Industrie*systemes wurden dabei allein maassgebend. *Der innere Gegensatz der ländlichen und der städtischen Produktionsverhältnisse blieb vollkommen unbeachtet.* Der Staat glaubte dem Landgute, d. i. der Basis des gesellschaftlichen Lebens gegenüber, keine andere Aufgabe zu haben, als der ephemeren Hökerbude, auch wenn diese nur frivolen Zwecken dient. Die Gleichheit vor dem Gesetz ward auf die wirthschaftlichen Kräfte ausgedehnt.“ — — „Nunmehr ist es Thatsache, dass in Frankreich, d. h. in der Heimath und dem Versuchsfeld aller modernen Staatskünste, heute auf den Kopf der Bevölkerung an Nahrungsmitteln weniger produzirt wird als vor 1789, dass auch in Preussen der Viehstand heute weniger

seiner begründeten Ansicht mit den Prinzipien derselben zur Rettung des Landes gebrochen werden, so heisst dies nicht etwa, dass die Majorität der „Vertretung des Volkswillens" nach parlamentarischem Gebrauche einfach aus der nationalliberalen, der liberalen, oder der Fortschritts-Partei auszuscheiden und sich dafür bei der heute sogenannten *konservativen* Partei einschreiben zu lassen habe. Die Verneinung der jetzt geltenden liberalen Parteiprinzipien bedeutet für ihn mit Nichten ohne weiteres die Bejahung des gegenwärtigen, schwächlich bestellten und unsicher tastenden Konservatismus. — Bei einer solchen Gegenüberstellung blieben wir ganz auf dem Boden des modernen Parlamentarismus, welcher selbst auf der liberalen Doktrin beruht und am wenigsten verdient „konservativ" behandelt zu werden. C. Frantz zeigt seine wahre Objektivität, seinen schönen Gerechtigkeitssinn gerade darin,

---

zahlreich und im Durchschnitte geringer ist als vor 75 oder 80 Jahren." — Mit solchen Auslassungen eines wissenschaftlich gebildeten Mannes vergleiche man nun noch die höchst beachtenswerthen Mittheilungen eines einfachen Bauern, wie sie neuerlich Christoph Krüger, Bauer in Wallmow, in seinem Schriftchen: „*Aus dem Leben für das Leben*, ein Wort an den deutschen Landmann, vornehmlich vom deutschen Bauernstand", veröffentlicht hat: auch hier wieder fast wörtlich dieselben Klagen, die nämlichen Begründungen, Nachweisungen und Aussichten! „Vor 30 Jahren hat man bei gleicher Wirthschaftsweise fast dreimal soviel Korn verkauft." Ein Gut von 236 Magd. Morgen in der besseren Gegend der Uckermark, als ein Beispiel für viele, hatte 1876 bei einer Einnahme von 3274 Mark eine *Mehrausgabe* von 748 Mk., 1878 aber schon wiederum von *1628* Mk.! — „Folge um Deiner selbst willen nicht ferner den Freiheitspredigern" ruft der selbst liberale Christoph Krüger seinen Standesgenossen zu: „Ihre Lehren, ihre Lockungen bezwecken nichts Anderes als die zügellose Entfesselung des *Geldes*:" „Mag die Neuzeit sich noch so sehr brüsten mit ihren Erfindungen und Errungenschaften, in Bezug auf unsere Volkszustände hat sie Schreckliches zu Tage gefördert. Es kann nicht mehr so weiter gehen, es muss hierin eine Umkehr statthaben." „Was haben wir noch zu verlieren?" „Was kann unser Vaterland noch für einen Werth für uns haben, wenn wir uns trotz aller Anstrengungen nicht mehr darin ernähren können?" — —

dass er nicht mit der verurtheilenden Kritik der einen politischen Partei sich blindlings einer anderen in die Arme wirft. Er steht auf einem höheren Standpunkte, und blickt dabei weiter, über die Parteien hinaus, auf das deutsche Wesen. Schon sein treffliches Schriftchen über *„die alten und neuen Parteien“* hat dies bewiesen, und in dem jetzt von uns besprochenen Werke bringen die *„Zwischenbemerkungen über den Konservativismus“* dafür einen weiteren Beleg hinzu. Gleichwie es bei dem Liberalismus sich fragt, was frei sein, und wovon es frei sein solle, so bei dem Konservativismus: was zu konserviren sei? In einer natürlichen Entwickelung bliebe für den Konservativismus nichts zu thun, weil diese ihre erhaltende Kraft in sich selber trägt. In einer widernatürlichen Entwickelung, wie wir sie einem politisch-parlamentarisch entarteten Freiheitstriebe verdanken, ist allein das Naturgemässe zu konserviren.

Wird diese wesentlich reformatorische Bahn mit vollem Bewusstsein beschritten, so findet der Konservativismus, der ja im Allgemeinen allerdings auf gesunder natürlicher Grundlage beruht, und daher zu einer vernünftigen Anschauung der Dinge mehr befähigt sein sollte, hier eigentlich erst die rechte Gelegenheit zur Entfaltung seiner produktiven und organisatorischen Kräfte, welche er hingegen in dem politischen Parteigetriebe unseres modernen Parlamentarismus leider allzusehr vermissen lässt. Dort pflegt er vielmehr den überwuchernden Irrthümern des Liberalismus gegenüber mit seltsamer Befangenheit auf die Konservirung überlebter Standesprivilegien sich versessen zu zeigen; wie es denn überhaupt die natürliche Folge des parlamentarischen Schaukelspieles sein musste, dass der Konservativismus seinen Gegenhalt gegen den Liberalismus eben nur in einem prinzipiellen Zurückziehen gegen das prinzipielle Vorwärtsdringen auf der anderen Seite fand. Darüber ward dann nur zu oft vergessen, um was es sich bei aller wirklich national-konservativen Politik allein zu handeln hatte, nämlich: um die Beachtung der natürlichen Existenz-Bedingungen und Bedürfnisse des deutschen Volkes.

Hierzu dient aber kein — überall unmögliches — Zurückrufen des Verlorenen durch *Reaktion*, sondern ein — immer noch mögliches — Wachrufen des Vorhandenen durch *Reform:* und um diese herbei zu führen, muss der Konservativismus vor Allem aufhören, als eine politisch-parlamentarische Partei sich selbst nur im Gegensatze zu dem gleichfalls politisch-parlamentarischen Liberalismus zu begreifen.

Wenn es also nach C. Frantz der Föderalismus ist, welcher dieser Aufgabe echt deutscher Politik, der Reformirung, Organisirung und Entwickelung der deutschen Natur am Vollkommensten zu entsprechen vermag: so würde der Konservativismus im Dienste dieses höheren Prinzips eben als die Kraft der Erhaltung des wirklich Naturgemässen und echt Deutschen thätig sein dürfen. Dieses scheint er nun wenigstens auf dem Felde des Grundbesitzes, dem er eigentlich entsprossen ist, bei den sog. *Agrariern*, neuerdings versuchen zu wollen. Hier lag freilich der Boden der *Natur* unmittelbar vor Augen oder unter den Füssen, auf dem der grösseste Theil des Volkes selber wächst und wirkt, und von dem aus reformatorische Bestrebungen in der That am Gedeihlichsten sich entwickeln lassen. Die Noth dieser Natur hat den Beginn der Besserung hervorgerufen. Der ländliche *Grundbesitz*, diese Basis des Volkslebens, ist unverhältnissmässig mit Steuern belastet, aus einer Zeit her, in welcher noch aller Besitz meistentheils nur in Grund und Boden bestand.*) Der mächtigste Theil des modernen *Kapital*besitzes aber, der heute die Herrschaft an sich gerissen hat, der Geldhandel und das Börsentreiben, hat sich dem gegenüber steuerfrei zu erhalten gewusst. Eine schreiende Ungerechtigkeit, welche ermöglicht ward durch die andere verderbliche Herrschaft in unserem Volke: die Herrschaft des *römischen Rechtes*, als eines Stadtrechtes für Reiche und Kapitalisten!

*) Der vorhin zitirte Bauer Ch. Krüger sagt: „Wir deutschen Bauern haben in vielen Fällen bis zu 50 Prozent unseres Einkommens an Staats- und anderen Abgaben, ohne Zinsen, zu leisten.“ —

Alles [illegible]af hier zusammen, um die ländlichen Grundbesitzer zu [illegible]iren, oder aber —: sie auf den Weg der *Reform* zu trei[illegible]. Möge das Agrarierthum es sich recht ernstlich zu He[illegible]n nehmen, dass es nicht ebenfalls, wozu stäts die Gefahr vo[illegible]nden, in den Bann der todten Doktrin gerathe, und die *re[illegible]n* Interessen, welche es mit dem allgemeinen Volkswohle [illegible]knüpfen, wiederum in politische Interessen zu egoistischen [illegible]teizwecken verkehre!

Hier in den realen Interessen des Grundbesitzes ist noch Leben, Leben der Natur und Leben der Noth, — hier ist ein Wirkliches und Werthvolles zu konserviren, — hier also dürfte auch der Konservativismus noch eine Selbstreinigung und Erhöhung zum wahrhaft Lebendigen und Grossen sich erhoffen. Denn das ist es, was ihm einzig zu erstreben übrig bleibt: er muss sich von einer natürlichen Grundlage aus, in wahrer Erkenntniss der allgemeinen nationalen Noth, über die politische Parteiwirthschaft und den Gesichtskreis des modernen Parlamentarismus erheben, dessen Kritik und Reform uns nunmehr noch ein Weniges zu beschäftigen hat.

III. Der moderne Parlamentarismus.

Dem spezifisch liberalen Prinzip der *Freiheit* steht, gewissermaassen zu seiner politischen Bekräftigung, das Prinzip der *Gleichheit* zur Seite, worauf der moderne Parlamentarismus beruht. Sein Ideal ist das aus der Ausübung des allgemeinen Stimmrechts hervorgegangene *Wahlparlament*. — Folgen wir nun auch bei Betrachtung dieses Elementes modernen Staatslebens der bewährten Führerschaft unseres Freundes.

Wie die Vorbedingung für die sozialistische Staatswirthschaft die Gleichartigkeit der materiellen Güter, so ist die Vorbedingung für den liberalen Parlamentarismus die Fiktion der *Gleichartigkeit des Volkswillens*. Das Volk, welches der theoretische Liberalismus nicht als eine Realität, mit ihren natürlichen Bedingungen und Bedürfnissen kennt, wird von ihm mit dem Einen

grossen abstrakten Worte abgefertigt: dass es einen *Willen* habe. Was dieses heisst, erhellt aus den folgenden Deduktionen.

Der Wille des Volkes äussert sich in den *Wahlen* — der Gewählte des Volkes *repräsentirt* demnach dessen Willen — auf ihn wird also der Volkswille *übertragen*.

Dem gegenüber fragt Frantz zunächst: kann man denn überhaupt einen Willen auf einen Anderen übertragen? — und nun gar den Willen Tausender auf einen einzelnen „Vertreter“? Zum Mindesten gehörte doch dazu: erstens, dass jeder Wähler nach reiflicher Erwägung und eigener Ueberzeugung stimme. Es ist aber allbekannt, wie die Wählerschaft „bearbeitet“ wird, so dass die freie Ueberzeugung des Wählers nur in sehr seltenen Fällen bei der Wahl zum Ausdrucke kommt, vielmehr die ganze Sache von der Geschicklichkeit der *Wahlcomité's* abzuhängen pflegt, welche dabei nur allgemeine politische Parteiinteressen vertreten. Zweitens müssten alle Wähler den Gewählten genau nach Charakter und Fähigkeiten kennen. Es ist aber Thatsache, dass sie ihn grösstentheils nicht einmal von Angesicht kennen; denn mit der *„Leitung“* der Wahlen von Seiten der Wahlcomité's ist eine gewisse Zwischengewalt von berühmten oder brauchbaren Parlamentskandidaten aufgekommen, welche nun in irgend einer beliebigen Gegend aufgestellt werden, wo die betreffende Partei gerade eine genügende Stimmenzahl zu gewinnen hoffen darf: und so wählt denn wohl der Thüringer Bauer den ihm oktroyirten Berliner Gerichtsrath, und der Breslauer Advokat spricht über die Bedürfnisse von Ostpreussen oder von Westfalen. Drittens müsste der Wähler über die Hauptfragen der Legislaturperiode einigermaassen vorher unterrichtet sein, da er sonst nicht wissen kann, ob der Gewählte für die Vertretung seiner Interessen auf den betreffenden Gebieten sich eignet. Auch dies ist, ausser bei den regulären Parlamentsgeschäften, z. B. der Budgetberathung, nicht der Fall.

Mit der Uebertragung des Volkswillens sieht es also ziemlich übel aus, und die Vertreter desselben erscheinen in zweifel-

haftem Lichte. Trotz alledem ist aber ein jeder der so gewählten Volksvertreter „*unverantwortlich*“, als ob er niemals fehlen könnte. Da haben wir also eine politische Infallibilität! Man kann den Vertreter des Volkswillens nicht zur Rechenschaft ziehen; man kann nichts thun, als ihn nicht wieder wählen: dann hat also das durch parlamentarische Infallibilität repräsentirte Volk einen anderen, aber nun eben so infallibel repräsentirten Willen bekommen.

Hiernach hätte man weiter zu fragen: wer hat denn eigentlich diesen so sonderbar wählenden *Willen?* Das Volk — d. h. alle Wahlfähigen eines Wahlkreises, — also etwa jeder einzelne Bauer und Arbeiter?! — Da sieht man es sogleich, wie jene Widersinnigkeit einer Willensübertragung auf einer Voraussetzung beruht, welche an sich schon eine baare Unmöglichkeit bezeichnet. Zwei Drittel der Bevölkerung in Deutschland, welchen das eigentliche „Deutsche *Land*“ gehört, und deren Interessen daher vor Allem zu wahren wären, wissen bei der Wahl gar nichts von dem, was man den „Volkswillen“ nennt; und unter dem dritten Drittel sind eigentlich nur die Sozialdemokraten eines bestimmteren sozialpolitischen Volkswillens, nämlich als wählender Masse, sich bewusst. In Gegenden, welche durchaus nicht zu den verwahrlosten gehören, ist es vorgekommen, dass die Bauern den jüdischen Sendboten eines liberalen Wahlcomité's ganz ehrlich für den Ueberbringer der speziellen Wünsche ihres *Landesvaters* gehalten und im frommen Gehorsam gegen denselben den von jenen Agenten im Dorfkrug beim Biere ihnen aufgeschwatzten, ganz unbekannten Abgeordneten richtig gewählt, hinterher aber sich bitter über die sie schädigenden Folgen der liberalen Gesetzgebung beklagt haben, indem sie gar nicht begreifen konnten, warum ihr guter Fürst solchen Unfug zulasse. Dies war in einem verhältnissmässig kleinen, sogenannten „Musterstaate,“ wo eine gewisse Einheitlichkeit des „Volkswillens“, der Volksbedürfnisse, und eine gewisse Ueberschaubarkeit der Volksverhältnisse für die Gewählten immer noch möglicher wäre, wenn nur eben nicht der moderne Wahlschwindel sich dazwischen drängte. Wie aber in grossen Staaten, wo das Volk als solches nicht einmal

„gleich" ist? — wo es Pommern und Rheinländer, Hannoveraner und Schlesier, Ostpreussen und Nassauer, Thüringer und Friesen gibt? — oder im Reiche, wo sich Holsteiner und Oberbayern, Brandenburger und Württemberger auf solche Weise vertreten lassen sollen?! Da muss es doch schliesslich Jeder erkennen, wie die prinzipiell vorausgesetzte Gleichartigkeit des Volkswillens nicht nur keine entsprechende Repräsentation, sondern überhaupt gar keine Existenz besitzt.

Allerdings sagt man nun wiederum einschränkend: es handelt sich gar nicht um die Gleichartigkeit des gesammten Volkswillens, sondern um die *Majorität* desselben, und diese kommt in den Parlamenten zur Geltung. Der Begriff der allgemeinen Gleichheit ist eben ein so widernatürlicher Begriff, dass er, sobald er in die Realität übertragen werden soll, alsbald wieder in faktische Ungleichheit sich verwandelt; und so kann auch die politische Gleichheit, indem sie zu Worte kommen will, um einen „Willen" zu zeigen, nicht anders als wie unter der Form der Majorität sich äussern. *Der Wille des Volkes wird durch den Willen der Majorität majorisirt.*

Was ist also schliesslich der Wille des Volkes? Der Wille der Majorität. Und was ist diese Majorität? Schiller sagte bekanntlich: „Die Mehrheit ist der Unsinn", und Goethe fügte hinzu: „Nichts ist widerwärtiger als die Majorität; denn sie besteht aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen, die sich akkomodiren, aus Schwachen, die sich assimiliren, und der Masse, die nachtrollt, ohne nur im mindesten zu wissen, was sie will." Frantz aber weist uns als praktischer Politiker die Wahrheit dieser Aussprüche unserer grossen Dichter mittels eines kleinen Rechenexempels ganz prächtig nach:

„Angenommen, das durchschnittlich $^4/_5$ der Wähler wirklich zur Wahlurne treten — was erfahrungsmässig schon zu hoch gegriffen ist, — angenommen ferner, dass die in den einzelnen Wahlkreisen erwählten Abgeordneten durchschnittlich $^3/_4$ der abgegebenen Stimmen auf sich vereinigten, — was wegen der überall eintretenden Konkurrenz verschiedener Parteien wieder entschieden zu hoch gegriffen ist, — angenommen endlich, dass die parlamentarischen Beschlüsse durchschnittlich von $^2/_3$ der gesetzlichen Ge-

sammtzahl der Parlamentsglieder gefasst würden — was, da das Parlament fast niemals vollzählig ist, jedenfalls die Maximalannahme sein dürfte, — so ergibt die Rechnung:

$$^4/_5 \times {^3/_4} \times {^2/_3} = {^{24}/_{60}} = {^2/_5}.$$

Es zeigt sich demnach, wie selbst unter sehr günstigen Annahmen von dem Gesammtquantum des Volkswillens durchschnittlich nur die kleinere Hälfte zum Ausdruck käme. — Unter Umständen dürfte die Rechnung sich aber auch so stellen:

$$^2/_3 \times {^3/_5} \times {^1/_2} = {^6/_{30}} = {^1/_5}.$$

was gleichwohl als Ausdruck der Majorität gälte! Da hätten wir's also, was bei diesem System herauskommen kann."

Das Resultat dieser, den Thatsachen nur zu gut entsprechenden Berechnungen ist einfach und ehrlich gesagt:

*Der „Volkswille" wird durch die Minorität majorisirt!**)

Worin besteht demnach der Vortheil, welchen die moderne politische Doktrin uns gebracht hat, indem sie uns von der „un-

---

*) Ein eigenthümlich bestätigendes Licht fällt auf obiges Exempel aus der neuerdings so oft erlebten Thatsache der *„Beschlussunfähigkeit"* unserer Parlamente, zumal des deutschen Reichstags, selbst bei den allerwichtigsten Vorlagen. In dem „liberalen Musterstaate" Baden wurden kürzlich 200 Kreis-Abgeordnete durch 230 Wähler, die anstatt der wahlberechtigten 2790 erschienen waren, gewählt. „Das Interesse für die parlamentarischen Verhandlungen schwindet nicht nur im Volke, sondern auch bei den Parlamentariern selbst." — „Wenn man jetzt auf „liberaler" Seite die zur Beschlussfähigkeit nöthige Ziffer noch weiter heruntersetzen will, so ist dies nur ein neuer Beleg dafür, wie unklar der „Liberalismus" über seine eigensten Institutionen denkt." „Das Wesen einer wahren Volksvertretung im liberalen Sinne erfordert es, dass alle Beschlüsse möglichst von der Gesammtheit der Abgeordneten gefasst werden." „Auf diese Weise käme wenigstens die Volksstimmung, wie sie sich bei den Wahlen gezeigt hat, einigermaassen sicher in den Beschlüssen der Volksvertretung zum Ausdruck; während die Abstimmungen, wie sie heute gehandhabt werden, durchaus vom Zufall abhängen, und die folgenschwersten gesetzgeberischen Leistungen bisweilen ihre letzte Ursache im Schnupfen dieses oder jenes Abgeordneten finden." (*Kulturkämpfer 1880*, Heft 9: „Werthlosigkeit des modernen Parlamentarismus." S. 9.) Aus Ursachen von letzterer Art glückte z. B. nur kürzlich noch die mühselige Durchbringung des vielzerfetzten Kirchengesetzes, worin man nun ein hochwichtiges historisches Moment des *„Kampfes des deutschen Volkes um seine Kultur"* erblicken soll!

zeitgemässen" Herrschaft der Minoritäten, der Autokratie, Aristokratie, Bürokratie etc. befreien wollte? An die Stelle jener ist nun die „unverantwortliche" Minorität der politischen Partei getreten. Hier, wie überall, realisirt sich der abstrakte Freiheitsbegriff, trotz aller Unterstützung durch den Gleichheitsbegriff, nur in der Form einer Ausnutzung durch das *Talent*. Aber — welches Talent? Kein Herrscher-, kein Organisations-, überhaupt kein *produktives* Talent, wie es nur aus einem intimen Mitleben und Mitfühlen mit dem Volkswesen selbst sich entwickeln könnte. Eine Partei, welcher das ganze Volk prinzipiell als *gleich gilt*, kann — als Partei — für dasselbe auch nur noch *Gleichgiltigkeit* übrig haben. Das Talent, welches hier florirt, ist eben das abstrakte Advokaten-Talent des modernen Parlamentarismus, die dialektische Geschicklichkeit eines aus politischem Zwischenhandel hervorgegangenen höheren Zwischenhändlerthums einer als Minorität enthüllten Majorität von „Stimmen", welche sich schliesslich wiederum auf die paar Kehlen einzelner Parteiführer — richtiger: Parteiredner (Parlamentarier) reduziren, die nun mit dem „grossen Worte", das sie führen, über das Wohl und Wehe des Volkes entscheiden. Der gewandteste Parlator, Rhetor und Sophist der parlamentarischen Tribüne erscheint dann als der wahre Mann des Volkes, als der ideale Abgeordnete, und prägt, ohne irgend etwas für das thatsächliche Volkswohl produzirt zu haben, einer ganzen Periode des Staatslebens den Stempel seiner „Persönlichkeit" oder — noch schlimmer — seines Stammes auf. Denn zur erfolgreichen Besorgung seines grossen parlamentarischen Geschäftes, hat er es durchaus nicht etwa nöthig selber *deutsch* zu sein, damit er, als in deutschen Verhältnissen aufgewachsen und mit ihnen eng verknüpft, ein lebendiges Bewusstsein davon habe, was deutsch sei, und was Deutschland zu seinem wahren Wohle bedürfe. Vielmehr kommt es für ihn auf weiter nichts an, als dass er, ganz wie der moderne Journalist, Alles wisse, d. h. über Alles zu parliren wisse; und das ist unmöglich, wenn er irgendwo im Boden der Natur festwurzelt und besondere menschliche Sympa-

thien, ausser mit sich selber oder mit Seinesgleichen, besitzt. Nein, gerade je kühler, je unbetheiligter an der Realität, je „freier“ von allen natürlichen Beziehungen, kurz je *„objektiver“*, ein solcher Advokat des Volkes ist, um so besser ist er als parlamentarischer Parteiführer zu verwenden.

Diesen Anforderungen entspricht aber wiederum am meisten der Charakter und die Begabung unserer *undeutschen* Staatsbürger, welche daher in der parlamentarischen Thätigkeit recht eigentlich ihre höhere geistige Beschäftigung gefunden haben. Ist erst irgend etwas von dem Boden der Natur losgelöst, mit deutscher Wissenschaftlichkeit und unter dem Anscheine eines gewissen humanen Idealismus zum Abstraktum gemacht worden: dann realisirt es sich dieses fremde Wesen zum eigenen Vortheile durch seine spezifische zwischenhändlerische Thätigkeit, deren höchste Stufe eben die Rednerbühne unserer Parlamente bildet.

Und so konnte es sich ereignen, dass unter dem günstigsten Schutze des liberalen Prinzipes und in der bequemen Form des modernen Parlamentarismus das undeutsche Element in der That auf lange Zeit die ganze deutsche Gesetzgebung in seine Gewalt bekam, sobald auch der Vertreter der Macht des Staates selbst sich seine politischen „Dienste“ gefallen liess.

Der Genialste der deutschen Minister hatte von vornherein unseren modernen Parlamentarismus für das gehalten, was er in der That ist. Er hatte es ausgesprochen: *der Parlamentarismus müsse sich durch sich selbst vernichten.**)

---

*) Ueber den Charakter der politischen Natur und Wirksamkeit des Reichskanzler's hat Bruno Bauer, der in vollem Wortsinne *geistreiche* Verfasser des Buches: *„Christus und die Cäsaren,“* neuerdings eine Schrift erscheinen lassen: *„Zur Orientirung über die Bismarck'sche Aera“* (Chemnitz. E. Schmeitzner), welche unseren Lesern hiermit zu ernstlicher Lektüre angelegentlich empfohlen sei. Nicht allein die moderne Politik, auch die Zeit der grossen Revolution, zumal die Betheiligung Danton's sowie die gleichzeitige Regierung Friedrich Wilhelm II. von Preussen gewinnen dort, durch die Parallelisirung mit unserer Zeit, höchst interessante und belehrende neue Beleuchtung, deren Nützlichkeit auch bei der Vollendung obiger Arbeit dankbar anzuerkennen war.

Wie die Parlamente aus der Komödie der Wahlen hervorgegangen waren: so galten sie selber ihm nur als Mittel eines diplomatischen Komödienspieles. Wie es den parlamentarischen Parteien gleichgiltig ist, worin die realen Volksbedürfnisse dieses oder jenes Kreises bestehen: so war es ihm wiederum gleichgiltig, worin die politischen Interessen dieser oder jener parlamentarischen Partei bestanden. Wie die Wahlcomité's, um für ihren Kandidaten die Stimmenmehrheit zu gewinnen, das Volk mit seinem „freien Willen" überhaupt nur noch — nach dem würdevollen Jargon unseres Parlamentarismus — als *„Stimmvieh"* betrachten: so lag es dem Kanzler auch nur an der Gewinnung von Majoritäten im Parlamente für seine Regierungsvorlagen. Bald gewann er sich dazu — und zwar mehr durch eingebildete Aussichten ihrerseits, als durch wirkliche Zugeständnisse seinerseits — je nach Bedürfniss die Konservativen oder gar das Zentrum, bald begnadigte er wieder die nach jedem kurzen prinzipientreuen Widerstande immer wieder auf's Neue bereitwillig sich herandrängenden Nationalliberalen mit parlamentarischer Verwerthung; und wenn sie ihre Pflicht gethan, liess er sie wieder gehen. Und dies war durchaus *„korrekt"*; es entsprach vollständig dem Charakter der Sache. Dieses Komödiespielen mit der Komödie war das Einzige, was dabei nicht Komödie war: es war eine jener derben preussischen Wahrhaftigkeiten, hier freilich unter dem klug verhüllenden Gewebe einer diplomatischen Genialität. Denn das war allerdings nicht zu ändern, dass unser Kanzler, der durch sein diplomatisches Genie unsere auswärtige Politik zu so glänzenden Erfolgen geführt hatte, auch unsere inneren Verhältnisse, immer vom Standpunkte und im Interesse jenes „Auswärtigen", durch die gleiche diplomatische Kunst zu regieren gedachte.

Niemand kann aus seinem eigenen Genie hinaus. Ja, das Genie ist in gewissem Sinne eine weit höhere Schranke als die Talentlosigkeit, und ein rechter Dummkopf kann sich leichtlich am freisinnigsten und gerechtesten benehmen. Dieser eigenthümlichen Nothwendigkeit des Genies gegenüber war es aber

nur schlimm, dass gerade in der *„Diplomatie des Inneren“*, in dem kleinen parlamentarischen Zwischenhandel, eine ganz andere Art ihm noch „über war“: eine Art, welche mit dem tüchtigen, derben, rechten Preussenthume absolut nichts gemein hat, mit der sich der Repräsentant dieses Preussenthumes aber leider gemein machen musste, als es galt, so schnell wie möglich auch für das Innere des neubegründeten Reiches moderne national-deutsche Gesetze zu schaffen. War ihm das geschäftlich-praktische Interesse für das Innere von vornherein fremder, so konnte ihm freilich nichts lieber sein, als wenn man ihm die spezielle, organisatorisch-produktive Staatssorge um dasselbe durch jene liberale Gesetzgebung, welche das Volk sich selbst überlässt, vom Herzen nahm, und damit seinem Genie zu unermüdlicher Thätigkeit auf dem ihm eigenen Gebiete der auswärtigen Politik die volle Freiheit vergönnte. So geschah es, dass unser mächtiger Kanzler, für die längste Zeit seines Wirkens als Solcher, bei dem parlamentarischen Spiele selbst den grossen Einsatz seiner Persönlichkeit jener ihm bequemsten und mit ihm ganz auf den Boden der „nationalen Thatsache“ des neuen Reiches wohlgefällig sich stellenden „national-liberalen“ Partei schenkte, welche, als die eigentliche parlamentarische Majorität, eine reiche Anzahl wohlmeinende Ehrenmänner deutschen Bürgerstandes in sich schloss, jedoch bald durch liberalen, bald durch nationalen Schimmer geblendet, nur noch massenhaft mit zu stimmen sich gewöhnte, wie es ihre undeutschen Führer, zum alleinigen Besten des absolutistischen Egoismus, so wortgewandt ihnen vorzusagen wussten. Dank dieser, dadurch selbst undeutsch gewordenen, neu-nationalen Partei erhielten wir jene monströse Gesetzesfabrikation in Masse, welche allein schon den Parlamentarismus in seiner Unnatur auffällig charakterisirt, jene absolute Wucherfreiheit, Gewerbefreiheit, Freizügigkeit und Freihandelei u. s. w., wodurch der Egoismus der geschicktesten Handelsgesellschaft inmitten unserer Nation in so liberaler Weise zur Blüthe kam und Krach und Alles überwuchernd sich unter — nein, über uns herrschend lebendig erhielt.

Da der Keim dazu leider in allem Menschenwesen vorhanden ist, so schützten sich auch die guten Deutschen vor der giftigen Ansteckung nicht: zum tiefen Schaden des allgemeinen Volkswohles, der nationalen Sittlichkeit und der Würde deutschen Volkscharakters. Mehr und mehr ging unter solcher fremden „Diplomatie des Inneren“ sowohl das Deutsche im Reiche als auch das Reiche im Deutschen zu Grunde; ja zuletzt gelang es derselben Diplomatie den Kanzler sogar auf dem *internationalen* Gebiete, auf seinem eigensten Felde, erfolgreich zu beeinflussen, indem sie auf dem unglücklichen Berliner Kongresse, selbst als internationale Allianzmacht auftretend, auch noch die wahrscheinliche soziale Vernichtung Rumänien's ihm abgewann.

Dieses aber war denn doch für einige Zeit das Letzte; seitdem geht es etwas abwärts mit den treuen Freunden der Regierung, und ihre imposante „Majorität“ zersplittert in einzelne Fraktionspartikel. Die Folgen überhasteter Gesetzgebung traten allmählich doch zu schrecklich hervor. Der Kanzler erwachte gleich dem Faust aus einem mephistophelischen Traumgewebe und besann sich darauf, was eigentlich „des Pudels Kern“ gewesen sei. Sein deutsches Herz empörte sich und rief: *So geht es nicht weiter!*

Aber war es nicht etwa schon zu weit gegangen?! — Jedenfalls, mit dem alten Mittel des modernen Liberalismus, seinem parlamentarischen Parteiwesen und dem diplomatischen Spiele mit demselben, dem blossen Wechsel der parlamentarischen Bundesgenossenschaft, einer politischen Neigungsschwenkung von links nach rechts oder dgl., ist nichts mehr dagegen auszurichten. Die *Diplomatie* allein kann nicht *schöpferisch* wirken. Auf wirkliche *Produktion* kommt es überall an bei der Frage des Volkswohles, und nur eine *natürliche Organisation* bringt gesunde Produktion hervor, nicht eine künstliche, die man eben „diplomatisch“ nennt. Bühne und Requisiten der alten Komödie müssen durchaus verlassen, und Das, was die liberalen Parlamente vorzustellen scheinen wollen, die legislatorische Vertretung

der Volksinteressen, muss wieder auf den Boden und die Bedingungen der Natur gegründet werden. —

Hierzu aber hätten wir wiederum das Eine nöthig, welches auf den Schlachtfeldern unserer äusseren Politik die Welt in solch ein bewunderndes Erschrecken versetzt hat: den deutschen Muth. Und diesen Muth hier, wo es sich zunächst um ein rücksichtsloses Aufräumen handelt, gerade in jener eigenthümlichen Weise des mit burschikoser Keckheit und militärischer Straffheit und Strenge derb und schneidig geradezu schreitenden, vielfach gerechten Anstoss erregenden, doch immer kräftigen, gesunden und wahrhaftigen echten *Preussenthumes*: verbunden aber mit dem freien, weiten, leuchtenden Blicke des *grossen Königs!*

Dieser preussische Muth, welcher schon öfters der in Wust und Weh, in Lug und Leid verkommenen deutschen Welt das rechte frische Rettungsmittel ward, könnte uns vielleicht noch retten von der abschüssigen Bahn, auf die wir gerathen sind, und auf welcher uns alle Bajonnette und Lanzenspitzen unserer vortrefflichen Grenadiere und Ulanen nicht aufhalten werden. Wie damals dem Muthe des deutschen Volkes in Waffen, weil man ihn kannte, die glorreiche Ausführung der politischen Ideen eines diplomatischen Genies zum Ruhme Deutschlands vertrauend übertragen ward: so müsste nun hinwiederum der gegenwärtig in einem diplomatischen Genie personifizirte Muth, in weit über das Diplomatische erhabener Artung, die gründlich umwälzende Durchführung der zur Rettung Deutschlands nöthigen Organisation der inneren Verhältnisse, auf Grund der natürlichen und vorhandenen Bedingungen des Volkslebens, im Vertrauen auf den unbeirrten, einfach das Wirkliche schauenden, klaren Blick des deutschen Geistes übernehmen, wie er noch in dem Auge ausgezeichneter, von den sozialen und politischen Verblendungen der letzten Zeiten freigebliebener, deutscher Männer lebt und leuchtet.

Die bisherige Form des Parlamentarismus nach der liberalen Theorie hat sich bereits, wenn nicht *selbst vernichtet*, so doch

selbst gerichtet durch die Unfähigkeit zu einer wirklichen Repräsentation des „Volkswillens", d. h. des Verlangens des Volkes nach vernünftiger Befriedigung der ihm naturgemäss eigenen Bedürfnisse seines Lebens, Wirkens und Gedeihens. Welche natürlichen Anlagen und Ansätze für einen wahrhaft volksthümlichen deutschen Parlamentarismus bei uns thatsächlich vorhanden und durch den rechten organisatorischen Muth zum Heile des sich wieder selbst zurückgegebenen Volkes zu verwerthen seien: dieses mögen wir uns im letzten Abschnitte dieses Kapitels noch andeutungsweise von unserem Freunde zeigen lassen, ohne das wir damit programmatisch sagen wollten: so muss es werden, sondern in dem Sinne unseres Freundes selbst, der uns darin, wie überall das Eine nur aufweisst: was deutsch ist. Für das Andere aber sorge Deutschlands gutes Geschick, dass ihm stäts auf der Schwelle des Unterganges seine grossen muthigen Retter gab.

IV. Deutcher Parlamentarismus.

> Die Reichsstände können nur aus den Provinzialständen gewählt werden, und zwar aus den verschiedenen Ständen der Gesellschaft und nicht aus der Gesammtmasse der Nation, wodurch hauptsächlich nur unpraktische Gelehrte und Advokaten in die Versammlung kommen würden.
>
> Feldmarschall von Gneisenau.

Urgermanisch ist die Begründung der Staatseinrichtung auf die natürlichen Organe des Volkslebens: auf die *landschaftlichen Gemeinden*. Sollte sie etwa gerade deshalb für den Staat unserer Zeiten unmöglich sein? Nur, wenn man sich den deutschen Staat nicht anders, als unter der Form unseres modernen undeutschen Staatswesens zu denken vermag. Dass aber dieses nicht ein unwandelbares Ideal sei, kann man schon

heute aus den Erschütterungen ersehen, welche der moderne Liberalismus ganz offenbarlich erlitten hat. Es kommt also nur darauf an, eine bereits, wenn auch unsicher eingeschlagene Richtung mit kühnen Schritten bis an das Ziel zu verfolgen, und sich nicht durch das Geschrei der Dahintenbleibenden und Ueberlaufenen beirren zu lassen. Wollen diese eine jede Heimkehr zur *Natur* als einen Rückschritt aus der *Kultur* betrachtet wissen, so wird in Wahrheit damit vielmehr der Weg zur Verwirklichung, ja zur eigentlich lebendigen Ermöglichung einer wahren Kultur beschritten, die ohne natürliche Basis ganz undenkbar bleiben muss.

Ueberall ist der Fortschritt auf Erden nur in dem Fortschreiten aus der Unnatur und Unwahrheit zu finden. Diesen Weg weist uns auch unser Freund, indem er uns darauf aufmerksam macht, dass es heute noch ebensogut, wie in den ältesten deutschen Zeiten, die landschaftlichen Gemeinden gibt, welche, zusammengehalten durch natürliche Existenzbedingungen und Bedürfnisse, durch altherkömmliche Sitte und gemeinsame Noth, wirklich *organische Körperschaften* bilden. Sie sind gleichsam die Zellen des ganzen Volkskörpers, zu dessen richtiger Organisation und völliger Gesundheit die naturgemässe Lebendigerhaltung dieser kleinen Theile als erste Bedingung nothwendig gehört. Sollen „Vertreter des Volkes" gewählt werden, so können nicht blosse *Menschenhaufen*, zum Stimmen zusammen getriebene „Zahlen," ihn wählen; sondern dies müssen eben solche organische Körperschaften thun, wie unsere Gemeinden es sind. Aber auch nicht für das ganze Land, in das höchste Parlament des Reiches, von dessen Verhältnissen sie zum grösseren Theile kaum eine deutliche Vorstellung haben, dürfen sie ihre Vertreter wählen sollen, sondern für ihre eigenen Bedürfnisse und Interessen aus ihrer Mitte die ihnen als die dafür geeignetsten bekannten Männer zu einem Rathe berufen, der aus genauester und längster Bekanntschaft weiss, was der betreffenden Volksgemeinde Noth thut und ihren Verhältnissen entspricht. Aus dem so gewählten *Gemeinderathe* geht alsdann durch Wahl

der Abgeordnete für den *Kreisrath* hervor, d. h. von jeder Gemeinde oder Gemeindeverbindung der wiederum allbekannt Geeignetste wird mit der Vertretung der speziellen Interessen derselben in dem Kreisrathe betraut, welcher seinerseits die Kreisangelegenheit selbständig am besten zu erledigen wissen wird. Was darüber hinausreicht, gehört in den *Landschafts-* oder *Provinzialrath*, der nun wiederum, von den Kreisen aus, mit den vorzüglichsten Vertretern ihrer Interessen beschickt wird. Und so steigt der natürliche Parlamentarismus eines Landes, für immer weitere Regionen, immer höher hinauf, bis endlich die gewählten Abgeordneten der einzelnen *Staatsräthe* den *Reichsrath* bilden, welcher nur noch über die höchsten Reichsangelegenheiten, unter voller Berücksichtigung der einzelnen, persönlich vertretenen Staatsinteressen, natur- und vernunftsgemäss zu berathen und zu entscheiden hat.

Dies ist das Bild einer deutschen *föderativen* Gestaltung. Das Wesen einer solchen Gestaltung drückt sich aus in der erhofften Möglichkeit des Parlamentarismus, wie Frantz es uns zeichnet, einer stäten, lebendigen, gegenseitigen Ausgleichung der Bedürfnisse und Rechte der einzelnen Theile mit den Rechten und Zwecken des höheren Ganzen. Jede der hier bezeichneten parlamentarischen Formen, welche als solche nebeneinander bereits bestehen, ohne jedoch zu lebendigem Organismus sich konföderirt zu haben, beschränkt sich auf den Kreis, welchem die natürliche Theilnahme und das volle Verständniss aller betreffenden, selbst daraus hervorgegangenen Abgeordneten entspricht; aber alle greifen in einander über zur organischen Versorgung des ganzen Reiches aus seinen kleinsten lebendigen Theilen heraus bis zu seinen höchsten politischen und idealen Interessen. Ein aus den natürlichen Verhältnissen, von dem Boden der Volkswirklichkeit losgelöstes, rein abstrakt politisirendes Advokaten- und Rhetorengeschlecht fände in diesen Bildungen keinen Platz. Die Gefahr einer Herrschaft des absoluten Egoismus würde durch die *kommunale* Form dieser Parlamente — soweit es bei menschlichen Einrichtungen möglich ist —

von vornherein vermieden. Ein Jeder dieser Parlamentarier hätte es vor Augen, worüber zu berathen und zu bestimmen ist. Den verkappten, heimtückischen egoistischen Absichten irgend welcher Partei, Berufs- oder Stammesgenossenschaft bliebe jede verborgene Wirksamkeit dabei beträchtlich erschwert. Die Sache des Staates wäre es nun nicht mehr, von oben herab unifizirende Gesetze für das ganze Land zu erlassen, wie er sie mit der jeweiligen Majorität seiner Allerweltsparlamentarier mit alljährlichen Modifikationen und Neuerungen so üppig zu Stande gebracht hat. Der Staat würde jetzt vielmehr mit seiner höheren legislatorischen Macht den wirklichen Bedürfnissen des Volkes dergestalt entsprechen können, wie sie von dessen natürlichen Selbstverwaltungsorganen, als vom Staate zu vertretende und durchzuführende Nothwendigkeiten, ihm mitgetheilt werden. Auch würde er überall, wo die Kräfte der beschränkten Kreise zur Befriedigung der eigenen Bedürfnisse nicht ausreichen, aus seinen grösseren Staatsmitteln hilfreich zuzusteuern haben. Und in allen diesen Fällen würde alsdann die Kritik über die Nothwendigkeit der erwünschten Maassregel von jedem, die betreffenden Petenten umschliessenden grösseren Kreise wiederum aus nächster Bekanntschaft mit den in Frage kommenden Verhältnissen ausgeübt werden.

In wie fern eine solche Organisation auch den künstlerischen Interessen förderlich sich erweisen könnte, ist unschwer einzusehen und wird später noch gelegentlich von uns beachtet werden. Zur rechten Förderung derselben gehört aber auch noch jene Ergänzung des obigen organisatorischen Entwurfes, welche unser Freund hier noch zum Schlusse uns mittheilen soll. —

Nicht nur das örtliche Zusammenleben, sagt Frantz, verbindet die Menschen, sondern auch *Stand* und *Beruf.* Die alten Stände allerdings existiren nicht mehr; doch aber kann z. B. der *Adel,* durchaus auf dem Boden der heutigen Rechtsgleichheit stehend, in dem Kreise seiner noch jetzt ihm eigenthümlichen Besitzrechte auf dem Lande, als Stand der *Grundbesitzer* für die wichtigsten Landesinteressen wirken und die-

selben auf *landwirthschaftlichen Tagen* mit Seinesgleichen vertreten, berathen und ordnen helfen. Die *Geistlichkeit* hat ja für eine solche parlamentarische Ordnung ihrer speziellen Standes- und Berufsinteressen bereits ihre eigenen *Synoden*. In dieser Weise könnte jeder Beruf sich parlamentarisch organisiren; soweit er nicht, wie die Beamten und das Militär, vom Staate als solchem abhängt. Denn *Staatsdiener* gehören, ausser als ministerielle Vertreter des Staates, strenge genommen nicht in die Parlamente, müssen also eigentlich unwählbar sein. Die Gesellchaft würde dergestalt selber ihre Interessen parlamentarisch vertreten, und wie die praktische Berücksichtigung der einzelnen, berechtigten, Interessen endlich das *Allgemeininteresse des Volkes* ist: so würde aus allen diesen verschiedenen Berufsgenossenschaftstagen eine Elite von Abgeordneten zu erwählen sein, um jenem grösseren, aus den *örtlichen* Volkslebensformen hervorgegangenen, Reichsparlamente gegenüber eine Art von erster Kammer, ein *Herrenhaus der Stände*, zu bilden. Dieses hätte also dem, zum Allgemein-Interesse sich erhebenden Theile der Berufsinteressen berathend zu pflegen, dabei die etwaigen Gegensätze unter ihnen auszugleichen und die Schwierigkeiten ihres gemeinsamen Wirkens im Staate zu beseitigen. Das höchste Ständehaus würde dergestalt die legislatorische Thätigkeit des grossen Wahl-Parlamentes noch sicherer auf der Bahn der natürlichen Nothwendigkeit erhalten helfen.

Hier hören wir nun schon den schallenden Einwurf der herrschenden Doktrin, dass wir bei uns einer „Interessen-Politik“ das Wort reden lassen, welche als solche überall eine höchst verwerfliche, ja, eine politisch ganz unsinnige Sache sei. Merkwürdig genug! — Denn, wenn auch in unserem liberalen Staate die Interessen des Grundbesitzes, der Industrie, des Handwerkes, der Religion u. a. durchaus nicht sollen zum Worte ihrer Vertretung, geschweige denn zum Versuche ihrer Organisation gelangen dürfen, oder — falls es ihnen einmal gelingt den Weg dahin zu beschreiten — sie alsbald von der Partei der humanen Toleranz auf das Heftigste darum an-

gefeindet werden: so sehen wir doch in demselben Staate z. B. die Interessen des Geldhandels und des Militärs (dieses verzeihe uns die Zusammenstellung!) von Parlamentarismus und Regierung gemeinsam fortwährend auf das Wärmste begünstigt und gefördert. Und sind doch Geld und Wehr nur Mittel — und bisweilen sogar höchst bedenkliche, weil erst von der Entartung der geschichtlichen Zustände hervorgerufene Mittel zum Zwecke der Existenz eines Volkes; wogegen z. B. Grund und Boden einerseits und Kunst und Religion andererseits ganz unmittelbar zur realen und ideellen Existenz des Volkes selbst gehören.

„Da aber die Gedankenwelt der meisten Menschen aus ein paar Phrasen besteht, die wenigsten aber den Blick scharf genug haben, um das vielverschlungene Durcheinander der Wirklichkeit zu entwirren, so ist es kein Wunder, dass das Schiboleth des „Liberalismus“: „Keine Interessenvertretung!“ so grossen Anklang findet, und für die höchste politische Weisheit gilt.“

Hiermit haben wir wiederum jenen schönen Artikel über die Werthlosigkeit des modernen Parlamentarismus aus dem „Kulturkämpfer“ (1880 Heft 9) zitirt; und da wir an dieser Stelle die angeregte politische Frage nicht weiter verfolgen können, so wollen wir uns damit begnügen, nur noch einige Sätze aus jenem Artikel hier anzuführen, welche dasjenige vortrefflich zum Ausdrucke bringen, was wir im Sinne unseres Freundes hierüber andeutend noch etwa zu sagen hätten.

„Es liegt auf der Hand, dass die parteilose, interessenlose Stellung unserer Parlamente auf einer Fiktion beruht, ja geradezu als Humbug bezeichnet werden darf, vermittelst deren man der gedankenlosen Masse Sand in die Augen streut. Noch schlimmer aber stellt sich die Sache, wenn wirklich positive Interessen in Frage kommen. Hier bedarf es in erster Linie eines sachverständigen Urtheils. Sachverständiger ist aber nur Derjenige, der eine Sache gründlich versteht, weil er sich andauernd mit ihr beschäftigt und für sie gelebt hat. Ein Sachverständiger ist ohne ein Interesse zur Sache gar nicht denkbar; er wird immer der Vertreter von bestimmten Interessen sein. Soll also jede Interessenpolitik ausgeschlossen werden, so ist damit jede sachverständige Beurtheilung ausgeschlossen. Wie eine solche seitens einer

Körperschaft geübt werden soll, die doch nur auf allgemeine politische Programme hin gewählt wurde, ist freilich überhaupt nicht recht einzusehen. Und in der That bestätigt es die Erfahrung, dass über die wichtigsten Angelegenheiten nicht aus inneren Gründen, sondern vom Parteistandpunkte, oft sogar von einem eingebildeten Parteistandpunkte aus entschieden wird. Je mehr eine Frage sich im allgemeinen Sinne ausbeuten lässt, desto ernstlicher wird sie in unseren Parlamenten behandelt. Ueber praktische Aufgaben sucht man möglichst schnell fortzukommen.

Der Liberalismus will, dass auf dem Gebiete der Volkswirthschaft jede Bestrebung sich ungehindert entfalte, weil er glaubt, dass aus dem Kriege Aller gegen Alle sich ganz von selber die soziale Harmonie entwickeln werde. Der Kampf um's Dasein ist aber nicht durch die Gesetzgebung herbeizuführen, sondern hat derselben vorauf zu gehen. Die Gesetzgebung hat nicht den Kampf um's Dasein zwischen den verschiedenen Individuen des Staates möglichst Raum zu schaffen, sondern im Gegentheil denselben, wie auf kriminellem, so auf national-ökonomischem Gebiete nach Kräften einzuschränken. Nur dann wird eine Gesetzgebung segensreich wirken, wenn alle Interessen zu Worte gekommen, und sich unter einander ausgeglichen haben. Es ist gesagt worden, dass das Kompromiss die Seele des konstitutionellen Lebens sei. Wenn hier das Kompromiss nur als Verständigung zwischen den abstrakten Grundsätzen der Parteien und etwa der Regierung genommen wird, so können wir dieser Anschauung nur wenig Werth beimessen. Die Seele eines gesunden Staatslebens ist vielmehr das auf Verhandlungen beruhende Kompromiss zwischen den verschiedenen Interessen. Eine friedliche Ausgleichung der Interessen durch die Gesetzgebung zu bewirken, dem Staate seine wahre sittliche Aufgabe zurückzugeben, ist eine Forderung, die immer dringender auftritt, und die dem modernen doktrinären Parlamentarismus in nicht zu langer Zeit den Garaus machen wird.

Wir verlangen eine Interessenvertretung, eine ständische Interessenvertretung, die sich aus Deputirten der hauptsächlichsten Berufszweige, namentlich der Grossgrundbesitzer und Bauern, der Arbeiter und Fabrikanten, der Handwerker und Kaufleute zusammen zu setzen hat; Advokaten und Richter, Beamte und Professoren, Journalisten und Börsianer müssten unbedingt ausgeschlossen werden."

So trifft der ungenannte Autor des Artikels in seinem Schlusssatze beinahe wörtlich mit der Darstellung unseres Freundes

zusammen. Wir können hiernach in allgemeinen Zügen das Bild des deutschen Parlamentarismus uns vergegenwärtigen und einprägen, wie Constantin Frantz es uns entworfen hat, und wie es der Vorstellung auch mancher anderen gut deutsch gesonnenen Männer entspricht. Da die natürlichen Bedingungen, und selbst die einzelnen äusseren Formen, dafür bereits vorhanden sind, so fehlt zu der Verwirklichung dieser, wie auch sonst mancher, für das nationale Volks- und Staatswesen heilsame, Reformen, in der That nur eben jener Muth des Wollens, der überall die wahrhaft produktive Macht in der Geschichte bedeutet.

Woher aber sollte der leitenden Gewalt des Staates, wenn sie auch schon den rechten *Muth* hätte, das rechte *Wollen* kommen, als aus einer wirklichen tiefen *Empfindung für unser nationales Wesen* selbst, dem die Rettungsarbeit gilt, — und wie ist diese Empfindung denkbar, ohne dass auch die *idealen* Formen des nationalen Wesens dem Intellekte klar sich eingeprägt haben, der jenem muthigen Willen leuchten soll?

Wir durften es neuerdings erleben, wie der deutsche Kanzler, frischweg des erledigten preussischen Handelsministerium's sich bemächtigend, mit der kühnen Aufstellung eines z. s. programmatischen Organisationsfragmentes den Ideen unseres Freundes auf höchst bemerkenswerthe Weise sich näherte. Gleichwie seine äussere Politik, indem sie sich auf das Bündniss Deutschlands mit Oesterreich stützt, mitten aus dem Cäsarismus seiner Natur und seiner Zeit heraus, etwas von einem Föderalismus der Zukunft bereits uns ahnen lassen mag: so treffen seine neuesten Beiträge zu den nothgedrungenen Versuchen einer Lösung der sozialen Frage und einer Reform des modernen Liberalismus, z. B. seine Gedanken einer *Arbeiterversicherung*, eines *volkswirthschaftlichen Senates*, in der That mit den bisher wenig beachteten Wünschen und Gedanken aufgeklärter und ehrlicher Freunde unseres Volkes auffällig überein und lassen diese vielleicht schon jetzt entschiedenere Wendungen zum Bessern in unserer inneren Politik hoffen, als wie dieses der

widersinnige Geist unserer Geschichte überall uns gestatten sollte! Es trägt eben Alles, und auch das Beste, was in dieser Art jetzt vor uns hoffnungweckend auftaucht, doch immer nur den Charakter vereinzelter genialer *Experimente*, welche immerhin stellenweise zu wirklich wohlthätigen Resultaten führen können, und jedenfalls die reichste Unterstützung verdienen, denen aber, wenn auch der *Preussische Muth* ihnen nicht mangelt, doch die Basis des grossen und sicheren *deutschen* Bewusstseins, bei der unseligen Verfahrenheit der deutschen Zustände überhaupt, nothwendig noch fehlen muss. Die feste Grundlage einer nationalen Kultur wird nur dann aus solchen reformatorischen Bestrebungen der Politiker gewonnen werden können, wenn zugleich jenes *ideale Bewusstsein von dem deutschen Wesen* soweit zu einem Allgemeingute geworden ist, um die Thaten der regierenden Gewalten unwiderstehlich bestimmend zu influenziren und über die Zufälligkeit des Experimentes hinaus zu heben. Wir wollen von Herzen wünschen, das wenigstens das nationale Wohl des Volkes durch vernünftige Reformversuche hier und da bei Zeiten tüchtig gefördert werde, und mit Freuden anerkennen, wo immer auch in dieser Beziehung, ganz nach unserem Sinne, *etwas Gutes gethan* wird. Aber wir wollen uns davon nicht schon den Gewinn sicherer Aussichten auf eine zu erreichende edele deutsche Kultur versprechen, wenn wir nicht andererseits selber alle unsere Kräfte daran setzen, für die einstmalige Ermöglichung einer solchen Kultur die *idealen* Elemente des Volksgeistes, welche sich uns in ihrer vollen Bedeutung offenbaren durften, rechtzeitig und stätig zu stärken und rein zu erhalten.

Hiermit betreten wir ein anderes Gebiet, dem ein eigenes Buch gewidmet sein soll; sodass uns nur noch ein kurzes Schlusswort übrig bleibt.

Schlusswort des Idealismus.

Es ist unglaublich, dass grosse nationale Thaten von wirklich lebensvollem und innerlich volksthümlichem Werthe geschehen können ohne das Bewusstsein von unseren nationalen Idealen. Diese zeigen sich am entschiedensten in unserer *Religion* und unserer *Kunst*. Dieselben idealen Mächte des nationalen Wesens aber, von denen aus auch jetzt noch eine Neubelebung und Kräftigung des nationalen Bewusstseins zu erhoffen wäre, sind durch den modernen Parlamentarismus und seine Gesetze am Tiefsten geschädigt worden, während die verkehrte Theorie des modernen Sozialismus, wie wir zuvor gesehen haben, die geistigen Interessen des Volkes von vornherein unbeachtet lässt. Wir haben also von den beiden sozial-politischen Doktrinen, welche um die Herrschaft über die Zukunft unseres realen Volkslebens sich streiten, für unsere eigenste ideale Herzens- und Geistesangelegenheit wohl eben nicht viel zu erwarten.

Aber gerade in dieser Angelegenheit selbst ist für uns allezeit die einzig wahre und grosse *Deutsche Hoffnung* begründet, die wir hegen dürfen und unerschüttert hegen wollen, solange wir treu zusammenhalten um die Fahne unseres Meisters und der Deutschen Kunst.

Wenn wir das eigenthümliche Wesen dieser unserer „Angelegenheit“, in ihrem Verhältnisse zu dem, soeben mit den Augen des Freundes betrachteten, Wesen jener beiden modernen politischen Mächte, näher beobachten: so werden wir es zu er-

kennen haben, in wie fern diese unsere deutsche Hoffnung sogar in einer gewissen reformatorischen Wirkung auf die sozial-politischen Zustände unserer Nation sich etwa einmal noch bewähren könnte. Dort aber, wo uns seine Aussicht hierauf gänzlich entschwinden sollte, da gerade würden wir, am Grabe der „Hoffnungen“, wiederum auf das Allertiefste und Allerfesteste jene selbige grosse „Hoffnung“ aufpflanzen dürfen. Denn ihre Richtung geht über das Irdische, Zeitliche, Geschichtliche weit hinaus auf das Ueberweltliche, Ewige, Ideale. Es ist die Art der „Welt“, dass sie uns mit Wahn umspinnt; aber mag sie uns enttäuschen, soviel sie will: immer haben wir in unserer idealen Macht, an die wir glauben, die Retterin über allen Wahn hinweg in eine ewige Heilgewissheit. Und eben diese Gewissheit lässt uns immer von Neuem, auch in der Welt des Wahnes selbst, beglückende Hoffnungen hegen und pflegen, und niemals in Verzweiflung untergehen. Wem die gute That noch bleibt, der kann nicht verzweifeln; diese aber bleibt uns in der Thätigkeit für das „*Gute*“, das sich im Schönen und Grossen der Kunst uns wieder geoffenbart hat.

Die Hoffnung lass ich mir nicht mindern,
nichts stiess sie noch über'n Haufen.

Diesen Ausspruch des Hans Sachs in unseren lieben „Meistersingern“ werden wir auf das bedeutendste bewährt finden, wenn wir in einem *zweiten Buche*, auf Grund der in diesem ersten empfangenen Freundesbelehrungen über die sozial-politischen Verhältnisse unseres heutigen Volkslebens, unserem eigentlichen Gebiete der *Kunst*, welche inmitten dieses selben Volkslebens existiren soll, uns zuwenden wollen.

Wir werden da zu betrachten haben, in welchem Verhältnisse die Kunst zu diesem Leben gegenwärtig stehen müsse, und dann: was sie für dasselbe in Zukunft reformatorisch etwa bedeuten oder von ihr für eigene Förderung erwarten könne, endlich aber: wie und wohin sie uns über dieses Leben hinaus zu führen vermöge. Nur über die inneren Verhältnisse unseres

Volkes und Staates brauchten wir durch unsern Freund uns belehren zu lassen; denn diese allein sind für uns von Bedeutung, wenn es sich um eine Kunst handelt, welche als in dem inneren Leben des Volkes wurzelnd gedacht wird. An derjenigen Stelle also, wo unser Lehrer diese inneren Verhältnisse verlässt um auf die Kritik des Auswärtigen überzugehen, — wo seine Betrachtung sich in das völkergeschichtlich Allgemeine erheben muss: da verlassen wir seine Führerschaft, ohne uns geistig von ihm zu trennen, indem wir unsererseits uns Dem zuwenden, was für uns das *Allgemeine* bedeutet: nämlich nicht die grossen politischen Weltverhältnisse als den, unser inneres Volksleben weiterhin umschliessenden Kreis der gleichen Wirklichkeit, sondern die Kunst, als eine, dem Wesen des Volkslebens entspriessende und es über sich selbst und die Welt-Wirklichkeit überhaupt erhebende höher geartete Macht.

In Allem, was wir noch zu sagen finden, werden wir mit Dank zurückdenken müssen an die Dienste des Freundes zu unserer Aufklärung über die gegenwärtig das deutsche Volksleben bestimmenden Theorien. Wir werden auch noch einen Rückblick auf seine weiteren Auseinandersetzungen werfen, in so fern dieselben gewisse geschichtliche Verhältnisse betreffen, mit welchen unsere Kunst bei ihrem Erscheinen in der deutschen Oeffentlichkeit zu rechnen hat. Aber wir werden von nun an, selbst in unsern geschichtlichen Betrachtungen, nicht mehr eigentlich als *politische*, sondern als *künstlerische Menschen* und ganz und gar als die Jünger unseres Meisters uns fühlen dürfen, und dabei schon erkennen lernen, wie wir den Weg zur Befreiung von dem auf uns Allen lastenden Drucke des Weltlichen und Geschichtlichen bereits mit Entschiedenheit beschritten haben.

So wird sich an uns das Wort Goethe's erfüllen, das er in dem zweiten Verse jenes Motto's zu *des Epimenides Erwachen* ausgesprochen hat. Wie wir mit dem ersten Verse, als mit einem einweihenden Prologe, dieses Buch eröffnen durften, so wollen wir mit dem zweiten, als mit einem hoffnungsvollen Epiloge, dasselbe beschliessen. Unserem zweiten Buche,

Von unserer Kunst, ist damit zugleich das schönste Motto gegeben:

Der Dichter sucht das Schicksal zu entbinden,
Das, wogenhaft und schrecklich ungestaltet,
Nicht Maass, noch Ziel, noch Richte weiss zu finden,
Und brausend webt, zerstört und knirschend waltet.
Da fasst die Kunst, in liebendem Entzünden,
Den Masse Wust, die ist sogleich entfaltet,
Durch Mitverdienst gemeinsamen Erregens,
Gesang und Rede, sinnigen Bewegens.

ZWEITES BUCH.

VON UNSERER KUNST.

Vorbetrachtung.

Als wir im vorigen Buche über *unsere Zeit* von einem vorzüglich belehrten Freunde uns aufklärende Mittheilungen machen liessen, durchschritten wir an seiner Hand zuerst das Gebiet, auf welchem die *soziale Frage* ihr Wesen treibt; denn diese Frage, die noch auf ihre Antwort mit drohender Ungeduld wartet, musste dem Betrachter der Gegenwart unseres Volkslebens als die wichtigste und erregteste Bewegung innerhalb derselben erscheinen, indem sie es ist, welche die herrschende Strömung des spezial-politischen Zeitgeistes beschleunigend in das dunkele Meer der Zukunft hinübertreibt. Hiernach erst wandten wir uns jener *politischen Doktrin* zu, in welcher die herrschende Strömung sich verfangen hatte, sodass die soziale Frage als eine Frage nach der Befreiung derselben zur Nothwendigkeit ward; weshalb wir in jener Doktrin allerdings zwar noch den bürgerlichen Majoritätsglauben der Gegenwart erkennen mussten, diesen jedoch zugleich, in Folge seiner Ausartung zur Unnatur, bereits einer nahenden Auflösung entgegengetrieben fanden. So gab uns das erste Buch in flüchtiger Skizze, aber auf Grund der scharfen Einsichten unseres treuen Führers, in seinen beiden Kapiteln das Doppelbild einer dunkeln Zukunft und einer kranken Gegenwart, deren seltsame Vermischung in dem Bewusstsein der deutschen Volksseele uns gleichsam den geistigen „Zettel“ darbot, in welchen wir nun das edele Gebilde unserer *Kunst* uns „eingeschlagen“ denken mussten, wenn wir daran festhalten

wollten, dieselbe als eine natürliche Ausdrucksform des Volkslebens aufzufassen und in diesem Sinne als *national* zu bezeichnen.

In dem soeben begonnenen zweiten Buche dürfen wir nun wieder der belebenden und tröstenden Leitung durch den Geist unseres eigenen Meisters uns überlassen, um uns über Stellung und Bedeutung der *Kunst* in solchem Zeit- und Volkswesen klar zu werden; diesen Weg aber werden wir, wie auf einer höher gelegenen Strasse, in der umgekehrten Richtung zu nehmen haben als zuvor, indem wir nämlich jetzt von der Gegenwart ausgehen müssen, in welcher unsere Kunst aufgetreten ist, um uns dann erst, und zwar auf einem belehrenden Umwege durch die Vergangenheit, in jene Zukunft hinüber zu begeben, auf welche uns der Begriff des „Kunstwerkes der Zukunft“ bedeutsam verweist. So hätten wir denn also das Thema der Kunst wiederum in zweien Kapiteln, über die Bedeutung der Kunst *in der Gegenwart,* — und *für die Zukunft,* zu betrachten. Und auch dabei werden wir noch immer einen gewissen Parallelismus zu den Kapiteln unseres ersten Buches beobachten dürfen, indem die Gegenwart eben durch die noch sie beherrschende *politische Doktrin* bestimmt wird, nach deren Schlagworte des *„laisser aller“* auch die Kunst „dahingehen“ zu lassen in die Sklaverei eines Mächtigeren, z. B. des unkünstlerischen Egoismus modernen Geschäfsgeistes; wogegen die Zukunft nicht ohne irgend eine thatsächliche Beantwortung der *sozialen Frage* gedacht werden kann, durch welche auch unserer Kunst eine eigenartig andere Stellung in der Zeitlichkeit angewiesen werden muss. Entweder nämlich wird sie als integrirender Theil eines neuen Volksgeistes in denselben lebendig aufgenommen werden können; oder — sie wird ganz aus dem Bereiche der zeitlichen Wirklichkeit hinausgedrängt und fällt unmittelbar der geheimnissvollen Machtsphäre jenes überweltlichen Idealismus wieder heim, welcher ehedem in der *Religion,* unter den erhaben sinnlichen Vorstellungen eines endlichen Weltgerichtes und eines ewigen Lebens der erlösten Seelengemeinde in Gott, sich zu gläubigem Ausdrucke gebracht hat.

Von solcher mythischen Nebelhülle umfangen und getragen, konnte die christliche Menschheit jene Höhepunkte symbolischer Kunstschöpfung in Michel Angelo's Deckengemälde der *Sixtina* und in der Schlussscene des Goethe'schen *Faust* erreichen. Wer nun aber in diese Wunder der bildenden und dichtenden Kunst sich tief zu versenken weiss, dem geht das Geheimniss der Welt mit einer neuen Klarheit auf, welche das Mythische der Vorstellung auflöst in eine Wahrheit der unmittelbaren Empfindung, wie sie nur wiederum durch die *Musik* noch einmal zu idealem Ausdrucke gelangen und den menschlichen Sinnen sich künstlerisch mittheilen kann. Im Verständnisse dieses wunderbaren Verhältnisses von Symbol und Wahrheit, bezeichnen wir das *Kunstwerk der Zukunft* als ein Kunstwerk der Musik, und denken uns auch die *Religion der Zukunft*, gleich der Tragödie, aus der Musik geboren.

Die Gegenwart aber vermag es nicht, dieses Geheimniss zu verstehen. Sie weiss nur Musik zu *machen;* denn dafür hat ihre Doktrin die Individuen befreit, dass sie „machen" können, was sie wollen. Doch sie *hat* nicht Musik; denn dazu gehört ein grosser produktiver Zwang der Natur, ein inniges Mitfühlen mit allem Lebenden, ein erleuchtetes Schauen des Seienden, und alles dieses zusammengefasst in das heiligende Band eines idealen Glaubens. Die Gegenwart braucht zu der Erleuchtung ihres Schauens das Mikroskop und zur Bethätigung ihres Mitgefühles für die Menschen — die „wissenschaftliche Thierfolter." Was die Gegenwart produzirt, geht auf in Papier und wieder Papier, sei es das Papier der Börse oder sei es das Papier der Journale: es ist ein papiernes Zeitalter, und das Papier wird aus Lumpen gewonnen. Und dieses papierne Zeitalter hat auch einen Glauben: es glaubt an sich; aber dieser Glaube, der in dem Stolze auf das moderne Dogma von der individuellen Freiheit wurzelt, löst sich selbst wiederum auf in das millionenfältige Glauben jeder einzelnen Individualität an sich. — Nur an jene einzige Individualität wollen sie nicht glauben, welche allein wirklich *frei* heissen darf, weil sie den wahren idealen Glauben besitzt und

aus dem inneren Zwange ihrer grossen Natur, durch wahrhaftiges Mitfühlen und Schauen, die erhabene Freiheit des künstlerischen Menschen in der idealen That des schaffenden Genius sich erwirkt. Die Gegenwart kann diesem Einen nichts bieten als ihr Unverständniss oder ihren Hass; aus der breiten Fluth der Zeit muss das geniale Individuum auf den einsamen Felsen seiner Persönlichkeit sich retten, um von dort aus in die Vergangenheit und in die Zukunft zu schauen, der Vergangenheit den dichterischen „Stoff", der Zukunft die geträumte Lebensform seines Kunstwerkes entnehmend. So aber entsteht in dieser Gegenwartswelt mitleidloser Freiheitstheorien das Zukunftsdrama des „mitleidvoll duldenden" Parsifal, geboren und beseelt aus der Kraft der Musik, und zeigt einen Weg, über Weltgericht und Götterhimmel hinaus, aus Gegenwart und Zukunft fort, dahin, wo die „Theorien" und „Fragen" der Zeitlichkeit im „heilthatvollen Wissen" eines Ewigen verschwinden.

Ein erhabener Künstlerruf hat uns von Neuem mächtig aufgefordert, diesen viel verkannten und oft verlassenen Weg mitsammen zu gehen: und nun gilt es für uns, sich ernstlich dafür zu bereiten. Denn bald wird das Kunstwerk selber vor uns erscheinen, darin dieser Ruf, als eine lebendige Symbolisirung der neu von ihm gekündeten Wahrheit, sich verkörpert hat; und es will von Solchen empfangen sein, die da wissen, was sie ihm verdanken können.

Sehen wir denn zu, wohin wir den ersten Fuss zu setzen haben. —

Es wird uns zugerufen: *in ein Reich der Freiheit!* — Wir blicken uns um, und finden uns — in der „modernen Welt".

Ja, noch stehen wir, wie zuvor: *in der Gegenwart.*

Ist sie in der That ein „Reich der Freiheit", nur um deswillen, weil die Freiheit des Individuums in ihr als der Glaubenssatz des politischen Doktrinarismus gepredigt wird?

Wie es mit dieser Freiheit stehe, das lassen wir nun uns erst noch bedeuten: am Beispiele der *Kunst.*

Erstes Kapitel.

In der Gegenwart.

> Die gegenwärtige Welt ist nicht werth, dass wir etwas für sie thun: denn die bestehende kann in dem Augenblick abscheiden. Für die vergangene und künftige müssen wir arbeiten; für jene, dass wir ihr Verdienst anerkennen, für diese, dass wir ihren Werth zu erhöhen suchen.
>
> Goethe.
> (Sprüche in Prosa.)

I. Die idealen Mächte unter der Herrschaft des Liberalismus.

a) Die Kunst.

Wir haben in unserem ersten Buche, als wir uns über den Begriff der Freiheit vorläufig ein Weniges aufzuklären versuchen mussten, soviel bereits gesehen, dass das Dogma der *individuellen Freiheit,* in der Auffassung seiner politischen Gläubigen, jenem schlimmsten der menschlichen Irrthümer verfallen war: *das Mittel mit dem Zweck zu verwechseln.* Derselbe Geist, welcher in der musikalisch-dramatischen Kunst, wie unser Meister es uns nachgewiesen hat, die Musik aus einem Mittel des Ausdruckes zum Zwecke desselben machte, — der ferner die Wissenschaft, als ein Mittel zur Entwickelung des menschlichen Geistes und zur

Förderung der menschlichen Existenz, in das Wissen als „Selbstzweck“ umdeuten konnte, — der den Staat, das Mittel für die Sicherung der Bürger, zum Zwecke des ganzen Bürgerdaseins emporhob, — dieser selbe Geist hat auch in der politischen Doktrin die Freiheit des Individuums, als das Mittel für die Befreiung des Menschen vom Unmenschlichen, zum eigentlichen Zwecke des irdischen und politischen Lebens gestämpelt. Er hat die ethische Bedeutung der Freiheit in eine sozialpolitische verkehrt, und damit den Weg zum höchsten Ziele der Menschlichkeit verfehlt, welcher den Menschen über sich und die Welt hinaus zu leiten bestimmt ist.

Nehmen wir es nun als ein bedeutsames Zeichen an, dass gerade von unserer Kunst zwei edele Jünglingsgestalten uns geschaffen wurden, deren Eine die Freiheit des Individuums gegenüber dem Absolutismus einer überlebten Gesellschaft als freundlicher Sieger dokumentirt: Walther von Stolzing in den „Meistersingern“ — während die Andere — Parsifal — aus dieser Freiheit heraus, durch alle Irren und Wirren der Welt, zur Erkenntnis der Welt*un*freiheit gelangend, die Gnade göttlicher Erlösung findet und mit der Verkündung des Sieges reinster Menschlichkeit im wissenden Mitleiden zugleich den höchsten „Ruhm Gottes“: die *Erlösung des Erlösers* selbst erreicht. „Meistersinger“ und „Parsifal“ sind die beiden einzigen Werke unseres Künstlers, welche — in sehr verschiedener Fassung — nicht tragisch enden. Sie mögen uns ein wohlthätig heilsames Beispiel bleiben dafür, wie wir die Freiheit des Individuums zu begreifen haben, und in welchem intimen Zusammenhange sie, als das Mittel zum Zwecke, mit der Erlösung der Menschenseele steht. Der wahre Freiheitstrieb, welcher die Seele über die unselige Welt erhebt, ist es, dem auch unsere Kunst ihr Dasein und ihre höchste Wirkung verdankt. Aber der gefälschte Freiheitsbegriff, in welchem die politische Doktrin sich erschöpft, ist es, dem auch die Kunst ihre tiefste Missachtung und Schädigung zu verdanken hat.

Die *„Freiheit“* — das war die einzige sogenannte Idee,

worauf wir den politischen Doktrinarismus unserer Zeit beruhen, das einzige Ideal, wovon wir ihn erfüllt sahen. Eine schöne Idee und ein grosses Ideal! — aber diese Idee und dieses Ideal hatten sich von der Natur getrennt, in Widerspruch gegen sie gesetzt, und so in eine leere Abstraktion sich verwandelt. Eine wahrhaft produktive, lebendige Idee, ein wirklich Kultur schaffender Idealismus, kann nur auf dem Boden der Natur gedeihen. Deutschland scheint eben darum so vorzüglich das Land der *Genie's* zu sein, weil sein Volk die eigene, ihm natürliche, deutsche Seele verloren hat. Dem dreissigjährigen Kriege, der diesen Seelenmord zunächst verschuldet hatte, folgte die Zeit des deutschen Genialismus. Die ursprüngliche, Ideen zeugende, Ideale schaffende, Kultur bildende nationale Natur war zurückgetrieben aus der zu Grunde gerichteten Volksgemeinsamkeit in die Seelen der Einzelnen: der *deutschen grossen Männer*.

Da ist es nun gewiss auffallend, wie wenig die Wirksamkeit dieser grossen Männer thatsächlich zum bildenden Gemeingute der Volksseele geworden ist, und zwar um so mehr, weil gerade der Geist der modernen Politik ganz bestimmt auch die Verallgemeinerung der klassisch-humanen Bildung auf sein Programm setzen zu sollen vermeinte. Die Art und die Folgen der Durchführung zeigen es nur zu deutlich, dass einem modernen Geiste der wahre Sinn für das lebendige Ideale und für das echte Grosse fehlt, — dass er von der Natur des deutschen Idealismus nichts versteht, weil er sie nicht in sich selber trägt, weil sie ihm zur Abstraktion eines „humanen Bildungsmittels" geworden ist, dessen gepriesene Verallgemeinerung nur in Verflachung und Verwässerung besteht, und welches für ihn in Wahrheit schon längst durch die eigentlich *modernen* Bildungsmittel, z. B. die Physik und die Journalistik, überflügelt worden ist. An Stelle der *Religion,* die er nicht mehr besitzt, pflegt dieser eingebildete Geist die *Naturwissenschaften;* ihnen gilt seine wahre, götzendienerische Hochverehrung. An Stelle der *Kunst,* die ihm nichts mehr sein kann als ein Gewerbe oder

ein Luxus, fördert er die Macht der *Presse;* auf ihr beruht wesentlich seine eigene Macht. Im Uebrigen aber verfährt er nach dem Prinzipe des *laisser aller:* — so lange nämlich, bis eine dieser idealen Mächte etwa dahin gelangt, dem Staate Schwierigkeiten zu bereiten — wonach dann dieser sofort als Polizist sich gerirt und mit Hilfe seiner „liberalen" Parlamentarier *Ausnahme-Gesetze* gegen die betreffende Macht erlässt. Mit der Religion ist es bereits soweit gekommen, da sie minder individuell als wie die Kunst unserer Zeit, vielmehr eine Gemeindesache ist und so, als Kirche, wie *ein Staat im Staate* erscheint. — Nun, wer kann wissen, ob nicht auch noch einmal aus unserer jungen Kunstgemeinde eine Art von solchem „Staate" sich entwickelt, dem der grosse politische Staat die „Freiheit" polizeilich beschränken zu müssen glaubt?!! Letzteres ist in der That nicht so ganz scherzhaft zu nehmen, wenn man sieht, wie schon heute ein Kunstwerk unseres Meisters selbst, durch die leitende Preussische Generalintendanz, von vier grossen Theatern deutscher Hauptstädte offiziell ausgeschlossen werden konnte. — Bis dahin aber scheint es, soll die Kunst vom Staate her volle Ruhe geniessen zu ihrer selbständigen „freien" Fortentwickelung.

Der Staat hat sich nicht um eine Sache zu bekümmern, welche für ihn durchaus nur die Schöpfung oder das Gewerbe des Einzelnen ist. Mag die Kunst darüber einer allgemeinen Entsittlichung anheimfallen: das Prinzip bleibt doch gewahrt; und dies ist wiederum die moralische Hauptsache. Es wäre ja ein Eingriff in die Freiheit des Individuums, welches Künstler ist, wollte der Staat etwa die Kunst in seinen besonderen Schutz nehmen. Der Künstler ist Künstler auf sein Risiko. Wird ein grosser nationaler Musiker z. B. durch die Popularität der modernen *cafés chantants* in seiner ethischen Wirkung auf das nationale Wesen beeinträchtigt, so ist das seine Sache. Organisation der künstlerischen Verhältnisse ist gleichbedeutend mit Beschränkung der Freiheit. Was nicht gegen die polizeilichen Ordnungen verstösst, ist unbeschränkt zu lassen; und die

Polizei ist gegen gewisse Kunstgattungen recht sehr nachsichtig. So hat es die deutsche Kunst in der That erleben müssen, im allerhöchsten Reichstage als ein *Gewerbe*, wie alle anderen, behandelt zu werden. Ja, man glaubte ihr damit eine besondere Ehre anzuthun, den Künstler in seinen „Menschenrechten" zu beschützen, wenn man auch die Kunst an den Segnungen der Gewerbefreiheit theilnehmen liess. Indem sich sogar die „Kunstfreunde" unter den Parlamentariern dafür begeisterten, dass durch diese Gewerbefreiheit die Kunst wahrhaft *popularisirt*, d. h. zur allgemeinsten Volksbildung befähigt würde, haben sie es recht eklatant bewiesen, wie seicht ihr Verständniss vom Wesen der Kunst ist, und wie leicht sie die Bildung der Volksseele durch dieselbe auffassen!

Mit dem Auftauchen der Zweifel an der allein seligmachenden Kraft des Prinzips kam neuerdings auch die Beschränkung der „Theaterfreiheit" in unserem Parlamente wieder zur Sprache und ward von den Vernünftigen, die sich durch die bösen Folgen eines Besseren hatten belehren lassen, bis zu einem gewissen Grade glücklich durchgesetzt. Bedeutsam war es dabei, dass ein, durch seine Bearbeitungen des Shakespeare für das moderne Theater bekannter aufrichtiger Kunstfreund unter den Abgeordneten bei dieser Gelegenheit an die *Bayreuther Festspiele* erinnerte, und so zum ersten Male seit der Existenz deutscher Parlamente in ihnen unsere Kunst auf andere Weise, wie nur als die beliebte Redefloskel von der „Zukunftsmusik", namhaft gemacht ward. Allerdings war es auch wiederum charakteristisch, dass der Redner diese Anführung von Bayreuth dazu benutzte, um an diesem Beispiele, in Verbindung mit dem der „Meininger" und der Weimarischen Faust-Aufführungen, zu zeigen, dass trotz der Theaterfreiheit in Deutschland denn doch noch recht anständige Kunstleistungen möglich gewesen, also die Lebensnerven einer höheren Kunst dadurch noch nicht tödtlich verletzt worden seien. Es klang dies, wenigstens nach den verschämt und verschieden lautenden Zeitungsberichten, beinahe so, dass man sich hätte mögen hinzugefügt denken: „Nun, wenn

also diese Dinge in Weimar, Leipzig und Bayreuth noch möglich gewesen sind — warum dann die Theaterfreiheit illiberaler Weise wieder einschränken? Vielleicht bringt es die deutsche Kunst, bei allen Schädigungen durch jene, doch noch bisweilen zu einem Bayreuther Festspiele, oder ein deutscher Fürst interessirt sich für das klassische Drama, oder ein Schauspieler konstruirt eine Mysterien-Bühne für ein der modernen Theaterkonvention wiederstrebendes Dichterwerk u. dgl. m." Das kann ja vorkommen, und dann freut sich das kunstsinnige deutsche Gemüth. Der wohlgesinnte Abgeordnete hat dies freilich nicht so gemeint; aber der politische Doktrinarismus meint es so, und so lange er herrscht, wird er die Kunst „laufen" lassen, und sich obendrein ärgern, wenn ein „Anderer" ihr eine feste Stätte schaffen will.

Trotz Bayreuther Festspielen, Meininger Gastspielen und Weimarer Tagewerken, worüber man sich so mächtig, als über unerhörte Ausnahmen, verwundern zu müssen glaubt, — die natürliche und allgemeine Folge der „Theaterfreiheit" ist hier wie überall die Ueberwucherung des Guten und Edelen durch das Schlechte und Gemeine gewesen. Hier wie überall hat die egoistische Spekulation ein weiteres Gebiet gewonnen. Die Kunst, für den Reichen ein *Luxus*, für den Aermeren ein *Amüsement*, war nun Alles in Allem nur noch ein *Erwerbszweig* für den Unternehmer.

Die bildende Kunst hatte dabei allerdings den Vortheil, dass es zumal für die Malerei und die Architektur unsere grossen modernen Kapitalisten, vielfach undeutschen Stammes, gab, welche jetzt an Stelle des liberalen Staates durch die Liberalität ihres angenommenen Mäcenatenthumes in Form der Protektion der „genialsten" Modekünstler prahlerisch als die wahren Förderer und Brotherren der deutschen Kunst auftreten konnten. Die bildenden Künste verleiten ja überhaupt gar leicht zur leeren Prahlerei. Man lässt sich glänzende Façaden vor seine Paläste bauen, hängt brillante Bilder berühmter moderner Maler an die Wände seiner Prachträume, und erfreut sich dann

an der Bewunderung seiner Gäste, die überall mehr als Schmeichelei für den Reichthum, wie als Hochachtung vor dem Kunstsinne aufgenommen, und auch wohl gemeint wird. Dazu gehört nicht viel, am Wenigsten Verständniss und Theilnahme für den nationalen Kunstgeist, sondern im Grunde nichts weiter als: *Geld.* Auf diese Weise aber gelangt nicht nur der protegirte Künstler zu schönem Vermögen und sicherer Stellung: die bildende Kunst selbst steigt zu höchstem Ansehen über alle anderen empor, sodass auch Staat und Parlament, gegen alles liberale Prinzip, ihre Interessen insbesondere zu beschützen und durch die Auswerfung gehöriger Summen zu fördern als *nationale Aufgabe* betrachten, — unbekümmert darum, dass gerade auf dem Gebiete dieser Kunst das nationale Wesen am Geringsten zu einem selbständigen, eigenthümlichen Ausdrucke gelangt ist.

Elender ergeht es den eigentlichen grossen nationalen *Volkskünsten* Drama und Musik — von der armen, ganz dem Buchhandel anheim gegebenen, absoluten Poesie gar nicht zu reden, welche nur noch als *Roman* in den Leihbibliotheken ein gedeihliches, aber wenig erfreuliches Dasein führt. *Hauskapellen* stellen unsere Millionäre nicht mehr bei sich an: das ist nichts Apartes, das kann man in jedem öffentlichen Lokale für fünf Groschen den Abend haben; und soll einmal zu dem Glanze der Festlichkeiten im Bankhôtel auch die Musik das Ihrige beitragen, so kann man sich ja diese oder jene öffentliche Kapelle mit einem namhaften Dirigenten dazu miethen, wie man sich eine Tanzmusik miethet — der Effekt ist derselbe. — Und nun gar ein Theater! — Das ist die Sache der Spekulanten, welche dem immerhin riskanten, aber im günstigen Falle enorm einträglichen Geschäfte der Theaterdirektion sich gewidmet haben oder es ist ein Aktienunternehmen, an dem man sich, bei einigermaassen solider Aussicht auf Dividende, mit einer nobelen Zeichnung betheiligen kann, um behaglich von eigener Loge aus dem Verfalle der deutschen Bühnenkunst mit nationaler Freude an Operette und Ballet zu applaudiren. Auf dem Gebiete des Theaters und der Musik haben wohl die Künstlerinnen ihre

Mäcene, nicht aber die Künste, als welche eben nur Volkskünste sind: das „Volk“ aber ist von dem modernen Doktrinarismus *ad acta der individuellen Freiheit* gelegt worden, die denn auch danach mit ihnen agirt. Diese ganz sich selbst, d. h. ihrer egoistischen Verwerthung, überlassenen Künste trifft die Gewerbefreiheit am Schwersten. Die geschäftliche Ausnutzung durch undeutsche Gründer, Dividendenschlucker und spekulative Unternehmer macht das Lebenswerk der Heroen unserer nationalen Dichtung, das *deutsche Theater,* zum Spott- und Schandzeichen der modernen, freiheitlich fortgeschrittenen, deutschen Kulturwelt. Und sollten die letzten Reste edeler Kunstpflege wohl unsere *Hoftheater* noch bewahren, so sehen doch leider die grösseren unter ihnen schon sich selbst genöthigt den abwechslend immer von Neuem aufblühenden Spekulationstheatern Konkurrenz zu machen, während die kleineren bald überhaupt nicht mehr bestehen können: mit dem Partikularismus werden auch seine besseren Wirkungen, wozu besonders die Pflege der Kunst gehörte, unter dem national-liberalen Glorienschein des neuen deutschen Einheitsstaates, rücksichtslos zu Grunde gerichtet.

Wir finden also, dass wir auf diesem Wege unter die absolute Herrschaft des Schlechten gerathen. Die gleich der Kunst sich selbst überlassene Volksseele *„will“* jetzt die Amüsements der *cafés chantants,* der französischen Operette, der jüdisch-wiener-berliner Lokalposse u. dgl. m. Diesen „Volkswillen“ hat der „liberale“ Staat schlechthin zu respektiren; — dass ein grosser lebender Meister deutscher Kunst ebenfalls Ausdruck und Repräsentant des *Volks-Willens* sei und daher auch Respekt verdiene, das ist zu hoch für ihn und Seinesgleichen. Was soll auch solch ein unbequem gewaltiger Repräsentant des Deutschthums? Das *„deutsche Gemüth“* — worauf man sich gerne das eigentlich künstlerische „Deutschthum“ beschränkt vorstellt — wird durch einen Lindau in der höheren, durch einen Arronge in der niederen Komödie ja unvergleichlich amüsanter vertreten; nur für die Musik scheint man es noch dem christlich-germanischen Brahms überlassen zu haben

— aber dieser deutsehe Ernst „amüsirt" das Volk nicht recht. Die grosse ethische Bedeutung wahrhaft *nationaler* Kunst, wie sie in dem Wesen des Theaters und der Musik begründet ist, hat offenbar das Schicksal gänzlicher Vergessenheit erlitten.

Einzig wer auf Richard Wagner gehört hat, weiss noch davon, was diese grossen Volkskünste einer Nation sein sollten und könnten, die ihnen vor Allen die grössesten Meister geboren hat. Aber — wie machtlos, wie kleinlich, wie gebunden erscheinen unsere Bestebungen zur Ermöglichung einer freieren Wirksamkeit dieses unseres edelsten nationalen Gutes — gegenüber der breiten Popularität der befreiten Gemeinheit! Welch ein klägliches Schauspiel bietet der Kampf des Erhabenen, Schönen und Guten mit dem Niedrigen, Widerlichen und Schlechten in unseren Tagen dar! Wie wird dieses Schauspiel nun erst späteren Zeiten erscheinen? Sollte man nicht sich versucht fühlen zu erhoffen, was man fürchten muss: dass die späteren Zeiten keine besseren würden, damit als dann vor dem rückwärts schauenden Blicke unserer Nachkommen dieses heutige deutsche Volk in seiner Beziehung zur Kunst nicht eine gar zu erbärmliche Rolle spielen müsse?

Die grosse Kunst erstand unter uns von Neuem. Der deutsche Volksgeist flüchtete sich wiederum aus der Verkennung und Verfolgung der Zeit in die Brust eines einzigen grossen deutschen Menschen. Richard Wagner begann sein Wirken für die deutsche Kunst. Auf welche Zustände traf er? — Der moderne Liberalismus drängte sich mit jungen Kräften zur politischen Herrschaft vor; die blindlings dawider sich stemmende Reaktion wusste nicht, wo aus noch ein, wusste nur zu stemmen und zu hemmen und in ihren Aengsten kurzweg Alles zu verdammen, was irgendwie sich neu-lebendig zeigte, mochte nun dieses sie erschreckende Leben ein verderbliches Ueberhasten politischer Doktrinäre oder der glühende Drang des Künstlers nach dem Ideale sein. Und als der Liberalismus gesiegt, da hatte auch schon das *undeutsche* Wesen sich seiner, als eines vortheilhaft bedeckenden Herrschermantels mit nationaler Bor-

dirung, bemächtigt: jenes Wesen, dem Alles feindlich und verhasst sein musste, was dem deutschen Geiste, und gar dem deutschen Idealismus, zu klarerem Selbstbewusstsein und neuer Freiheit verhelfen könnte. Die modernen Ausnutzer des Liberalismus wurden die erbitterten Gegner des wiedergeborenen künstlerischen Idealismus. Das ganze Künstlerleben Wagner's war, seitdem er seine Meisterschaft erreicht hatte, ein fortwährendes Leiden unter den Feindseligkeiten dieser ursprünglich durchaus nichtdeutschen, bald aber fast die ganze modernisirte deutsche Welt mit sich fortreissenden Macht, welcher er mit der vollen Wahrhaftigkeit des Genius ihre Undeutschheit, Unwahrheit und Unechtheit in das Gesicht werfen musste, um sich selber frei fühlen zu können von dem schmachvollen Sklaventhume seiner Zeit. Wenn unser heutiges Deutschland eine Erstarrung seines Selbstbewusstseins so nöthig hat, um sich danach unter der führenden Macht eines grossen Willens, von unten auf, seiner Natur gemäss, neu zu organisiren: so könnte die freie und volle Wirksamkeit der erhabenen und volksthümlichen musikalisch-dramatischen Kunst auf das Nachdrücklichste und Tiefste zu solcher Erstarkung beitragen. Wie der Einzelne, der künstlerische Meister selbst, auf die Einzelnen, die von seiner Kunst gewaltig Ergriffenen, begeisternd, kräftigend, aufklärend und veredelnd gewirkt hat, und fort und fort wirkt: so würde eine auf der Basis seiner künstlerischen Offenbarung neu begründete grosse nationale Kunst auf das ganze Volksleben neu belebend und erhebend zu wirken vermocht haben, wenn nicht, mit scharfem Bewusstsein davon, die Feinde des deutschen Wesens dies aus allen Kräften mit ihrem bei uns, zumal in der allverbreiteten Presse, gewonnenen Einflusse stäts zu verhindern trachteten und wirklich bisher verhindert hätten.

Diese Wahrheit musste hier wieder einmal rücksichtslos ausgesprochen werden. Wie tief der Deutsche in die Abhängigkeit von dem Undeutschen, und damit in den Verlust seines Selbstbewusstseins, in die Unfähigkeit seines sich selbst Wiedererkennens an grossen deutschen Idealen, gerathen ist: das zeigt

sich nirgends deutlicher und erschrecklicher als bei diesem Beispiele von allerschmerzlichster Trefflichkeit; — und die Ausnahmen bestätigen nirgends mehr die Regel als hier, wo sie einestheils so auffallend hervortreten, dass sie wahre Bewunderung erregen müssen, anderentheils aber, beim Lichte des deutschen Geistes betrachtet, sich bald als widerlichst undeutschen Ursprunges und Charakters verrathen. Jener — seinem Wesen nach *religiös* zu nennende — Ernst, welchen unsere gemeinsam erstrebte Pflege höchster und reinster nationaler Kunst, als eine tiefinnere Angelegenheit der deutschen Volksseele, durchaus erfordert — den können nur wirklich Deutsche fühlen, die frei geblieben oder geworden sind von den feindlichen Einflüssen des undeutschen Wesens, welchem der moderne politische Doktrinarismus, und mit ihm die moderne Auffassung und das heutige Leben der Kunst, seit langen Jahren verfallen ist.

b. Die Religion.

Wir haben die Lage der Kunst unter der Herrschaft der Freiheitsdoktrin unserer Gegenwartspolitik betrachtet. Sprechen wir aber von *idealer* Macht in einem Volkswesen, so dürfen wir von der Religion nicht schweigen. Suchen wir nach der Möglichkeit einer *Kunst,* so können wir die *Religion* nicht unbeachtet lassen. —

Unsere christlich-deutsche Religion — nun sagt es: wo ist sie? wo lebt sie? — Wo ist das Werk Luther's geblieben? Wo ist sein *Glaube* geblieben? — Was ist der modernen Welt der christliche Heiland selbst? — Sie freut sich unsäglich, wenn sie sich ihn zum angenehmen, hochbegabten Menschen, zu Ihresgleichen, zurecht historisirt hat: damit ist er ihr eben so gleichgiltig geworden, wie jeder Mitmensch seinem modernen Bruder; und alsdann fällt es leicht zu beweisen, dass dieser gute, grosse Mensch eben nichts weiter als ein vortrefflicher und geistvoller Jude gewesen sei. ***Christenthum ist Semitenthum,*** so lautet die moderne Phrase, in welche auch der christlich-deutsche Liberalismus gläubig einstimmt, ohne seiner stark entwickelten

Wissenschaftlichkeit die einfache Schulkenntniss zu verdanken, dass in der Geschichte des Judenthumes jegliche Regung einer erhabeneren und reineren Gottesverehrung, wodurch das Christenthum dort sich vorbereitete, stäts nur im schroffsten Widerspruche und schwersten Kampfe gegen das ureingeborene wüste, heidnische Semitenthum der alten Juden aufzukeimen vermochte. Der abstrakte Freiheitssinn des modernen Liberalismus gebietet ihm auch um jeden Preis *„freisinnig“* zu sein, gleichviel, ob er darüber sklavisch fremdsinnig wird. Denn von jener Auffassung des semitischen Christenthumes, welche durch semitische Christenprediger und Professoren vom Standpunkte der modernen Bildung aus feierlich beglaubigt wird, ist es nur noch ein Schritt bis zum wirklichen geistigen Uebertritte in das *moderne Judenthum.* Das heisst ein „Fortschritt“! Das moderne Judenthum ist es ja, welches sich, seiner thatsächlichen Wirksamkeit allerdings sehr widersprechend, so gerne als den reinsten Humanismus aufspielt, und daraufhin an Stelle der Religion — nun eben das Judenthum setzt. Die freisinnigen liberalen Deutschen aber sind wirklich liberal und freisinnig genug, d. h. durch das undeutsche Wesen so gut im Voraus bearbeitet und nach und nach fortschrittlich entchristlicht, dass sie auch den „reinen Humanismus“ des modernen Judenthumes, welches sie andererseits sozial zu Grunde richtet, auf Treu und Glauben wirklich als jenes *höhere* Menschheitsideal hinnehmen, nach welchem hin auch sie, von der *niederen,* bereits überwundenen, Stufe des „Semitismus“, nämlich dem Christenthume, aus — als begnadigte Theilnehmer an dem Segen der gewaltig fortgeschrittenen jüdischen Geistesentwickelung — nur einfach mit emporzusteigen haben.

Kein Wunder, dass wir unter solchen widernatürlichen Verhältnissen in immer neue, immer wunderlichere Widersprüche gerathen! Hätte nicht der politische Doktrinarismus unserer Tage z. B. auch der christlichen Religion gegenüber auf seinem Prinzip des *laisser aller* zu bestehen gehabt? Musste er nicht sagen: die Kirche betreibe ihre religiösen Angelegenheiten frei

für sich, ohne Einmischung des Staates? — Anstatt dessen? — *Kulturkampf!* — Mit einem Male begeistert sich unser „liberaler" Politiker wieder für die unantastbare Gewalt des *Staates*, der sich „die Kirche" beugen soll. Gewiss, der Staat muss sich dazu berechtigt wissen; aber die „*Doktrin*" sollte, sich treu bleibend, dieses Recht nicht anerkennen können. Ein solcher Widerspruch mit sich selbst, an allen Ecken und Enden sich wiederholend, führt ihn dem Sozialismus zu; aus einer Widernatürlichkeit verfällt er in die andere.

Wäre nicht die verfängliche Frage nach dem „Kirchenvermögen", sowie die wohl berechtigte Angst vor der dann weiter um sich greifenden Macht des jesuitischen und — jüdischen Geistes: so sollte den Staat nichts daran verhindern, mit der absoluten Trennung der Kirche vom Staate Ernst und so dem gegenwärtigen Kampfe ein Ende zu machen. In der Folge würde es sich dann darum handeln, ob in den sich selbst zur freien Organisation und Fortentwicklung zurückgegebenen *Gemeinden* das religiöse Bewusstsein, etwa unter dem zunehmenden Drucke der geschichtlichen Nöthe, jemals wieder zu einer solchen Höhe sich steigern könnte, dass daraus eine wahrhaft *christliche Macht,* dem wesentlich heidnischen Staate ebenbürtig und endlich sogar überlegen, im Volke sich entwickelte, welche allem volkswohlvernichtenden Krieg und Kriegsgeschrei der Geschichtlichkeit gegenüber, ein *Friedensreich* als Forderung der leidenden Volksmengen proklamirte, und so, nach Analogie des christlichen Gemeindewesens selbst, einen sozialistisch gearteten Zukunftsstaat auf religiöser Grundlage, als eigentlichen Zielpunkt der gesammten protestantisch-evangelischen Bewegung, ermöglichte. Um dies zu verhindern, ist der perennirende Kulturkampf der ungetrennt in sich verbissenen, ewig unversöhnlichen Gegensätze des modernen Staates und dessen, was sich noch christliche Kirche nennt, ganz und gar geeignet; und selbst, wenn der Kampf sein Ende fände, so würde alsdann — das ist zu befürchten — durch die unausgesetzten Bemühungen der Widersacher unserer Religion, das religiöse Bewusstsein im

deutschen Volke schon derart ertödtet sein, dass eine Neuentwicklung desselben kaum mehr zu erwarten bliebe. Der „Kulturkampf“, nach dem Anscheine der geschichtlichen Realität nur gegen den undeutschen Ultramontanismus und Jesuitismus gerichtet, hat in der That das religiöse Bewusstsein des deutschen Volkes überhaupt bereits heute auf das Empfindlichste geschädigt. Man klagt überall über die *Religionsspaltung* durch die Reformation und die Folgen des dreissigjährigen Religionskrieges als über das Grundunheil Deutschlands — und doch „spaltet“ man heutzutage munter fort und fort „Religion“, bis man sie ganz „klein“ hat — und das „einige“ Deutschland dazu! Das aber war eben der Zweck der Sache, oder wenigstens der unschätzbare Vortheil, den gerade das nicht- und widerdeutsche Wesen sich dabei für sein eigenes Interesse ersah und vornehmlich durch die von ihm beherrschte grosse Presse in emsiger Schürung des inneren deutschen Volks- und Glaubenszwistes tagtäglich mit aller Lust seiner Listigkeit erfolgreich verwerthet.

Wirklich grosse Bedenklichkeit musste ein solches Bestreben und Verfahren erregen, als selbst der ehrliche preussische Beamtenernst mit ministerieller Machtbefugniss ihrer sich annahm. Jener vortreffliche Beamte, welcher auf seinem Ministersitze, den er zur Wahrung des Kultus eingenommen hatte, in die grosse Täuschung verstrickt worden war, dass er in der That nur das berechtigte Ansehen des Staates gegen die römischen „Reichsfeinde“ schirme, während er unwissentlich einer grossen, modernen Feindschaft gegen Deutschthum und Christenthum überhaupt geheime Förderung verschaffte, — Dieser ward nun zum Heros des „nationalen Liberalismus“ proklamirt; — und es ist überall lehrreich zu beobachten, wie der letztere, seltsam zweifelhafte Gesell sich seine „Helden“ macht! Doch auch in dieser Sache kam es zu etwas, das nach einem *Fortschritte* aussehen konnte, oder wenigstens wie ein Anzeichen möglicher Wendung zur Besonnenheit und Menschlichkeit, an Stelle prinzipientreuer Verblendung und doktrinärer Beamtenstarre, sich

deuten liess: als, nach der Meinung unserer Presse, die sogenannten Schatten der *„finstern Reaktion“* heraufzusteigen begannen, und an den Platz jenes Helden des angeblichen „deutschen Bürgerthumes“ ein Sprössling des vielmisstrauten Preussischen Adels trat. In seiner ersten Rede gegen die blitzenden und donnernden Anklagen seines, nun zum parlamentarischen Volksmanne gestämpelten Vorgängers, bot dieser neue Minister die seltene Erscheinung eines Staatsmannes dar, welcher Herz für sein Volk zeigt. Man erinnere sich aus seiner Rede der folgenden Worte:

> „Der Abg. Dr. Falk räth vor Allem zur Zähigkeit und Ausdauer in dem noch fortbestehenden Kampfe. Ich weiss das zu würdigen. Ich bin auch überzeugt, dass der Dr. Falk nicht meint, dass ich für meine Person von der Würde und Wichtigkeit der unverkürzten Aufrechterhaltung der Gesetze anders denke, wie er. Aber in einem Punkte unterscheiden wir uns von einander: ihm geht durchaus und principiell die *unbedingte correcte constitutionelle politische Stellung* vor; ich meinerseits lasse derselben alle Gerechtigkeit widerfahren, bin aber der Meinung, dass ausserdem zu einer gedeihlichen Leitung der Staatsgeschäfte des mir anvertrauten Ressorts noch ein Mehreres gehört: nämlich *eine weitherzige Beurtheilung der im Lande vorhandenen Schäden und der feste Entschluss, Alles zu thun, was in Menschenkräften steht, diesen Schäden Abhilfe zu verschaffen.* Ich verbinde Beides vollkommen: die politische und moralische Verantwortlichkeit. Gibt es aber hier nicht einen Weg, beide Verantwortlichkeiten harmonisch zu verbinden mit dem Erfolg, dass wir einen friedlichen und versöhnlichen Zustand herstellen? Ginge es weiter unentwegt nach den starren Grundsätzen fort, die der Abg. Falk gestern entwickelte, so würden wir nicht über Jahr und Tag, auch nicht über fünf und zehn Jahre den kirchlichen Frieden haben, sondern ihn niemals erhalten. Diese Situation kann die Regierung nicht wünschen, und insofern unterscheide ich mich allerdings principiell von dem Standpunkte des Abg. Dr. Falk.“

Aus diesen Worten des Herrn von Puttkamer ersehen wir für uns — gleichviel, was die „Regierung“ in der That momentan „wollen“ mochte — das angedeutete Bild einer Verbindung zwischen dem energischen, rechtlich-strengen und starren *Preussenthume* und einer menschlich freien, wahren *deutschen Kultur.*

Dasselbe Bild einer schönen Möglichkeit, welche uns Heinrich von Kleist in seinem „*Prinzen von Homburg*", und speziell in der geistigen Aspiration seines grossen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, als ein so herrliches Denk- und Merkmal des deutschen Geistes, dichterisch dargestellt hat, — dasselbe Bild, welches heut zu Tage in dem persönlichen Charakter eines Nachkommen jenes Kurfürsten, des Kaisers Wilhelm selbst, zu einer so wohlthuenden, die Liebe des Volkes ihm gewinnenden lebendigen Verwirklichung gelangt erscheint — es dünkt uns in solchen Worten, als das Bild einer *Deutschen Zukunft*, wenn auch nur gleichsam träumerisch leise, wieder aufzudämmern. Denn wie jenes straffe und derbe *Preussenthum* dem deutschen Staate den sichersten Schutz gegen Aussen auf unvergleichliche Weise zu verschaffen im Stande war, so kann doch andererseits nur aus dem lebendigen Boden echter Menschlichkeit eine wirklich edele deutsche Kultur erblühen, können nur auf diesem Grunde einer moralischen Natur die idealen Kulturmächte der Kunst und der Religion sich kräftig fortentwickeln, welche unser Volk nicht nur als ein formaler Staatsbegriff, sondern als ein lebendes und wirkendes Wesen der Beschirmung und Erhaltung wahrhaft würdig erscheinen lassen! — Aber freilich sind wir jetzt noch weit davon entfernt! Die Wirklichkeiten spotten der Möglichkeiten! Die Thatsachen, die wir sehen, widerrufen die Bilder, die wir träumen.

Schon jene zarte und bescheidene Zukunftsahnung deutscher Kultur war ein, alsbald empfundener, grosser Schrecken für alle Diejenigen, denen die Bekämpfung und Vernichtung des Deutschthumes und Christenthumes, im Sinne ihrer internationalen Zukunftshumanität, angelegen ist; und sie suchten den „fühlenden Staatsmann" durch ihre Pressorgane möglichst zur lächerlichen Person zu machen und als den bornirten Hort des Rückschrittes in das dunkele Mittelalter darzustellen, um sich in den leichtgläubigen Sinnen des deutschen Bürgerthumes rasch wiederum behaglichen Platz zu schaffen für den geschmeidigen Fortschritt auf dem Wege nach ihrem prophezeihten Welteroberungsziele.

— Die christliche Religion — abgesehen von allem, nur den Vorwand zum Kampfe darbietenden Kirchenthume — steht dem undeutschen Wesen, das uns leider bereits geistig beherrscht, ebenso hindernd in diesem Wege, wie unsere grosse deutsche Kunst. Sie muss also auf alle Weise beeinträchtigt und geschädigt werden; und das ist ja leicht gethan, wenn man nur von Oben herab ungenirt seine „individuelle Freiheit" nach Herzenslust parlamentarisch-journalistisch bethätigen kann! Wie mit der „Melodielosigkeit Wagnerischer Musik" und mit der „Immoralität des ersten Aktes der Walküre" lässt sich ganz herrlich auch mit dem „Obskurantismus der Orthodoxie" und mit der „Intoleranz des christlichen Klerus" operiren. Was mit den vorgesteckten, dunkelfarbigen Vogelscheuchen ohne Weiteres mit einbegriffen wird: mit dem Obskurantismus z. B. jeder Glaube an das Göttliche, und mit der Intoleranz jede Abwehr gegen das Teuflische, — dies bleibt in dem grossen fortschrittlichen Taumel des Humanitäts- und Kulturkampfes dem guten überallhin mitlaufenden Deutschen weislich verborgen. Und so geht denn jenes widerwärtig freche Hineingerede der undeutschen und unchristlichen Presse in alle Angelegenheiten christlicher Kirche und deutscher Glaubensgefühle unverdrossen weiter, wie es unter der Herrschaft der „Kulturkämpfer" zu grassirender Mode geworden war. *Laisez aller!* sollte man solchen schamlosen Entwürdigern des echten Liberalismus deutschen Herzens zurufen! Aber das soll ja nun mit einem Male nicht mehr gelten. Denn wir erleben es: wenn endlich einmal, im Einzelkampfe, einer der schwer angegriffenen Vertreter der Religion dem nur noch mit Koth und Steinen auf ihn werfenden Gegner das alte glitzernde Seitengewehr des liberalen Prinzipes entreisst und seine Schärfe gegen ihn wendet, indem er sich selber der „individuellen Freiheit" in Rede und Presse abwehrend für den Schutz des Heiligen bedient: so ruft man ihm aus den Spalten *fortschrittlicher* Journale selber, wörtlich, zu: *Leider fehlt es unseren Behörden, Dank der liberalen Gesetzgebung, an jeder Handhabe zur strafrechtlichen Ahndung eines solchen Vergehens!*

Doch genug von diesen kleinlich peinlichen Widersprüchen des modernen Lebens! Sie haben uns schon in unserem ersten Buche fast bis zum Ueberdrusse beschäftigen müssen. Nur das Eine mögen wir als auffälliges Faktum hier noch konstatiren: die inneren Widersprüche aller Bethätigungen und Formen dieses Lebens verrathen sich zuletzt am Eklatantesten gerade in Demjenigen, worin es, bei seiner Zerstückelung in lauter selbständige Kultur-Atome, noch einen gewissen einheitlich verbindenden Ausdruck findet: auf dem Papiere der *Journalistik.*

Wir wollen von einer Kunst in der Gegenwart reden? — Wir suchen in der Gegenwart ein religiöses Bewusstsein? — Vergebliches Unterfangen in einer Welt, aus welcher alle grosse Einheitlichkeit, jeder ausgesprochene Typus und feste Styl verschwunden ist, und, unter der Herrschaft des Dogmas von der individuellen Freiheit, einem unbehaglich öden Nebeneinander sich gegenseitig ausschliessender kleinen „Kulturen" Platz gemacht hat. Wir haben eine militärische und eine akademische Kultur, die Letztere wiederum zertheilt in eine philologische, eine theologische und eine naturwissenschaftliche Kultur, wir haben ferner eine Kultur des Beamtenthumes und der Juristen, eine Kultur der Handelswelt, eine Kultur des Arbeiterstandes u. s. f. — lauter exzentrische Kreise, die allzusammen den Begriff des modernen Staates freier Bürger bilden sollen. Ein gemeinsamer Geist und eine einheitliche Form fehlt diesen Bildungen durchaus; ihre einzige Verbindung zu einer Art von Gesammtinteresse besteht in ihrer gemeinschaftlichen Abhängigkeit von dem Papiere der *Börse,* und ihr höheres geistiges Band in dem gemeinschaftlichen Abonnement auf das Papier der *Journale.* Denn auch unsere Bücher — soweit sie nicht der Journalistik sich nähern, als die Romane der Journalzirkel und Leihbibliotheken, oder den Romanen sich nähern, als die popularisirten und illustrirten dünnen Extrakte unfertig dogmatisirter Wissenschaftsprodukte — unsere Bücher sind nicht für das *Volk* geschrieben, sondern für bestimmte, beschränkte Kreise, als Fachlitteratur, und zwar auch diese weniger, um selbst

gelesen zu werden, als, damit darüber geschrieben werde. Nicht an den Lesern, sondern an den Rezensenten ist es dem Verfasser vor Allem gelegen; denn er muss sich schon herzlich freuen, wenn wenigstens durch die Journalkritik etwas von dem, was er in seinem Buche hatte sagen wollen, obgleich recht entstellt, zu den Ohren des Publikums dringt. Ja, und der Grösseste muss damit zufrieden sein, wenn in dieser ihm feindseligen Journalistik sein Werk auf alle mögliche Weise verlästert wird; denn so erfährt das Volk unter Anderem, dass es einen *Künstler* hat, wenn es auch nicht verstehen lernt, inwiefern es nun auch eine *Kunst* haben könnte.

In einer solchen Welt, wo das Papier das Band der Menschheit bildet, und unter dieser papiernen Decke nur eitel Zersplitterung und die öde Kälte der Unzusammengehörigkeit herrscht, — wie sollte da eine *ideale Macht* sich heimisch fühlen, welche nur als lebendiger Ausdruck eines grossen gemeinsamen Geistes, als die Nothwendigkeit und Befriedigung einer nationalen Gesammtheit, gedacht werden kann? — Das ist jene Welt des „Internationalismus" und der „Humanität", wo die Nationen in den Staaten erstarren, und die Produktion in fruktifizirenden Handel übergeht; wo die Undeutschen sich deutsch nennen dürfen, weil sie das Deutsche zum Undeutschen haben fortschreiten lassen, und wo sich die Nichtchristen eine Konfession anreden, während sie die christlichen Konfessionen als verächtliche Spuren überlebter Entwicklungsstufen sich gegenüber zu stellen belieben; jene Welt, wo der Vertreter der Religion ein Staatsbeamter sein soll, der Künstler aber ein „freies Individuum" für die Fabrikation eines gewissen Luxusartikels, welches das „Volk" nichts weiter angeht, ausser etwa insofern es im *Theater*, dem Vergnügen für Alle, dasselbe amüsirt, — welches Amüsement aber für den „gebildeten Theil" dann auch erst durch das Journalpapier des anderen Morgens seine eigentliche, bewusste Weihe empfängt. — *„Das ist deine Welt! Das heisst eine Welt!"*

II. Kulturbedeutung der Kunst im Gegensatze zur modernen Anschauung.

Halten wir es also fest: wir leben in einer Zeit und einem Volke, welche ihren Ausdruck unmöglich in einer *Kunst* finden können, weil ihnen jene grosse Gemeinsamkeit des nationalen Geistes fehlt, die man am Schönsten als *Religion* bezeichnet. Der bei den Modernen weitverbreitete Glaube an den Fortschritt und die individuelle Freiheit ist keine Religion; denn abgesehen davon, dass diese Begriffe weit unklarer sind als alle Mythengestalten alter Götterwelten, so bedeuten sie eben nur Mittel, nicht Wesenheiten; weshalb der Glaube an sie eigentlich ein Scheinglaube und ein moderner Fetischismus zu nennen ist. Fetische aber kann sich ein Jeder machen; dazu bedarf es nicht dessen, was es heute nicht bei uns gibt: wahres Gemeingefühl und Gemeinbewusstsein des Volkes. Jenes moderne Bewusstsein des *Unglaubens* aber, worauf man uns schliesslich verweisen möchte, ist eine unproduktive Negation, und bestenfalls doch auch wieder nur ein Mittel, und zwar das gefährlichste, auf dem Wege zur Aufklärung des Menschen über sich selbst, — ein unruhevoller, drängender und verwirrender Störenfried des Kulturfriedens, aber kein sicherer, heiliger Seelenbesitz, der mit religiöser Macht uns zu einem grossen, gemeinsamen Ausdrucke unserer Weltanschauung in der ruhig umschlossenen Form einer erhabenen Kunst zu befähigen vermöchte; wohingegen Jener von der Nothwendigkeit eines solchen Ausdruckes gar keine ernstliche Ahnung hat.

Aber vielleicht ist es gerade so recht?

Vielleicht soll diese „moderne Welt“ gar nicht mehr in einer *Religion* ihre Einheit fühlen, in einer *Kunst* ihr Ausdruck verschaffen, — sondern etwa in dem gemeinsamen *Staate*, in dem gemeinsamen *Wissen*, oder bestenfalls in der gemeinsamen *humanen Thätigkeit?* Die ersteren Gemeinsamkeiten hätten überhaupt nur Werth, wenn sie uns zu der Letzteren führten, von der wir leider noch gar weit entfernt sind. Wird aber

andererseits eine solch gemeinsame humane Menschheitsthätigkeit überhaupt möglich sein — ohne ein religiöses Bewusstsein, d. h. ohne ein persönlich lebendiges Gefühl von der Zusammengehörigkeit der Thätigen in dem Glauben an eine über ihnen waltende höhere, ideale Macht, aus welcher und für welche sie *das Gute* thun, und ohne deren Gnadenkraft schliesslich doch all ihr stätes Bemühen auf Erden eitel und endlich bleiben müsste — im Angesichte der grossen Ewigkeit? — Fausten's „Seelchen" schwebte, am erblindenden Ende seines hundertjährigen *stäten Bemühens,* in höchster Gefahr, den lauernden Teufeln zu verfallen; aber *die Liebe von Oben* zog sein „Unsterbliches" in die Freiheit des „herzlichen Willkommens" seliger Schaar empor. Dieses Beides gehört untrennbar zusammen, um die Idee der „reinen Menschlichkeit", oder der „menschlichen Freiheit" vollkommen zu erfüllen. Auf Walther musste Parsifal folgen. Und war es nicht ein edlerer, menschenwürdigerer Sieg, den Junker Walther mit dem Sange sich errang, als wenn das blutige Schwert des Ritters hätte im eisernen Streite der Freiheit gegen die Unfreiheit entscheiden müssen? Und war es nicht ein erhabeneres, gottgefälligeres Ziel, das der Parsifal unseres Künstlers mit der duldenden Reinbewahrung des heiligen Speeres sich gewann, als wenn er, wie der Parzival des mittelalterlichen Rittersingers, einem thatendurstigen Amfortas gleich, seinen Speer durch Kampf und Fehde mit dem Menschenblute irdischen Ruhmes gefärbt, als kühner Held der Tafelrunde, die Heimkehr zum Grale sich erkämpfte?

Die Erreichung der würdigsten, in feinster und tiefster Seelen- und Geistesbildung begründeten Menschlichkeit zeigt es an, wenn ein Volk, auf der Höhe seiner Entwickelung, seinem ethischen Wesen die edele, verklärende Form einer erhabenen *Kunst* zu geben weiss; und es wird überall als ein tief beklagenswerther Mangel angesehen werden müssen, wenn einer noch so fortgeschrittenen Gemeinsamkeit diese Fähigkeit höchster menschlicher Sprache gebricht, um der Menschheit in lebendig idealer Verkörperung zu *sagen,* was sie *sei.* Wie das Wort

des Menschen ihm erst den vollen Besitz des Gegenstandes verschafft, so die Kunst einer Gesammtheit erst den vollen Besitz ihres eigenen Wesens, die Summe ihrer seelischen und geistigen Errungenschaften. Ein Volk ohne Kunst mag noch so gross und mächtig sein, es ist doch nur ein stummer Riese; und die Nachwelt weiss nichts von ihm, als dass es einmal um seiner Macht willen gehasst war, bis es, gleich zahllosen Völkern vor ihm, unterging und verschwand. Hat in der That während der zwei Jahrtausende seit dem Austritte der freien hellenischen Welt aus der Geschichte ein so gewaltiger Fortschritt stattgefunden, so muss dieser Fortschritt auch noch einmal sich ausdrücken können in einer solchen gemeinsamen verständlichen Sprache grosser Kunst, wie das hellenische Volk auf der von ihm erreichten Stufe der menschlichen Entwickelung dies gethan hatte. Mag die Zeit dafür vielleicht wiederum noch tausend und aber tausend Jahre fern sein, — wenn der Fortschritt etwas werth ist, d. h. wenn er nicht nur ein leeres „Fortschreiten" bleibt, sondern wirklich etwas Lebendiges erreicht, was er als treibendes Ideal in sich trug: so muss er auch sein *Wort* finden und sich selbst *aussprechen* können; und zwar würde sein Wort ein um eben so viel gewaltigeres, und seine Aussprache eine um eben soviel vollkommenere sein müssen, wie jene „Allgemeinmenschlichkeit", welche als das Ziel der modernen fortschrittlichen Entwickelung betrachtet wird, über der beschränkten hellenischen Menschlichkeit steht. Eine Kunst aber, welche nur als ein Luxusartikel, ein anmuthiges Nebenbei des Lebens, eine eigenthümliche Beschäftigung für Künstler, ein alltägliches Amüsement für Theaterbesucher, ein willkommener Gegenstand für Journalkritiker angesehen wird, eine solche Kunst kann nimmermehr jener grandiosen Zukunftswelt des Fortschrittes, jener idealen Individualfreiheit einer in der höchsten Humanität einigen zivilisirten Menschheit, den würdigen Ausdruck schaffen. Im Gegentheile: wenn jene Begriffe echte, lebensvolle Ideen sind, und wenn sie sich aus blossen Mitteln in der That zu lebendigen Zwecken entwickeln können, dann muss jene *Kunst,*

welche diesen erreichten höchsten Zwecken Ausdruck gibt, eine so durchaus wahrhaftige, der grössesten Gesammtheit in lebendigster und edelster Form gemeinschaftlich innig eigenthümliche Kunst sein, wie sie überall nur aus einem ebenso gemeinsamen grossen und tiefen *religiösen* Bewusstsein hervorgegangen zu denken ist.

Eine solche *Religion für die Menschheit* ist uns ein einziges Mal in einer Weise offenbart worden, wie sie sich niemals wiederholen kann; und mit Recht schreibt die ganze moderne Welt ihren Ursprung von dem Auftreten dieser Religion her. Jetzt soll sie allerdings, nach weit verbreiteter Meinung, im Absterben, oder in der „Selbstzersetzung", begriffen sein; in Wahrheit ist sie jedoch noch gar nicht zum Leben gelangt. Sie hat aber in einer ihr wesenhaft feindseligen Welt einzelne gewaltige Lebenszeichen von sich gegeben. Und so hat sie denn auch *künstlerische* Regungen hervorgerufen, obwohl sie von Anfang an allen Künsten der heidnischen Sinnlichkeit verneinend entgegen treten musste. Sie hat die Seele des Individuums zu tieferen persönlichen Empfindungen befreit und ihrer bildenden Phantasie neue ideale Stoffe zugeführt. Aber sie hat auch eine neue Sprache gefunden: *die harmonische Musik,* und sie hat einen neuen Gedanken geschaffen: *die Tragödie des Individuums;* und so hat sie uns, indem jene Sprache zum Ausdrucke dieses Gedankens ward, bis zum *„Parsifal"* geführt. Und damit ist eine *christliche Kunst* unter uns getreten, welche zugleich aus dem eigenthümlichen *germanischen Geiste* geboren ist, gleich der Musik Beethovens und dem Drama Shakespeare's, so echt, stark und edel *Deutsch,* inmitten aller Undeutschheit der geschichtlichen Welt, wie der heroisch kämpfende und erhaben waltende Dichtergeist unserer Schiller und Goethe.

Der deutsche Geist vor allen anderen ist dazu berufen gewesen, durch den schärfsten Gegensatz zwischen dem Elende der Geschichte seines Volkes und seinen einzelnen gewaltigen Emanationen in erhabenen Meistergestalten auf dem Gebiete

der Religion, Philosophie und Kunst, der Welt die Augen darüber zu öffnen, was die *Kunst* in der nachchristlichen Zeit zu bedeuten, und was sie zu erhoffen habe. Aber die Augen sind fast alle für die Wahrheit verschlossen geblieben! Und doch konnte man es nirgends so deutlich als hier erkennen: jenes wunderliche Schicksal der grossen Männer, dass sie, obwohl an ihre Zeit gebunden, doch in ihrer Zeit selbst nur als Fremdlinge aus einer noch ungeahnten Zukunft erscheinen mussten. Wahrlich aber nicht in Deutschland allein ist dieses Missverhältniss zu finden: seit das Hellenenthum untergegangen, seit das Christenthum aufgetreten, kurz: seit es sich in der ganzen neueren Volksentwickelung darum handelt: dass die Menschheit sich den Glauben an den wahren Erlöser zu ihrer vollkommen eigenthümlichen und lebendigen Religion, zur Grundlage einer wirklichen, allgemeinen menschlichen *Kultur* aneigne, und diese Aneignung, als gegen das innerste Wesen des Weltwillens gerichtet, ein unaufhörliches wildes Ringen der geschichtlichen Dämonen gegen die ewige Wahrheit hervorrief: seitdem konnte die Kunst nur erst als ein flüchtiges, schönes und merkwürdiges Schauspiel sich in diesen zweitausendjährigen Wirrwarr von Versuchen, Bestrebungen, Misslingen, Lügen und Irrthümern mischen, welche allzusammen den Eindruck einer grossen Barbarei hervorrufen, über welche mitunter, wie zur Zeit der *Renaissance*, der unstäte Flammenschein eines neuen Kulturherdes sich verbreitet, um alsdann bald wieder im Dunkel des Elendes zu verlöschen. Niemals ist es bis jetzt gelungen, die grossen Thaten der Denker und Dichter, die schönen Erscheinungen edeler Kunst, zugleich als den natürlichen Ausdruck einer allgemeinen *Volkssittlichkeit*, der Gesammtkultur der Nationen lebendig einzufügen. Im Gegentheile: zur Zeit der glänzenden *Renaissance* herrschte in Italien jene teufelischeste Wollust der Unmenschlichkeit, welche in Deutschland die Reaktion der reformatorischen Bewegung hervorrief. Es war eine in Sinnlichkeit und Unzucht aller Art untergehende Religion, welche sich damals die himmlischsten Phantasieen des christlichen Glaubens durch *Raffael's*

Genius wiederum in sinnlicher Anmuth vor Augen zaubern liess. Aber wie hier Michel Angelo's erhabene Gestalt, mit richterlicher Strenge das Wesen der Zeit glühend durchschauend, über sein Jahrhundert erhaben, wie St. Peters Dom über dem „einzigen“ Rom, sich stolz aufrichtete zum Zeichen dessen, was in *Wahrheit* ewige, auf Glauben und Sittlichkeit eines grossen religiösen Geistes begründete Kunst bedeutet: so sehen wir, wie im protestantischen England Shakespeare seiner Zeit, der er andererseits so populär vertraulich angehörte, die unerbittliche Wahrheit von den Schrecken und Flüchen der Geschichte verkündet, ohne dass ein Einziger in seinem heitern Publikum, aus diesem in junger Siegeslust sich des Lebens freuenden *merry old England*, seine furchtbar wahrhaftige Mahnung verstanden hätte! — So stehen alle grossen Schöpfer der nachchristlichen Zeit unter ihren Völkern als die einzelnen, gewaltigen Wahrzeichen dessen, was ist, und was werden soll, die Vorherverkünder einer wahrhaft lebendigen, *christlichen Kultur*, wie dieselbe bisher unserer modernen Welt noch nicht zu Theil werden konnte, weil der die religiöse und sittliche Basis fehlte, auf welcher allein eine solche Kultur, und als ihr höchster Ausdruck: eine *christliche Kunst* gedeihen und erblühen kann. Darum ist es die heiligste Pflicht aller Derer, für welche Einer jener Meister zum erhaben aufrufenden Vorbilde geworden ist, dass sie an dem grossen Werke der Zukunft, unter der Führung der unsterblichen Vorkämpfer, treulich und tapfer mitarbeiten. Nicht verzweifeln sollen wir über die Möglichkeit einer solchen Zukunft, sondern in klarer Erkenntniss der Ursachen, weshalb sie noch immer für uns eine ferne Zukunft bleiben musste, gerade darin die Bestätigung ersehen, dass sie doch noch einmal sich für die sehnsüchtige Menschheit erfüllen müsse. Die hohen Meister haben uns die Wirklichkeit des Ideals, im Gegensatze zu ihrer Zeit, geoffenbart: nun ist es an jedem ihrer Schüler, dass er auch ihnen die Wirklichkeit einer *Zeit* zu verschaffen sich bestrebe, in welcher alsdann erst unter dem segensvollen Frieden einer menschenwürdigen grossen Kultur alle jene

überragenden Erscheinungen der geschichtlichen Vergangenheit, als gemeinsamer Ausdruck der Religion und Sittlichkeit des Volkes, werden wahrhaft verstanden, geliebt und gefeiert werden dürfen.

Fassen wir, als Deutsche, diese Aufgabe im Sinne unserer edelsten deutschen Meister auf. Ist sie, äusserlich betrachtet, schwerer als für irgend ein anderes Volk, insoferne jene, wie Franzosen und Engländer, es doch einmal zu einer gewissen, in sich beschränkten, *nationalen Kulturform* zu bringen vermochten, — so ist sie doch anderentheils uns vor Allen erleichtert durch die Anlagen des deutschen Volkscharakters selbst, wie er in unseren Meistern sich uns verkündet hat, und den wir hieraus als den berufenen Förderer einer mehr als nationalen, einer wahrhaft *menschlichen* Kultur erkennen durften. — In dieser Anlage beruhen allerdings auch alle unsere Schwächen und Fehler; daher sollen wir sie einzig nach dem Vorbilde der Meister, in idealer Richtung, ausbilden und bekräftigen. In ihrem Sinne sollen wir lernen *Deutsche* zu sein, um dereinst auch *Christen* und *Menschen* uns nennen zu dürfen, anstatt heidnisch-jüdische Barbaren, denen selbst die engste Form einer Kultur versagt geblieben ist. — Wir sehen es: kein *Volksleben* ist vorhanden, dem unsere höchste Kunst entspriessen konnte, — aber ein *Volksgeist* hat gelebt, und rettende Träger dieses Geistes sind vorhanden gewesen, deren grossem Glauben an das unsterblich Deutsche sie ihr stäts erneutes herrliches Leben verdankt. Und nun ist sie wieder unter uns abermals erstanden, wie sie zuvor schon in glaubensloser und volksarmer Zeit bei uns erschienen war; und wenn sie nicht der *Ausdruck* eines wirklich vorhandenen deutschen Glaubens und Volkes sein kann, so soll sie uns die hehre *Verheissung* der Möglichkeit eines solchen Glaubens und eines solchen Volkes sein.

Die Geschichte des deutschen Geistes spielt in der Zeit der *grossen Propheten,* die ihn den Heiland glauben lehren, der da kommen soll!

III. Rückschau durch die Vergangenheit.

a. Bis zu unseren Klassikern.

Wie wir den *deutschen Geist*, aus welchem die deutsche Kunst, als aus einem unversieglichen Naturquell, sich stäts erneut und verjüngt — da wir ihn in dem Volke und Staate unserer Gegenwart nicht zu entdecken vermögen — in den grossen Erscheinungen der Vergangenheit lebendig uns dokumentirt finden, und in ihnen die einzig echten Verwandten und Ahnen unseres eigenen Meisters erkennen müssen: so ist aber auch dieses *undeutsche Elend* der „Jetztzeit" nicht mit einem Male über uns gekommen, wie ein der Hölle entstiegener Dämon, sondern es hat sich durch Jahrhunderte mit historischer Nothwendigkeit unter unserem Volke entwickelt; und wenn wir also unsere Gegenwart gerecht behandeln und richtig verstehen wollen, müssen wir auch in die Vergangenheit zurückblicken, aus welcher sie hervorgegangen ist.

Die Unterdrückung der deutschen Natur durch das Fremde, die Absperrung des natürlichen Lebenstriebes des deutschen Volkswesens von dem geraden Entwickelungswege nach einer ihm eigenthümlich entsprechend gemeinsamen Kulturform in Religion, Kunst, Staat und Leben, die Zersplitterung der deutschen Kultur in die zusammenhanglose Manigfaltigkeit der einzelnen Stände, Berufsarten, Konfessionen, ja — Racen: wir müssen es uns eingestehen, dass dieses arge Schicksal schon bei dem Eindringen des *Christenthumes* in die altgermanische Welt über unserem Volke als ein schweres Wetter mit seinen ersten tödtlichen Schlägen aufgezogen war. Nicht einmal so sehr der Geist eines fremden Glaubens, als wie der einer fremden Nationalität trat mit der, in das römische Gewand verkleideten, neuen Christenkirche unter die freien Söhne der deutschen Natur; und nur mit dem Schwerte eines Deutschen ward ihnen die Lehre der Liebe zu Eigen gegeben, — eines Deutschen, der selbst vor dem römischen Priester, und um einer römischen Kaiserkrone willen, sein Deutschthum hintanzusetzen und zu

verleugnen im Stande war, wie rühmlich er auch sonst um eine deutsche Bezeichnung der Winde und Monde sich bemüht haben mag! — Das Christenthum ist seinem Wesen nach nicht national, sondern es gehört durchaus der ganzen Menschheit und jedem einzelnen Menschen als ein tiefeigenes Seelenbedürfniss an. Sein Wesen ist aber nicht etwa lediglich in dem blassen Begriffe einer allgemeinen Humanität zu suchen, sondern es beruht in dem persönlichen Glauben an die erlösende Macht der menschgewordenen Gottheit. Wenn man nun annehmen will, dass alle so verschiedenartig angelegten und ausgebildeten Nationalitätsgeister auf Erden, gleich allen Herzen in menschlicher Brust, einmal an jene Erdenstelle im Lebenswandel geführt werden könnten, wo ihnen die Nothwendigkeit dieser Erlösung aufginge: so scheint es wohl, als ob vor Allen die deutsche Nation und das deutsche Herz, bei treuer Bewahrung ihrer eigenthümlichen Natur, gerade in dieser Offenbarung die Erfüllung einer ursprünglichen Anlage und Ahnung jener ihrer Natur erkennen müssten. Der germanische Mythos, auf der lebendigen Anschauung der ewigen Vergänglichkeit beruhend, führte den deutschen Geist der grossen Thatsache des Christenthumes so nahe, dass seine *Götterdämmerung* gleichsam schon zusammenfiel mit jener Verdunkelung der Sonne von Juda über dem Hügel Golgatha's, als der Heiland am Kreuze sein Haupt neigte und verschied. Aus diesen beiden Dämmerungen entstieg die neue Welt der Liebe: — sie blieb ein mythisches Bild für den Germanen; — sie blieb eine ideale Verheissung für den Christen. In der Nichtverwirklichung des Bildes und der Verheissung, als geschichtliche Realität, trafen sich Christenthum und Germanenthum zu blutiger Vereinigung; und diese Nichtverwirklichung hiess die *römische Kirche*, und diese Vereinigung formulirte sich politisch zu dem *Römischen Reiche Deutscher Nation.*

Durch sieben Jahrhunderte litt die deutsche Geschichte an dem Zwiespalte der beiden in ihr neben- und untereinander vertretenen und wirkenden Naturen, wodurch unserem Volke von

vorn herein die schöne und starke Einheitlichkeit einer *nationalen* Kultur versagt ward, als welche, von der aus nationalem Lebensboden entwickelten, menschlichen Kultur zwar noch weit entfernt, doch den Nachbarvölkern schon zu Theile geworden war. Während die aus den Trümmern des Römerreiches künstlich neugebildete Welt des Romanismus in Frankreich sich inzwischen mehr und mehr zu einer thatsächlichen mächtigen Einheit zusammenschloss, die doppelt-germanische sächsisch-normanische Mischwelt England's aber auf ihrem trotzigen Eilande aus schweren inneren Kämpfen zu grossartiger Selbständigkeit sich hindurchrang: so kam es in dem grossen Mittelreiche Europa's nur zu immer weiterer Zersplitterung, welche schliesslich unter der Fremdherrschaft des kaiserlich spanischen Unificators für den gänzlichen Verfall reif werden sollte. Die Kaisermacht beruhte nunmehr weder auf dem Segen der römischen Kirche, noch minder auf dem Naturverhältnisse des deutschen Königthumes, — sie war, durch erbschaftliche Beziehungen bedenklicher Art, aus einem, bereits seit dem Untergange der Hohenstaufen in immer ärgeres Schwanken und Kranken gerathenen *Noth*gebilde, noch einmal ein zufälliger, äusserlicher *Macht*begriff geworden. Aber diese äussere und fremde Macht des spanischen Reichthumes musste nun selber sich machtlos gewahren gegenüber einer, aus dem Innern des *deutschen Volkswesens* an's Licht dringenden, geistigen Macht, welche in der reformatorischen That des Mansfelder Bergmannssohnes an die Pforte der alten Kirche pochte und die Stufen und Stützen des alten Kaiserthrones endgiltig entscheidend erschütterte. Der deutsche Geist erhob seine Hand und schlug mitten hinein in die Verfahrenheit seiner Geschichte und that einen Schritt vorwärts auf der ihm gewiesenen Bahn, die da heisst: *innere Aneignung des Christenthumes durch die deutsche Natur bis zu seiner Wiedergeburt aus dem deutschen Geiste.*

Sollte Deutschland je wieder eine wirkliche, grosse lebendige einheitliche Macht, nicht einen äusserlich geformten Einheitsstaat sondern eine innerlich einig geartete Volkserscheinung,

in der Welt bedeuten: so musste es eine *Deutsche Religion* gewinnen. Als diese Religion glauben wir ein *Deutsches Christenthum.* Denn, wie das Christenthum wesentlich übernational ist, so hat es jene grosse Eigenthümlichkeit, dass jede Nationalität es sich ihrem eigenen Wesen entsprechend anzueignen vermag. Wir haben das römische und das griechisch-slavische Christenthum sich entwickeln, oder vielmehr in immer dichtere mythisch-dogmatische Gewebe sich verwickeln gesehen, — wir sind auf dem Wege, dass wir ein bereits frühe judaisirtes Christenthum zur allgemeinen, religionslosen, modernen Judenhumanität aufgelöst erleben müssen. Das Deutsche Christenthum haben wir noch nicht gewonnen; aber wir glauben, dass dieses das edelste und echteste, das göttliche Wesen der ursprünglichen Religionserscheinung *am Deutlichsten deutende* wäre, wenn es in Wahrheit als die Siegesthat des sich selber völlig wiedergewinnenden reinen deutschen Geistes in die Welt treten dürfte. Wir glauben, dass echte *deutsche* Kultur zugleich reine *menschliche* Kultur sein würde.

Für eine solche Religion musste also der deutsche Geist vorerst zu freiem Selbstbewusstsein und in sich geschlossener Kraft gelangt sein. Dies aber war bis zu jenen Weckschlägen an die Wittenberger Kirchenpforte nur vereinzelt in seltenen grossen und schönen Erscheinungen geschehen. Man hatte in dem römisch-germanischen Reiche des Mittelalters das *Nibelungenlied* singen hören, der *Parzival* war gedichtet worden, aus einem romanisirten Hofleben hatte sich ein deutscher *Minnesang* entwickelt, und was deutsch in ihm war, das bargen die gutdeutschen Städte, als ihre Blüthezeit anbrach, mit ernsthafter Ehrfurcht als *Meistersang* in ihren Zunftladen. Aus dem sangreichen Leben des jungen, kräftigen, selbstbewussten deutschen Bürgerwesens stiegen deutsche Kirchen auf und schmückten sich mit deutschen Bildwerken, und die Kunst der *Eisenhoit, Stoss* und *Vischer,* der *Cranach, Dürer* und *Holbein,* strahlte aus den Tabernakeln der Heiligen zurück in die hohen Giebelhäuser der Geschlechter und liess zu einer Zeit, da deutsches Königthum

bereits eine Mär aus alten Tagen geworden, und deutsches Reich nur noch wie der schwanke Schatten einer grossen Vergangenheit erschien, die Anfänge einer wirklich deutschen Kultur in ein regsames, volksthümliches Leben treten. Zu dem grössesten Ausdrucke, dem vollen Athem und der freien Würde einer solchen Kultur konnte es zwischen Ritter- und Städtefehden, zwischen Fürsten- und Ritterstreit, zwischen Kaiser- und Fürstenneid allerdings nicht kommen. Des deutschen Staates hatte der deutsche Geist, wie Maximilian's künstlich organisirte Kreisverfassung beweist, sich nicht soweit bemächtigen können, um ihn, von Innen her, sich selbst entsprechend um- und auszugestalten. Aber er hatte sich doch in den immer wieder hervorbrechenden Regungen zu deutschen Föderationen, Fürsten-, Ritter- und Städtebünden, auszudrücken versucht; wenn schon diese, bei dem Mangel der wirklichen grossen Einheit des deutschen Staatsgedankens, nur umsomehr zur Zersplitterung im Inneren des Reiches beitragen konnten. Auch nicht in einer deutschen Religion hatte sich der deutsche Geist unter solchen Verhältnissen zur Herrschaft zu bringen vermocht. Aber doch waren schon bei unseren grossen Mystikern die edelsten Bestrebungen in mächtigem Geistesringen wach geworden, sich zu einer solchen, über die römischen Formen hinweg, selbständig zu erheben. Der deutsche Künstlergeist aber, der zu allen Zeiten als treuer Vorarbeiter deutscher Kultur und deutschen Glaubens, in Dichtern und Bildnern stäts wieder lebendig sich gezeigt hatte: er war es endlich auch, der mit der allverständlichen Stimme des trefflichen Schusters von Nürnberg dem Volke zurief *Wach auf, es nahet gen den Tag!* — um ihm die Schläge an die Kirchenpforte von Wittenberg zu deuten.

Wir wissen, wie die grosse That Luther's ebenfalls im Elende der deutschen Geschichte sich verlor. Sie blieb für die Nachwelt ein gewaltiges Anzeichen von der Unsterblichkeit des *deutschen Geistes* in der Persönlichkeit des *grossen deutschen Mannes,* und die allzuschnell verdunkelte Offenbarung einer neuen Möglichkeit deutscher Religion in ferner Zukunft. Aber

zwischen diesen Mann und jene Zukunft legte sich die furchtbar durch den folgenden Misswachs der edelsten Saat gesteigerte Noth des Volkes. Die geschichtliche Welt, in welche das Ideal hineinscheint, kann es nicht wollen, sondern nur verneinen oder verderben. Die Territorialfürstengewalten, welche sich, aus alten Lehensverhältnissen entsprungen und durch Erbverträge künstlich fortentwickelt, mehr und mehr dem ursprünglichen nationalen Königthume gegenüber und zu dessen allmählicher Beseitigung aufgethan hatten, bemächtigten sich jenes grossen Mittels des deutschen Glaubens zum Zwecke ihrer eigenen politischen Diplomatie. Indem sie einerseits der religiösen Bewegung an den engen Wänden ihrer *Landeskirchen* die Spitze abstumpften, verursachten sie andererseits erst die faktische Zerreissung des deutschen Volksglaubens in dem Hader der *Konfessionen.* Anstatt in gemeinsamer Fortentwicklung dem Volke das Heil einer nationalen Religion zu verschaffen, verewigten diese nun, zu dem entsetzlichen dreissigjährigen Vernichtungskampfe gegen einander entflammt, den geistigen Zwiespalt und die materielle Noth Deutschlands bis in die neueste Zeit, da dann schliesslich noch eine dritte „Konfession" als gewandte *Eilebeute* in das verlassene und eroberte Kaiserzelt sich einzudrängen verstanden hat.

Wir wissen ferner, wie bei diesem gänzlichen Niedergange der deutschen Nation im siebenzehnten Jahrhundert, unter dem lustigen Treiben einer Gesellschaft, welche sich ihres Deutschseins schämte und Versailler Flitterschleier über das heimische Elend zu decken sich beeiferte, die Tiefe des dennoch nicht ertödteten Volksgeistes uns die deutsche Musik emporschickte, — wie neben dieser deutschen Musik, und mit ihr in keinem Zusammenhange, eine deutsche Philosophie sich entwickelte, — und wie endlich, wiederum neben dieser Philosophie, die deutsche Dichtung ihre klassische Höhe erreichte. Wenn wir es zugleich aber sehen müssen, wie der Eine unserer grossen Dichter, in der hilflosen Vereinsamung seiner Stellung als poetischer Prophet einer neuen, ästhetischen Bildung, mit arbeitsamster

Mühe die künstliche Stütze jener Philosophie sich zu gewinnen sucht, während der Andere auf dem Gipfel seiner künstlerischen Selbstausbildung vor der fremdartig überwältigenden Erscheinung jener Musik in lauschendem Staunen stehen bleibt, — und wie dann die romantischen Nachgeborenen in ihrer Begeisterung an der Macht solcher Musik die produktive Dichterkraft mit ironisch irrem Lächeln zu phantasierender Lyrik sich verflüchtigen lassen, während der einzige dramatische Besieger ihrer künstlerischen Schwäche (H. v. Kleist) mit seinem tief und stark empfindenden Herzen vor der Schreckgestalt jener Philosophie in den frühen Tod sich flüchtet, — wenn wir dies sehen und ernstlich bedenken: so kann es uns nur die beklagte Thatsache der unseligen Zertrennung der einzelnen Kulturmächte auf das Nachdrücklichste bestätigen, welche in Ermangelung des gemeinsamen inneren Glaubens- und Bildungsbandes eines grossen Volkslebens, auch die mächtigst auftretende und wirkende *Kunst* zur individuellen Vereinsamung inmitten des immer widerstrebenden Kulturscheines der herrschenden Zeitlichkeit verdammte. Ohne jene allgemeine volksthümliche Lebenssphäre, welche sie nur mit der vollen Stimme ihres Genius künstlerisch zu bekennen und auszusprechen gehabt hätten, konnten unsere grossen Dichter, anstatt aus dem Volke und in seiner Kunst, nur zu dem Volke und für die Kunst reden und schaffen. So ward durch sie ein deutsches Bewusstsein im Volke geweckt, erregt und neu gestärkt: es bereitete sich mit dieser jugendlich idealen Bewegung deutscher Herzen etwas vor, was dereinst zu deutscher Kultur, zu deutschem Glauben und zu deutscher Kunst hätte führen können. In einer weiten, öden Wüstenei schlugen unsere Meister lebendige Quellen aus den Steinen und riefen das Volk heran sich zu erquicken, damit es Kraft gewönne, mit dem Wasser der neuen Bronnen die Wüstenei zu einem blühenden Gartenlande der Zukunft zu befruchten, worinnen alsdann der volle Strom des lebenspendenden Elementes selbst der ewig frische Ausdruck des neuen grossen Lebens bleibe. Und so waren denn auch unsere grossen Dichter *Zukunftskünstler*, und

zwar mehr noch Weise und Weisende für die Zukunft, als wie Künstler; denn mit der Wirklichkeit ihrer herrlichen Werke zeigten auch sie uns, nach dem unerbittlichen Gesetze des deutschen Geschickes, nur erst die Möglichkeit einer deutschen Kunst.

b. Unsere Klassiker.

Treffend hat man die Thätigkeit unserer klassischen deutschen Dichter als ein stätes *Suchen* bezeichnet: ein Suchen sowohl nach dem Volke, zu dem sie reden, und für das sie wirken könnten, als auch nach der Form, in welcher sie die volle Erhabenheit des poetischen Genius allverständlich ausdrücken sollten, ja, in Ermangelung dieser beiden Grundbedingungen einer grossen nationalen Kunst: ein Suchen selbst nach den Stoffen, welche sie zur Bearbeitung sich erwählen möchten. Unsere grossen Dichter haben die stäte Unsicherheit ihrer Wirkungssphäre, dieses quälende auf sich selber Angewiesen-Bleiben ihres Genius, am Schmerzlichsten empfunden. Wir kennen die klagenden Worte Goethe's, dass *wir Modernen Alle an der Wahl des Gegenstandes leiden*, und dass er Schiller *nicht sagen kann, wie sehr ihn die Missgriffe im Gegenstande beunruhigen*, daher er ihn, mit dem ergreifenden Drängen der persönlichen Beängstigung, ermahnen muss, *immer weiter über die poetischen Formen und Stoffe nachzudenken.* Wir wissen aber auch, wie herrlich er selber sich in dieser Noth zu fassen und zu helfen vermochte. *Stäts geforscht und stäts gegründet, nie geschlossen, oft geründet* — so sprach er als Greis das Motto seines Lebens aus. *Musst' Alles selber thun, konnte Niemand fragen,* hatte er einmal ausgerufen, als es ihm wieder tief wehevoll zum Bewusstsein gekommen war, dass er und seines Gleichen, wie verlorene Posten der Schönheit und Würde, inmitten einer grossen Barbarei sich befänden, auf welche mühsam allmählich bildend und veredelnd einzuwirken, ihr einziges, meist aber vergebliches Bestreben sein könne. *Allein es können noch ein paar Jahrhunderte hingehen* — meinte er

selbst — *ehe bei unseren Landsleuten so viel Geist und höhere Kultur eindringe und allgemein werde, dass man von ihnen wird sagen können, es sei lange her, dass sie Barbaren gewesen.* — Wir wissen es, wie scharf auch Schiller diese „Barbarei“ seiner deutschen Mitwelt erkannte, wie er, mit der ganzen Aufrichtigkeit seines edlen Herzens, die schwere Frage aufgeworfen, *woran es läge, dass wir noch immer Barbaren sind,* und wie er in solcher Noth eine *ästhetische Erziehung des Menschen* versuchen wollte, an welche nicht im Entferntesten zu denken gewesen wäre, wenn der Künstler in einem Volke geboren ward, wo die Kunst wirklich heimisch, der Künstler selbst ein Kind seiner Zeit und eine Stimme seiner Nation war. Wenn man später an Goethe seine Theilnahmlosigkeit für „nationale Interessen“ tadelnd beklagte, so hat er sich gegen diese argsinnige Taktik des *„alten Hasses“*, der ihn verfolge, treffend und für uns beschämend gerechtfertigt, indem er, noch wenige Tage vor seinem Tode, seinem treuen Eckermann gegenüber, bedeutend darauf hinwies: wie der Künstler *die schönste Theilnahme* für seine Nation eben darin beweise, dass er sie durch sein Wirken auf eine höhere Stufe der geistigen Kultur hinzuleiten versuche.*) Dieses ist die schwere und übel gelohnte Aufgabe des modernen, und vor Allem des

---

*) Vgl. Eckermann's Gespräche, II. S. 242: „Was heisst denn: sein Vaterland lieben, und was heisst denn: patriotisch wirken? Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht war, schädliche Vorurtheile zu bekämpfen, engherzige Ansichten zu beseitigen, den Geist seines Volkes aufzuklären, dessen Geschmack zu reinigen und dessen Gesinnungs- und Denkweise zu veredeln: was soll er denn da Besseres thun? und wie soll er denn da patriotischer wirken?“

Ferner vgl. noch a. a. O. III. S. 215. „Es ist eine absurde Welt, die nicht weiss, was sie will, und die man muss reden und gewähren lassen. Wie hätte ich die Waffen ergreifen können ohne Hass! Und wie hätte ich hassen können ohne Jugend! Hätte jenes Ereigniss mich als einen Zwanzigjährigen getroffen, so wäre ich sicher nicht der Letzte geblieben, allein es fand mich als Einen, der bereits über die ersten Sechzig hinaus war. Auch können wir dem Vaterlande nicht auf gleiche Weise dienen, sondern Jeder thut sein Bestes, je nachdem Gott es ihm gegeben. Ich habe es mir ein halbes Jahrhundert lang sauer genug

deutschen Künstlers, um welche zu lösen sein Genie über jene zeitlichen Interessen sich frei zu erheben vermögen muss, welche in einer, der Kunst wesenhaft feindlichen und dem Künstler die nationale Lebenssphäre versagenden, geschichtlichen Entwickelung ihren Ursprung haben. In solcher verlassenen Stellung als Vorbildner für eine ideale Kultur der Zukunft seines Volkes konnte sich aber der deutsche Künstler mit dem ganzen strengen, arbeitsvollen Ernste des echten Genie's an seiner eigenen Thätigkeit zu jener verehrungswürdig reinen und starken *Persönlichkeit* ausbilden, welche wir an unseren Schiller und Goethe, noch über ihre künstlerische Bedeutung hinaus, zu bewundern finden. Hierin stehen diese deutschen Künstler, Dank dem historischen Elende ihrer Nation, über den grössesten Dichtern glücklicherer Völker, deren Persönlichkeit, auch abgesehen von dem Mangel an geschichtlichen Nachrichten, hinter der Bedeutung ihrer Werke selbst beinahe verschwindet. Diese *grossen Männer* sind es, die Deutschland charakterisiren, die ihm das „Volk“ und die „Kunst“ zu ersetzen hatten, und die unter sich jene wundervolle Kette bilden, woran wir uns, als an das unvergängliche Merkzeichen des *deutschen Geistes*, getrost für immer halten können, wenn wir nicht, haltlos dem Laufe der Geschichte hingegeben, in der Undeutschheit durchaus uns selbst verlieren wollen.

Goethe und Schiller — wie sie das hohe Glück genossen, da, wo sie *Niemand fragen* konnten, in inniger Freundschaft miteinander über ihre Kunst sich besprechen und über ihr Volk klagen zu können, so standen sie auch, der Mitwelt fast feindlich und jedenfalls fremd und fremder, mit ihren grossen Vorgängern, wie die Sprossen einer einzigen mächtigen Familie, in unmittelbarer geistiger Verbindung. — Jene kraft-

---

werden lassen. Ich kann sagen, ich habe in den Dingen, die die Natur mir zum Tagewerk bestimmt, mir Tag und Nacht keine Ruhe gelassen und mir keine Erholung gegönnt, sondern immer gestrebt und geforscht und gethan, so gut und so viel ich konnte. Wenn Jeder von sich dasselbe sagen kann, so wird es um Alle gut stehen.“

und sinnvoll schöne deutsche *Sprache*, welche in unseren alten Mystikern noch nach der Geburt an das Licht der Gemeinverständlichkeit rang, — welche dann Luther, in dem Dienste des deutschen Glaubens, mit dem ganzen sächsischen Fleisse seiner religiös begeisterten Heldenseele zu volksthümlicher Bestimmtheit ausarbeitete, — die endlich Lessing, nach einem, im vaterländischen Geiste meisterlich geschickt benutzten, fremden Muster zur dialektischen Gewandtheit eines neuen, kritischen Zeitalters befreite — diese Sprache ward durch Goethe's Genius als das neugeborene und vollendet aufgezogene Kind eines künstlerisch gebildeten Volksgeistes, wie er in ihm sich verkörpert hatte, dem Volke zum schönsten Erbe übergeben. Aber das Volk, das diese Sprache Goethe's, diese deutsche Sprache sprechen sollte, war nicht vorhanden; nur langsam bildeten sich Ansätze dazu unter der ideellen Herrschaft seines Geistes, um aber nur zu bald wieder im Lichte neuer Zeitgeister zu verkümmern: und heute redet das deutsche Volk — als solches vielleicht noch weniger „vorhanden" wie je — die Sprache seiner undeutschen Tagespresse, und feiert darin die „nationalen Festtage", wenn einem Schiller oder Goethe in den Hauptstädten des Reiches ein frisches Ruhmesdenkmal von Bronze oder Marmor gesetzt worden ist. — Und nächst der Sprache, in der sie zu ihrem Volke sprachen, war es die *Bühne*, von welcher aus sie zu ihm reden wollten, der das eifrigste suchende und bildende Bemühen unserer dichtenden Meister galt. Auch in Beziehung auf die theatralische Kunst hatten sie sich der reformatorischen Tendenz ihres Vorgängers Lessing anzuschliessen, welcher die Bühne, durch Reinigung von fremdem Kunstwesen und Schaffung eines vaterländischen Lustspieles und eines deutschen Trauerspieles, zur Stätte für nationale Dichtung zu bestimmen bemüht gewesen war. Sie suchten nun nach einer künstlerisch *idealen Form* für das junge deutsche Drama, und sie strebten nach der Ausbildung des deutschen Theaters zur Bedeutung eines lebendigen Inbegriffes *nationaler Kunst*. Für dieses Theater,

das sie noch so ferne von ihrem hohen Ziele vorfanden, schufen sie, Werk auf Werk, ihre unsterblichen Dichtungen, und arbeiteten in Noth und Aergerniss an einer möglichen Verkörperung ihrer idealen Schöpfungen auf derjenigen Scene, welche ihnen, nicht etwa als eine traditionelle Volksbühne, sondern als eine, von fürstlicher Gunst und Neigung ihnen gewährte, theatralische Freistätte in einer kleinen deutschen Stadt dargeboten ward. Dies war das Vorbild der künftigen allverbreiteten „Hoftheater", an welchen heutzutage der „Geist" Schiller's und Goethe's nur noch in der gespenstischen Flickengestalt geistloser Repertoire-Abfertigungen „klassischer Stücke" auftaucht; während die Tendenz des ganzen Bühnenwesens, wofür unsere Herrlichsten Frieden und Kraft ihres Lebens geopfert, mit der Sprache zugleich, durchaus in die künstlerische Nichtswürdigkeit undeutschen Alltags-Komödienvergnügens übergegangen ist.

Diesem heutigen, widerlich-lustigen Bilde gegenüber betrachte man das traurig ergreifende und wahrhaft Angst erregende Schauspiel, wie Schiller sich in den letzten Jahren seines Lebens für das Weimarer Theater geradezu an Trauerspielen zu Grunde arbeitet! — Wohin konnte es den Dichter führen, als zum Tode: wenn er, schon krankend, so Jahr für Jahr in rastlos sich überstürzender Arbeit die kleine Bühne seines erhabenen Fürsten und seines grossen Freundes, nach dem mächtigen Werke *Wallenstein*, noch mit einer *Maria Stuart*, einer *Jungfrau von Orleans*, einer *Braut von Messina*, einem *Tell* beschenkte, in dem edelen Wahne, damit dem deutschen Volke ein deutsches Drama, und mit ihm ein deutsches Theater zu verschaffen?! Dass sie die Lieblingswerke der deutschen Jugend wurden, hat die Vereitelung der hohen künstlerischen Hoffnungen des Dichters ebensowenig verhindern können, wie seines Freundes persönliches Bemühen das Missglücken der Begründung einer idealen deutschen Schauspielkunst. Und auf solchem verlorenen, undankbaren Boden, sehen wir nun Schiller bemüht, mit dem konzentrirten Aufgebote seiner geistigen Kraft und der ganzen Fülle seiner idealen Persönlichkeit, der Bühne

in seinen Werken möglichst viele *wirksame Theaterstücke* zu dichten, um ihr so die Möglichkeit einer unmittelbaren, in edelem Sinne populären Wirkung zu eröffnen, und damit vielleicht allmälich den Werth einer idealen Volkskunst zu verleihen. Einmal nur war er davon abgewichen und hatte mit dichterischer Selbständigkeit die neue Form eines grossen Styles für die ideale Bühnenkunst zu fixiren versucht: in der *Braut von Messina*, — was bedeutsam genug nur durch Anlehnung an die Form der antiken Tragödie gelingen sollte, im Uebrigen aber bezüglich der künstlerischen Tendenz folgenlos verbleiben musste und die schwächlichen Talente des „deutschen Dichterwaldes“ nur zur reinstofflichen Nachahmung in widerwärtigen „Schicksalstragödien“ verleitete. So war denn die eigentliche Folge der theatralischen Wirksamkeit Schiller's ein unmässig gefördertes Theaterstückschreiben der Epigonen, als welches, anfänglich noch in seiner eigenen idealistisch-rhetorischen Weise betrieben, sodann in das bühnenwidrige Romantische und endlich in das kunstwidrige Realistische umschlug, und so zur blossen Routine für das Amüsementbedürfniss des jeweiligen Theaterpublikums ausartete. Dass Schiller einer der grössesten deutschen Männer war, das muss uns, in der Zeit des Individualismus, genügen: seine Arbeit als Vorbildner der nationalen Kultur, seine „ästhetische Erziehung des Menschengeschlechtes“ ward verdorben und unmöglich gemacht durch die Bösartigkeit der deutschen Geschichte und des fremden Geistes, der nach seiner Zeit darin zur Herrschaft kam. Was man aber gerade noch heute dorten blindlings zu preisen liebt: sein edeler Freiheitssinn, — er muss uns zu hoch und heilig dünken, als dass wir in der That etwa gar die modernen politischen Theorien jenes fremden Geistes nebst ihren argen Folgen dem erhabenen Dichtergenius mit zur Schuld geben sollten, der an demselben Elende zu Grunde gegangen und um seine freie Wirkung gebracht worden ist, welches aber jene Theorien noch heute fort und fort lebendig erhalten: an der *Barbarei* seines Volkes, wie er selbst es genannt hat, — an der Undeutschheit der

deutschen Geschichte und an dem Nichtvorhandensein einer deutschen Kunst.

Weit auffälliger noch, als bei Schiller's verhältnissmässig kurz bemessener Schaffenszeit, tritt gegenüber dem gross ausgebreiteten Leben Goethe's die Thatsache hervor, dass die erste Erscheinung des Dichters, mit den jugendfrisch stürmischen Ausströmungen seines Genie's, in seinem Volke heftigste Erregung und ungestümen Enthusiasmus hervorrief, während in der Folge mehr und mehr das wirklich lebendige Interesse der Nation an der Wirksamkeit des zum Meister heranwachsenden grossen Mannes sich abkühlte, und die unmittelbare künstlerische Wirkung seines Daseins in einen indirekten, sehr allmählichen und gewissermaassen geheimen geistigen Einfluss auf die höheren Kreise der nationalen Intelligenz verwandelt ward. Wie mit den *Räubern* einerseits, so anderseits mit dem *Götz* und dem *Werther* springt der junge Genius jauchzend in die verlockend fremde Fluth eines öffentlichen Volkslebens hinein, und aus den Wogen desselben jubelt es grüssend um ihn auf: ein grosses Neues ist erschienen und hat alles in eine ungewohnte Bewegung von Genuss und Erwartung versetzt. Bald aber muss es der kühne Schwimmer bemerken, dass er, anstatt in ein — seinem eigenen Geiste gleich — felsenklares und lebendig fluthendes Gewässer, in einen zähen Sumpf gerathen ist, gegen den anzukämpfen und sich hindurch zu ringen nun seine schwere, heisse Lebensaufgabe bleiben soll. Je mehr er sich bemüht zu etwas Rechtem zu kommen und, wenn er nicht mehr nach Aussen zu wirken vermag, wenigstens sich selber in der allgemeinen Oede und Starre zu einem schönen und edelen menschlichen Ganzen auszubilden: um so weniger Verständniss und Anerkennung findet er bei den seltsamen eingeborenen Bewohnern des Sumpfes. Diesem grossartigen Ringen des einsamen Genius nach vollkommener Menschlichkeit inmitten der Barbarei seiner Zeit verdanken wir die unerhörte *Vielseitigkeit* des Goethe'schen Schaffens, und zwar nicht allein auf dem künstlerischen Felde, woselbst wir durch ihn mit den vollendeten

Musterdarstellungen aller poetischen Empfindungen, Anschauungen und Formen beschenkt worden sind. Doch vielleicht nirgends war die Enttäuschung des Dichters in Bezug auf die Möglichkeit einer Wirkung nach Aussen grösser, als eben bei jenem, mit dem genialen Freunde gemeinsamen, allerlebhaftesten Bemühen um die Reform der Bühne.

> „Ich hatte wirklich einmal den Wahn, als sei es möglich, ein deutsches Theater zu bilden. Ja, ich hatte den Wahn, als könne ich selber dazu beitragen, und als könne ich zu solchem Bau einige Grundsteine legen. Ich schrieb meine „*Iphigenia*“ und meinen „*Tasso*“ und dachte in kindischer Hoffnung, so würde es gehen. Allein es regte sich nicht und es rührte sich nicht und blieb Alles wie zuvor. — Es fehlten die Schauspieler, um dergleichen mit Geist und Leben darzustellen, und es fehlte das Publikum, dergleichen mit Empfindung zu hören und aufzunehmen.“

So lauten seine eigenen Worte. Dabei ist es aber bemerkenswerth, dass Schiller, bei seiner schliesslichen Konzentration auf das Theater, kraft seines eigenthümlichen Genie's, gerade aus dem *Theatralischen* heraus das Höchste auf dem Gebiete des rezitirten Drama's schuf, während Goethe in allen jenen Werken, welche er speziell als *theatralisch wirksame* Bereicherungen des stäts bedürftigen Repertoir's der deutschen Bühne schrieb, wie im *Clavigo,* dem *Grosskophta,* dem *Bürgergeneral* und allen seinen Operntexten, trotz auch seiner unleugbaren Geschicklichkeit für das Theatralische, doch unendlich weit zurückblieb hinter jenen Werken, in denen er uns als der grosse Suchende und Versuchende, der rastlos arbeitende und strebende Bildner eines edelen Styles, kurz, als der eigentliche Künstler erscheint. Das Publikum verlangte nur eine stäte Wiederholung jener zuerst es so mächtig ergreifenden Jugenderscheinungen: „er solle nur immer mehr Götze und Werther auf den Markt liefern“ — und er selber meinte, er könne wohl noch *eine Menge guter Theaterstücke, wie den Clavigo,* schreiben, — wenn ihm dazu Zeit gelassen wäre. Dasselbe Publikum aber, dessen Theilnahmlosigkeit ihn späterhin wiederum selber ausrufen lassen konnte: *Hätte ich*

Wirkung gemacht und Beifall gefunden, so würde ich euch ein ganzes Dutzend Stücke wie die „Iphigenia“ und den „Tasso“ geschrieben haben — dasselbe Publikum wusste nicht genug dem Dichter jenen „Mangel an Zeit“ für die poetische Produktion seines Genius vorzuwerfen, und ihn anzuklagen: dass er seine Dichterkraft habe versiegen lassen in der ***Hofluft*** eines kleinen Staates. Und doch war es einzig dieser kleine Staat, der ihm in dem zerrissenen und unruhevollen deutschen Staats- und Volkswesens seiner Zeit die Möglichkeit eines selbstbildenden und allgemeinen Wirkens verschaffen konnte, gerade weil die Gränzen enggezogen waren und wenigstens in diesen engen Grenzen es möglich erschien, ein gewisses volksthümlich-politsches Ganze zu finden, eine gewisse einheitlich und lebendige Ordnung zu schaffen und gewisse gemeinsame geistige Interessen zu erregen. Der deutsche Partikularismus wird auf alle Zeit vor den Augen der Welt sich durch die Eine Thatsache gerechtfertigt sehen dürfen, dass er, welcher der deutschen Religion so schädlich werden musste, der deutschen Kunst in der allgemeinen Verwirrung und Herzlosigkeit der vaterländischen Zustände ein kleines aber treues Obdach unter der grosssinnigen Hut einer edelen fürstlichen Neigung zu gewähren vermochte. In diesem kleinen Fürstenthume Weimar erwuchs uns die grosse, auf den verschiedensten Gebieten des Lebens allseitig vollendet ausgebildete Persönlichkeit des ***deutschen Goethe*** bis zu der weitausblickenden Höhe seines rastlos arbeitsamen Lebens in den *Wanderjahren* und dem Schlusse des *Faust.* Und in diesem selben, aus engen äusseren Gränzen die Welt geistig umspannenden Leben erstanden zu jener Zeit, da man in der Nation die Dichterkraft des Meisters bereits höfisch erschafft wähnte, nach dém Beginne des neuen Jahrhunderts, unter Anderem: der grösseste Theil des ersten Faust (Ostergesänge, Spaziergang, Heimkehr, Walpurgisnacht, Valentin- und Kerkerscene 1800—1807 von dem Fünfzig—Sechzigjährigen gedichtet), die Wahlverwandtschaften (1809), Wahrheit und Dichtung (1810—1813,

1830—1831), die Wanderjahre (1807, 1821, 1825—1829) und der ganze zweite Faust (1825—1831).

Gerade in Demjenigen, was man Goethe zum Vorwurf machte: in seiner vielseitigen menschlichen, nicht lediglich poetischen Thätigkeit bestand seine eigenartige Grösse, und mit dieser Grösse erhob er sich über die unglücklichen Verhältnisse der deutschen Geschichte bis zur erhabensten künstlerischen Verklärung des nationalen Wesens. In ihm ward die traurige Zerrissenheit des Volkslebens zur höheren Einheit zusammengefasst, und das deutsche Ideal in lebendigster persönlicher Gestalt geschaffen. Wie aber musste er sich mühen, diesem inneren, geistigen deutschen Charakter auch nach Aussen hin die stylvolle künstlerische Form zu geben, worin er sich mit seinem Volke als in einer edelen nationalen Sprache verständigen könnte! Wie suchte er nach lebendigen Anhaltpunkten überall, wo noch eine Spur deutschen Volkslebens ursprünglich ihm entgegentrat: im Volksliede, in der alten Sprache des Meistersingers von Nürnberg, in den derben Memoiren des Ritters von Berlichingen und in dem Volksbuche vom Doktor Faust! Wie verlassen und verloren fand er sich, als er nun aus dieser beschränkten Sphäre der deutschen Volksthümlichkeit hinaus, mit treu bewahrtem deutschen Geiste, die vaterländische Kunst in eine höhere Kulturform emporheben wollte! Wo war da ein allverständliches Vorbild gemeinsamer edeler Lebens- und Kunstformen zu finden? Nach Italien und Griechenland musste er ziehen, um einer solchen höher stylisirten Kunst die entsprechende Kultursphäre aufzusuchen. Und als die herrlichen Werke seines Dichtergeistes, die er sich dort gewann und dem deutschen Volke zueignete, das mitlebende Publikum nur enttäuschend fremd berührten, da begab er sich sogar in die grosse historische Gegenwart der französischen Revolution hinüber, um diesen allbewegenden dämonischen Gewaltausbruch des modernen Geistes als deutscher Meister in das edelste Band der gewonnenen stylvollen Kunst zu fassen. Was aber konnte ihm eine solche stoffliche Aneignung des feindlich um-

gebenden Geschichtlichen noch helfen, worüber er als Künstler sich schon so weit erhoben hatte, als er, in Ermangelung eines mit ihm zu natürlicher, warmer Gemeinsamkeit edeler Kunstempfindung vereinigten Volkes, in die abstrakte Sphäre der klassisch vollendeten künstlerischen Form sich hatte flüchten müssen? In seiner *Natürlichen Tochter* schuf er ein wahres Wunderwerk von Schönheit, Anmuth, Geist und Würde, das doch mit keiner Faser mehr im lebendigen Herzen des Volkes wurzeln konnte, und so auch dem Dichter selber unvollendet blieb. Eben das isolirende Unverständniss der Mitwelt trieb aber den Genius des Dichters noch über die individuelle Neigung seiner persönlich erworbenen künstlerischen Kultur hinaus, zur naturkräftigst deutschen Vollendung solcher überzeitlichen und übergeschichtlichen Dinge, davon die besten Geister aller Nationen bisher nichts hatten ahnen können. Denn niemals hörte er auf zu versuchen, wie sehr er auch darüber zu klagen hatte, dass es *undenkbar* sei, *etwas Natürliches und Schönes populär zu machen: zum Wenigsten wolle es Zeit haben und verlange verzweifelte Künste.* In diesem Bewusstsein wandte er sich seinem grössesten Lebenswerke, dem *Faust*, wieder zu, um nun auch hierfür nach jener höheren künstlerischen Kulturform zu suchen, deren er be nöthigt war, wenn er seinen Helden aus der beschränkten Sphäre des Volkslebens, wofür das *Volksbuch* ihm den schönen Anhalt geboten, nunmehr hinausführen musste in die „grosse Welt“ und die bedeutenden Kulturverhältnisse des zweiten Theiles. Wo aber fand er das lebendige Vorbild einer solchen Form? Eben dort, wo er den häuslichen Boden für die eigene Entwickelung seiner Persönlichkeit gefunden: an jenem kleinen Weimarischen Hofe. Die einzig vorhandene, gesellschaftliche Ausdrucksform, worin eine wirkliche Gesammtheit von höherer Kulturbildung sich gemeinsam künstlerisch heimisch zu fühlen wusste, bot sich dem grössesten deutschen Dichter — in den höfischen *Maskenfesten* dar, welche sein eigener poetischer Sinn, aus den vorhandenen Resten althergebrachter populärer Be-

lustigung, zu einer zart und geistvoll belebten gesellschaftlichen Darstellungsweise von künstlerischem Werthe bereits ausgebildet hatte. Aus der lebendig-anmuthigen, gesellig-festlichen Tradition solcher Maskenfeste und allegorischen Aufzüge gewann sich der Dichter, der schon im *Tasso* und in der *Eugenia* die höfische Sphäre veredelnd aufgesucht, bei der *Proserpina* und *Pandora*, dem *Epimenides* und *Prometheus* sich dem Charakter der geselligen Allegorien und scenischen Aufführungen des Hofes direkt genährt hatte, nun auch die theatralischen Grundformen für sein letztes und höchstes Werk. Da sehen wir die Festlichkeiten, die Aufzüge, das Theater auf dem Theater, die Allegorien und schönen Witzspiele einer vom mächtigsten Dichtergeiste edel beseelten, zur feinster Kultur herangebildeten, idealen fürstlichen Gesellschaft in wundervoller poetischer Manigfaltigkeit und gewaltiger Steigerung: von dem thatsächlichen Maskenfeste am Kaiserhofe und der magischen Vorstellung von „Paris und Helena“ durch die „klassische Walpurgisnacht“ zu der herrlichen Einfügung des Helenadramas in das Faustdrama mit den glänzenden Aufzügen der germanischen Gefolgschaften des ritterlichen Faust und dem poetischen Bacchusfeste am Schlusse der fast das Opernhafte streifenden arkadischen Scene, und von dort ferner durch die Spukerscheinungen des köstlichen Kriegsaktes und den Aufzug der Mephistophelischen Flotte bis weit hinaus auf die ätherische Höhe der letzten grossen Phantasmagorie des christlich-mythischen Himmels. Da berühren sich dann schliesslich die beinahe gänzlich verschwindenden Grundzüge jener festlich-höfischen Kunstform, unter dem siegreich einziehenden Geiste einer n e u e n Kunst, der *Musik*, wiederum mit dem einfachen „Prologe im Himmel“ aus der alten deutschen V o l k s spielform, von welcher der Dichter ausgegangen war, um durch solche eigenthümlich von der Noth des deutschen Künstlerschicksals ihm aufgenöthigten Kunstmittel, kraft seines allüberragenden Genius doch endlich an das Ziel der höchsten dichterischen Freiheit zu gelangen.

So gewann unsere Nation für die entbehrte allgemein-

schaftliche Kultur ein erhabenstes persönliches Kulturdenkmal ihres Geistes, wie es erst gerade ein halbes Jahrhundert später in der Vollendung des *„Parsifal“* sich wiederholen sollte: höchst *nationale* Erscheinungen, mit der Unmöglichkeit in ihrem Volke *populär* zu werden. Denn also lautete das *„Geheimniss“*, welches Goethe am Schlusse seines Lebens einem treuesten der wenigen ihm gebliebenen Freunde erkenntnissvoll entsagend mitzutheilen hatte:

> Liebes Kind, ich will Ihnen etwas vertrauen, das Sie sogleich über vieles hinaushelfen und das Ihnen lebenslänglich zugute kommen soll. Meine Sachen können nicht populär werden; wer daran denkt und dafür strebt, ist in einem Irrthum. Sie sind nicht für die Masse geschrieben, sondern nur für einzelne Menschen, die etwas Aehnliches wollen und suchen und die in ähnlichen Richtungen begriffen sind.
> (Eckermann's Gespräche mit Goethe, II. S. 23.)

Und gerade ein halbes Jahrhundert später, als der Nachfolger Goethe's sein nationales Weihfestspiel vollendet hatte, verkündet die undeutsche Presse es ihrem grossen Publikum: *„der modernsten Autoren einer, dem vom Klassischen nichts anhaftet, hat in dem Hause Goethe's, in der Heimath der Klassizität, einen grossen Erfolg errungen!“* — Dieser *populäre* Erbe des Goethe'schen Theaters und des deutschen Drama's war Paul Lindau („der Schriftsteller, mit dem schneidenden Luftzug der Tagesatmosphäre in jeder Zeile“) und sein in Weimar zu so glänzender *Première* gelangtes Stück heisst: „Verschämte Arbeit“. Wir haben die „Arbeit“ unserer Klassiker gesehen: nun müssen wir den Blick auf die Produktion der Jetztzeit richten, die endlich solche „verschämten“ Blüthen trieb: keine ideale Kultur der Zukunft, aber das journalistisch aquarellirte Abbild der kulturbaren Gegenwart.

IV. Die künstlerische Produktion in der nachklassischen und gegenwärtigen Zeit.

Eine grosse Deutsche Kunst, welche die ganze Tiefe und Fülle des Volksgeistes, in einer höchsten und allverständlichen

Form, als ein ideales Kulturbedürfniss der lebenden und wirkenden nationalen Gesammtheit, zu vollkommenem Ausdrucke brächte, — eine solche „Kunst“ zuwider allen vorhandenen historischen Nothwendigkeiten aus der einzigen Kraft ihres persönlichen Genies zu erschaffen, das waren auch unsere grössesten klassischen Künstler mit ihren unvergleichlichen Bemühungen auf dem Gebiete der Dichtung und des Theaters nicht im Stande. Das „Volk“, welchem sie mit ihrer Kunst die Sprache hätten geben sollen, war noch ein Volk der Zukunft, dem sie im Voraus erst die edelen Erziehungsmittel schufen; wogegen sie aber sich selbst bereits zu lebendigen *Vorbildern* dieses Zukunftsvolkes in der Zeit einer noch weit davon entfernten Mitwelt auszubilden vermochten. Allerdings konnte jedoch der ideale Geist solcher gewaltigen persönlichen Bestrebungen und Erfolge nicht durchaus in das Nichts verfliegen, sondern er musste wenigstens auf irgend eine Weise dem Geiste des Volkes, unter welchem er in Thätigkeit getreten war, befördernd und veredelnd sich mittheilen. Es schien einen Moment in der deutschen Geschichte, als sollte in der That jener menschliche *Freiheitstrieb*, welcher in Frankreich zu den dämonischen Stürmen der grossen Revolution sich entfesselt hatte, für Deutschland die edlere, menschenwürdige Form einer idealen Kulturbewegung annehmen, wie sie unserem Volke, vor allen anderen, durch seine zur gleichen Zeit aufgetretenen künstlerischen Meister heilsam vorgezeichnet worden war. Der frische und reine Enthusiasmus deutscher Jugend, welcher sich an Schiller's hohem Geiste, ganz absehend von allen ästhetischen und dramaturgischen Prinzipien und Tendenzen, reinmenschlich stark und schön bis zu jenem thatkräftig trotzigen nationalen Selbstbewusstsein gegen den eisernen Sprössling der fremden Revolution emporgerichtet hatte, womit er nun die grossen Freiheitsschlachten von Leipzig bis Paris zur Erhaltung des Vaterlandes und seiner Fürsten schlug, — man hätte sich denken mögen: dieser Enthusiasmus führe eine ganz neue Wendung der deutschen Geschichte ein und eröffne die Entwickelung einer wirklich nationalen Kultu

in seiner, nicht nur materiell, sondern auch geistig nun erst nach langer Entfremdungszeit ihm wieder gewonnenen deutschen Heimath. Im rein bewahrten Frieden dieser Heimath und mit der gross erfassten Durchführung der nationalen Kulturaufgabe hätte alsdann der Geist Goethe's die echtbürtige reiche und tiefe deutsche Natur durch rastlose Arbeit und hochsinnigen Idealismus zum starken Ganzen eines edelen Menschenthumes führen sollen. Aus einer dergestalt erreichten deutschen Kultur, auf der politisch verwertheten und fortentwickelten geistigen Grundlage unserer klassichen Dichtung, hätte dereinst auch jenes ersehnte Idealgebilde einer allgemeinsamen *Nationalkunst* hervorgehen können.

Aber dies sollte nicht also geschehen. Noch war die deutsche Geschichte bei Weitem nicht bis auf jene hohe Stufe ihrer eigenen Entwickelung gelangt, auf welcher sie an ihren verklärenden Ausdruck durch die Kunst hätte denken dürfen. Die inneren und die äusseren Zustände der Nation waren, trotz allen kriegerischen Erfolgen, von jener einzig produktiven *Gleichmässigkeit* und wechselseitigen Ergänzung noch sehr weit entfernt, welche zu einer solchen idealen Form der Kulturentwickelung unbedingt nöthig sind. Die Freiheitskriege erschienen in den Augen der Leiter der deutschen Geschichte nicht anders, als wie ein militärisch wohlgeglücktes Mittel zur *Restauration* der alten Verhältnisse, welche nur nothdürftig insoweit aufgebessert wurden, als der unwiderstehlich „fortschreitende" moderne Geist der *Revolution* denn doch selbst schon in den Häuptern der politisch-diplomatischen Lenker der europäischen Staaten, als ein Nachweiser einigen Vortheiles für ihre eigenen Interessen, sich eingenistet hatte. Eine so geleitete deutsche Geschichte stiess die idealen Keime einer friedlichen Fortentwickelung des ursprünglich ihr eigenen Wesens, als gefährlich erscheinende Regungen eines von den Lenkern unabhängig sich aufthuenden „Freiheitstriebes", höchst gewaltsam von sich ab und warf sich gänzlich in die *Reaktion*. Damit aber ward in der folgenden Zeit des sogenannten fünfzigjährigen Friedens das deutsche Volk

und der deutsche Staat gerade zum rechten Angriffsobjekte für diejenigen revolutionären Bestrebungen dargeboten, mit welchen der unzähmbare Freiheitstrieb der modernen Menschheit im Auslande schon mitunter sein Glück gemacht hatte. Und so drang er denn nun auch in den Frieden unseres Vaterlandes ein, um das Werk unserer Künstler zu vereiteln und den Gewinn eines uns natürlich eigenen Kulturbodens für die Zukunftsarbeit des deutschen Volksgeistes uns wiederum zu rauben und gegen eine schwankende Basis auszutauschen, welche vielmehr ganz und gar nur eine luftige Spitze war, — wohlgeeignet, um unter verschiedenen schön klingenden Parteinamen von dem undeutschen Egoismus in die Hand genommen und sicher und tief in das Herz des wahren Volkswohles gestossen zu werden! —

Wenden nun wir auf dem Gebiete der Kunst unseren Blick aus jener vorhergegangenen Zeit der *Genies* auf diese unsere bedenklich gefährdete Gegenwart, so möchten wir zunächst glauben, nunmehr in die Zeit der *Talente*, und demzufolge des *Virtuosenthumes*, eingetreten zu sein. Auch wäre dies nicht so unrecht, wenn man nicht etwa damit die Vorstellung eines „Fortschrittes" verbinden wollte, — in jenem modernen Sinne nämlich, wonach der Fortschritt unserer Zeit über die Vergangenheit darin bestehen soll, dass die sublime Konzentration der geistigen Macht in den genialen Einzelerscheinungen früherer Tage sich nunmehr ausgeweitet habe zu einer Allgemeinheit des Könnens und Wissens, kraft welcher endlich das ganze Volk auf jene, zuvor nur von seinen Meistern erreichte, höchste Stufe menschlicher Bildung sich erheben werde. In der That haben wir uns auf allen Gebieten der geistigen Arbeit über eine gewisse allgemeine Gleichmässigkeit des Könnens und über eine konventionelle Gewandtheit, zumal in der Virtuosität künstlerischer Technik, nicht wenig zu verwundern. Nur vermögen alle diese zahllosen „Könnenden", diese überall hin verstreuten grösseren und kleineren künstlerischen Talente, diese in allen Gebieten brillirenden und alle Lande durchziehenden Virtuosen, dennoch nichts Rechtes in dem Sinne hervorzubringen,

dass man darin eine grossartige, befreiende Erhebung der Kunst über das Niveau des Gewöhnlichen und Zeitlichen erkennen könnte; noch erwirkt alle ihre tausendfältige talentvolle Thätigkeit schliesslich eine Spur von Dem, was man eine gemeinsame *künstlerische Kultur* unserer Zeit nennen dürfte. Das unaufhörliche Schaffen der modernen Künstler fügt sich nie und nirgends zusammen zu dem starken, charakterischen und wirkungsvollen Ganzen eines grossen und gesunden volksthümlichen Kunstlebens. Ein Jeder läuft seines Weges, aber doch entlaufen sie Alle nicht der traurigen Bestimmung ihrer Zeit: Künstler zu besitzen, und doch keine Kunst. Die Wirkung dieser modernen Künstlerschaft auf den Volksgeist ist im Vergleiche zu der grossen Anzahl der Wirkenden unbeschreiblich gering. In der Entbehrung eines gemeinsamen nationalen Kunstlebens sucht jeder Einzelne sich eine *Spezialität* heraus, für welche er sein persönliches Talent bis zur Virtuosität entwickeln, und womit er dieser seiner spezialistisch „talentirten" Persönlichkeit einen glänzenden *Namen* machen kann: ganz wie das moderne Leben überhaupt in lauter Spezialitäten zersplittert ist, und innerhalb dieser, trotz allem Gerede von der gleichmässigen Verallgemeinerung der geistigen Bildung, doch wiederum immer nur die „Namen" die eigentlich bedeutenden und bestimmenden Rollen spielen. Wir stehen also doch wieder auf dem alten Standpunkte der *Vereinzelung,* und wenn man nun die Namen, die jetzt glänzen, mit den unsterblich leuchtenden Namen der Vergangenheit vergleicht, so wird man es zugestehen müssen, dass die gegenwärtige Stufe der Vereinzelung bedenklich tief unter derjenigen stehe, auf welcher die grossen Einzelnen der Vorzeit ihrem Volke erschienen waren, und dass also unser gelobter Fortschritt auch hier im Ernste einem Rückschritte verzweifelt ähnlich sieht. Und zwar muss uns dies auf dem bisher von uns speziell beobachteten Felde der *Dichtung* ganz besonders erkennbar werden Angesichts dessen, was auf demselben heutzutage „einen Namen hat", und wie diese Namen das unvergleichlich bedeutungsvolle Werk der Erweckung und Ausbildung des nationalen Selbstbewusstseins

und des deutschen Idealismus fortgeführt haben, welches gerade auf diesem Gebiete mit einer solchen bewussten und weitausblickenden Energie von unseren klassischen Meistern begonnen und auf die Nachwelt zur Vollendung und Verwerthung im gleichen edelen Geiste vererbt worden war. Goethe selber charakterisirte dieses Epigonenthum mit den Worten: *Es werden jetzt Produktionen möglich, die Null sind, ohne schlecht zu sein: Null, weil sie keinen Gehalt haben, nicht schlecht, weil eine allgemeine Form guter Muster dem Verfasser vorschwebte.*

Die Zeit nach den Napoleonischen Kriegen, in welcher die lange durch Noth und Kampf genährte Sehnsucht der Völker nach Ruhe zum endlichen Genusse des schwer errungenen Friedens gelangen sollte, bezeichnet Carlyle sehr schön als die natürliche Entstehungssphäre für die freundlich und edel unterhaltende Erscheinung der Erzählungskunst eines Walter Scott. Zu solcher Ruhe und solchem Genusse, und somit auch zu solchem künstlerischen Ausdrucke des Behagens in einer wohlthätigen Erhebung des durch die Thatsachenfülle der letzten Gegenwart überstürmten Geistes in eine poetisch ruhig vergegenwärtigte Vergangenheit: dazu sollte es aber in Deutschland, trotz dem gepriesenen fünfzigjährigen Frieden, nicht kommen, Allerdings war es auch hier schliesslich der *Roman*, welcher, wie überall in den Zeiten der Erschlaffung grosser künstlerischer Schöpfungskraft, und des siegenden Realismus, die vorherrschende und im Ernste allein lebens- und werthvolle Frucht der modernen Zeit auf dem Felde der poetischen Litteratur repräsentirt. Doch gerade in dieser heutigen deutschen Romanlitteratur spiegelt sich mit erschreckender Deutlichkeit die ganze Unruhe, Zersplitterung, Unfertigkeit, Noth und Schwäche des deutschen Geistes unter den hunderterlei ihn sich selber entfremdenden Interessen seiner neuen Geschichte. Der Romanschriftsteller dieser Tage, wenn er sich nicht mit der photographisch treuen Wiedergebung unseres politisch erregten, gesellschaftlich zersetzten und zerfetzten, im höheren Kultursinne *unproduktiven* modernen Lebens selbst begnügt, flüchtet sich

aus einer solchen, seiner poetischen Phantasie nichts darbietenden Gegenwart bis in die fernsten Zeiten und zu den fremdesten Völkern, um dort mindestens die Errungenschaften der modernen Wissenschaft in einer, dem unterhaltungssüchtigen Publikum wohlgefälligen Weise belletristisch zu fruktifiziren. Einige Wenige brachten es, in dem allgemeinen Bemühen um den öffentlichen Erfolg, zu einer wirklichen Künstlerschaft der psychologischen Nachempfindung und der ästhetischen Darstellung, indem sie sich bis zu einem gewissen Grade die vornehme Erscheinung des Meisters Goethe zu Vorbilde nahmen und inmitten eines kunstlosen und widerkünstlerischen Volkslebens, aus den poetischen Bausteinen, die sie sich aus der Vergangenheit oder aus der Fremde zusammen lasen, in geistreicher Weise ein möglichst durchgebildetes und abgerundetes abstraktes Kunstwerk herzustellen versuchten. Mochte dieses denn auch in den besten Fällen sehr anständig und anmuthend, durch edele Bildung den besseren Geschmack ansprechend und fördernd gelingen, so konnte es doch aber dem Schicksale, welchem zum Theile selbst die erhabenen Goethe'schen Fluchten in das Reich des Idealen verfallen waren, nicht entgehen: nämlich, bei aller Schönheit und Würde des künstlerischen Effektes dennoch im Grunde und auf die Dauer nur einen kalten und künstlichen, jedenfalls *unvolksthümlichen* Eindruck zu hinterlassen.*) Die grosse Masse unserer Romane aber, welche in zahllosen Leihbibliotheken

*) Der Verfasser möchte als solche „*Künstler*" vor Allen Gustav Freytag und Paul Heyse bezeichnen, und ihnen etwa noch den, entschieden mit einem innigeren poetischen Gemüthe begabten, dafür aber auch in eine gewisse spielende „Manier" gerathenen, liebenswürdigen Oesterreicher Adalbert Stifter anreihen. Noch höher stehen ihm jedoch drei wahre deutsche Dichter, vollsten Werthes, welche dagegen auch weit weniger, als jene beiden erstgenannten Koryphäen der modernen Romanlitteratur, sich der geneigten Achtung des grossen Publikums zu erfreuen haben, indem der Eine, als schon gestorben, auch schon halb vergessen, der Zweite, in seiner Eigenart als Erzähler von Volks- und Dorfgeschichten, durch eine andere, auf ähnlichem Felde thätige Koryphäe in Schatten gestellt ist, und der Dritte, als poetischer

wiederum die Masse des Publikums „volksthümlich" anspricht und die eigentliche Physiognomie unserer belletristischen Zeit-

---

Pessimist, dauernd und nach Maasgabe seiner Bedeutung weder das volle Verständniss noch das nöthige enthusiastische Wohlgefallen der gebildeten Lesewelt unserer Tage finden und erregen konnte. — Der Erste ist Willibald Alexis, welcher in der Nachbildung Scott'scher Erzählungskunst mit seinem originellen, patriotischen Talente zu schöner Selbständigkeit gelangte, und dadurch, dass er in einer kleinen, ganz eigenartigen Kultursphäre, nämlich auf dem Boden der Mark Brandenburg und in der Geschichte des Preussischen Staates sich bewegte, also in der That den bedeutsamsten und merkwürdigsten, auch ausgesprochen charakteristischsten Theil der neuen deutschen Historie behandelte, den Vorzug einer sonst dem deutschen Romandichter versagten, abgeschlossenen Sicherheit und plastischen Bestimmtheit seines Stoffkreises und seiner Produktionsweise gewann. — Der andere ist Gottfried Keller, welcher wiederum dadurch, dass er politisch nicht Deutscher, sondern Schweizer ist und in der Schweiz lebt, eine eigenthümlich lebensvolle, an originellen Gestalten und spezifischen Formen reiche Volkswelt gefunden hat, aus welcher er, im rechten feinsinnigen Mitleben mit dem Gemeingeiste, ein solch klassisches Kunstwerk zu schaffen wusste, wie jenes kostbare Kleinod: „Romeo und Julia auf dem Dorfe". — Der Dritte ist Wilhelm Raabe, welcher das Unglück gehabt hat, weder ein Preusse, noch ein Schweizer, sondern ganz und gar ein echter *Deutscher* zu sein, und dies mit einer so tief angelegten, genialen poetischen Begabung, dass er in jedem anderen Lande zu einem Dickens oder Balzac sich entwickelt haben würde, während er nun, der lebendigen Sphäre einer grossen einheitlichen Volkskultur entbehrend, einsam seinem persönlichen, sinnenden Talente überlassen, in seiner, mit Recht von einem guten Kritiker so genannten: *„Trilogie" des Pessimismus:* „Der Hungerpastor", „Abu Telfan" und „Der Schüdderump" auf ergreifende Weise uns gezeigt hat, was der *deutsche Geist*, unvergleichlich mit allen anderen, ist und kann, aber auch, zu welcher seltsam-reizvollen, träumerischen Unausgewachsenheit s. z. s, im Sinne hochkultivirter stylvoller Kunst, er mit aller Tiefe, Schönheit und Wucht seiner natürlichen Dichter- und Seherkraft durch den Fluch seiner unseligen Geschichte verdammt bleibt! Nichts desto weniger, oder gerade deshalb, stehe ich nicht an, den „Schüdderump" das bedeutendste Dichterwerk unserer neueren Romanlitteratur zu nennen und ihn, neben das herrliche Drama des „Prinzen von Homburg" unseres Kleist, auf die einsame Höhe der im Dunkel nach dem „Mehr Licht" des letzten grossen Propheten suchenden Nachfolger unserer erhabenen Klassiker zu stellen. — Das deutsche Publikum

kultur bildet, ist derart, dass dabei überhaupt gar nicht mehr von *„Kunst“*, selbst nicht von der Technik des gewöhnlichen

---

aber würde mich selber für sehr „unkultivirt“ halten, wenn ich, da ich mich hier mit solchen, bei ihm wenig akkreditirten Dingen abgebe, kein Wörtchen fände für zwei, nicht so sehr künstlerische, als vielmehr geradezu „kulturhistorische“ Heroen seines litterarhistorischen Selbstbewusstseins. — Nun denn! — Der Eine, der heutzutage als die Stimme des *naiven deutschen Volkes* in dessen modernem Stadium der Berührung mit der Weltkultur gilt, — weil er zu seiner Dokumentirung als *„deutscher Dichter“* es besonders nöthig haben mochte, sogar seiner eigenen Natur und Geschichte zu entfliehen, so begab er sich mit seinem reichen Talente unter die deutschen Bauern, kam aber auch von dort aus stracks wieder zu sich selbst zurück, indem er uns nun im krampthaften Tone der „Dorfgeschichte“ modernste undeutsche Weltweisheit zu predigen unternahm. Dass in allen diesen grossen weltweisen Romanen nur immer wiederum diejenigen Partieen, welche den Leser in die alte Schwarzwälder Dorfkunstluft zurückführten, den rechten allgemeinen Beifall erregen konnten, ist dabei charakteristisch für den Dichter, wie für das Publikum; wobei überdies nicht zu vergessen ist, dass das poetische Vorbild für diese deutsch-jüdische Kunstnovität durch das überragende Genie der Französin George Sand bereits geschaffen war. Der Andere, dem man gerade gegenwärtig als einer der Säulen und Zierden der deutschen Litteratur“ (Gartenlaube) ein Denkmal setzen will, und der für den eigentlichen Träger des modernen Geistes in seiner vollständigen, weitumfassenden *Gebildetheit*, für den Vertreter der Modernität in der Litteratur überhaupt, gehalten ward, hat nur das Unglück erleben müssen, dass seine vielbändigen Romane gewöhnlich nicht durchgelesen, und seine Stücke, die ein modernes deutsches Schauspiel begründen sollten, viel zu wenig aufgeführt werden, als dass man sagen könnte: *das sei etwas*, oder auch nur: *das habe etwas zu bedeuten*. „Zopf und Schwert“ erscheint, wegen der Possenwitze des Tabakscollegiums, vielleicht noch am häufigsten auf den Brettern; den „Königslieutenant“ bringt ab und zu ein Gastspieler der Hauptrolle wieder hervor; „Uriel Acosta“, den sog. „zweiten Nathan“, protegirt die Judenschaft sogar ohne rechten Erfolg, weil sie selbst mit den Theaterdirektoren im Grunde darin übereinstimmt, dass die Schwänke von Kalisch, Salinger und Jakobsohn, oder die Salon- und Volkskomödien eines Lindau, Lubliner und Arronge, des *„deutschen Familien-Dramatiker's“* (nach der A. Allg. Ztg.) eine weit erspriesslichere Waare seien, als jene modern-klassischen Ausgeburten des judifizirten Humanitätspathos eines nichtjüdischen Litteratur-

Büchermachens, die Rede sein kann. Leider aber muss man sich es eingestehen: unser Publikum, welches einer solchen „Kultur" gegenüber das entsprechende „Volk" bedeutet, ist schon bis zu einem Grade in seinem Geschmacke dadurch verdorben worden, dass es auch an den wirklich ästhetisch werthvollen Erscheinungen unserer Romanlitteratur nur insoweit Gefallen findet, als durch dieselben die Begierde nach jener rein stofflichen Reizung der Phantasie befriedigt wird, wofür die widerliche Masse der geschätzten Mitarbeiter an unseren Romanzeitungen und Romanbibliotheken sich in unausgesetzter Thätigkeit erhält.

Wird ein solches Verlangen wohl nun am Bequemsten bei nachmittägiger Sopharuhe an den abgegriffenen Bänden und Blättern der Leihbibliotheken und Journalzirkel in egoistischer Abgeschlossenheit des Genusses befriedigt, so bleibt doch immer noch weit intensiver, lebendiger, vielfältiger und amüsanter jene gesellschaftlich genossene Reizung, welche vom *Theater* ausgeübt wird, woselbst denn das eigentlich volksthümliche Vergnügen unserer Zeit den *Possen* und *Operetten* sich verdankt, welche den undeutschen Geist in den weitesten Kreisen zu popularisiren berufen sind. Die *Theaterfreiheit* hat uns, zunächst in den grossen Städten, diese seltsame nationale Kunstblüthe verschafft, und die unselige *Freizügigkeit* sorgt für das rechte gemischte Publikum dazu. Das sind das Volk und die Kunst, welche heutzutage etwas zu gelten und zu bedeuten wissen,

---

Ritters von Geist! Wir unsererseits haben über denselben, nachdem wir an anderer Stelle schon seine Verhunzung der *deutschen Sprache* nachgewiesen, nichts zu sagen, als dass er, in Sachen unserer Kunst, geäussert habe: „Tasso und Iphigenie seien *Convenienzstücke*, in welchen bureaukratisches Maasshalten die Goethe'sche Verklärung erhalte", und dass er, in Sachen unserer Religion, die Evangelien des Neuen Testamentes als „abgestandene Fischergeschichten" bezeichnen konnte. — Was für die deutsche Kultur von einem solchen Heros der Modernität zu erwarten war, das hat sich seither in der Spurlosigkeit seiner, des Modernen, Wirkungen auf das moderne Volk selbst gebührend deutlich erwiesen.

welche sich als Majorität und Macht fühlen, die Revolutionen vorbereiten und die Zuchthäuser bevölkern helfen. Dagegen aber findet die Minorität der wirklich ernster und edeler gebildeten Geister ihre künstlerische Unterhaltung nicht etwa in den für eine ernstere und edelere Kunstausübung begründeten Theatern, welche vielmehr von ganz demselben gemischten Publikum mit denselben gemeinen Interessen besucht sind; sondern diese wenden sich von einer so übel vertretenen und gepflegten Kunst durchaus theilnahmlos ab, und suchen eben lieber ohne sie mit ihrer Zeit fertig zu werden. Nur ist es überall schwer, in dieser Zeit irgendwo demselben Geiste zu entgehen, welcher in jener verrotteten modernen Theatergesellschaft als das beseelende und herrschende Element auf den ersten Blick sich zu erkennen gibt. Es ist dies jener widerlich kontagiöse, blasirt ridikülisirende, schamlos verhöhnende, heimtückisch zersetzende *Judenwitz*, wie er mit der bekannten Gründung des „Kladderadatsch" dem „Geiste der neuen Zeit" und dem „Völkerfrühling" im März 1848 zuerst einen höchst erfolgreichen populären Ausdruck zu geben gewusst hatte. Sehen wir in unserem modernen Geistesleben näher zu, so werden wir mit Schrecken bemerken müssen, wie jetzt bereits überall dieses selbe Element sich eingedrängt hat und der Sache ihren eigentlichen populären Effekt zu verschaffen bestimmt ist. Der Geist der Witzblätter herrscht in der Posse, und der Geist der Posse in unseren „feinen" Salonstücken und pikanten Sittenkomödien, von wo aus wiederum Sitte und Witz in die Salons der Gesellschaft selber eindringen und weiterhin das Gewebe des öffentlichen Lebens nur allzu bemerklich, doch für den allgemeinen Volksgeist nun gar nicht mehr anstössig, durchziehen. Aus diesem Leben saugen dann wieder die Witzblätter ihren wöchentlichen Extrakt, und der Kreislauf beginnt, mit gesteigerter geistiger und sittlicher Verrottung, fortwährend von Neuem. Wer sich aus dem Wirbel retten und darüber stellen will, der bleibt, wenn er etwa ein *Künstler* ist, und keine andere künstlerische Naturbasis sich ihm darbietet, auf jene bis zur Affektation

erkältende, künstliche Abstraktion der „schönen Form“ oder des „geistigen Gehaltes“ angewiesen, welche öfter misslungen als geglückt in trostloser Zerstückelung die Verleger unserer Bücherpoesie ennuyiert, — oder aber, wenn er ein grosser Mann der *Politik* ist, so muss er, zum populären Ausdrucke seines gesunden Denkens und energischen Wollens, zurückgreifen etwa nach dem derben Jargon des deutschen Corpsstudenten oder des preussischen Jagdjunkers und Kavallerieoffizieres, — was dann dem Publikum wiederum wie ein guter Possenwitz gefällt, den Geist des Künstlers wohl aber weniger befriedigen, noch zu besonders freudigen Hoffnungen auf die idealen Kulturfrüchte einer in solchem Style sich äussernden politischen Energie anregen mag. —

So nun auf unserem Wege durch die Vergangenheit wieder in der Gegenwart angelangt, haben wir auf die Frage, ob der herrschende Geist dieser Gegenwart wirklich noch als ein Nachkömmling jenes *neuen Geistes* unserer Klassiker und Freiheitskämpfer gelten dürfe, zur Antwort nur ein zweifellos entschiedenes *Nein.*

Fanden schon unsere Klassiker das deutsche Wesen nicht in der umgebenden Lebenssphäre des deutschen Volkes, sondern nur in ihrem eigenen Innern vor, und konnten sie selber nur die idealen Vorbereitungsarbeiten zur einstigen Neuentwickelung jenes Wesens leisten: so sehen wir jetzt, dass jener nothwendige lebendige Untergrund eines wahren grossen nationalen Kunstlebens heute um so weniger vorhanden ist, als selbst die unvergleichlichen Vorarbeiten unserer Meister durch die fremden geschichtlichen Zwischenströmungen um ihren möglichen Erfolg gebracht und für das moderne Volksleben durch die überwältigenden Wirkungen ganz anderer Arbeitskräfte aus unserer Kulturentwickelung hinaus gedrängt worden sind. Wie wenig auch immer das geistige Leben in dem Deutschland dieses Jahrhunderts sich ohne die vorherige Existenz eines Goethe oder Schiller denken lässt, so merkt man doch in dem thatsächlich

vorhandenen Zustande desselben, sowie in der ganzen Tendenz des heute bei uns herrschenden allgemeinen Geistes, von der idealen und sittlichen Erziehung unserer eigenthümlichen Volksnatur durch jene grossen Männer so gut wie garnichts mehr. Im Gegentheile müssen uns alle Regungen dieses modernen Geistes als auf die *Verneinung* jener edelsten deutschen Bestrebungen gerichtet dünken, sodass ein jetzt wieder unter uns erstehender Repräsentant derselben Bestrebungen und wirklicher „Nachkömmling" der grossen Meister sich abermals in einer ihm durchaus feindseligen Gegenwart befinden und völlig vereinsamt auf den Neubeginn des nationalen Erziehungswerkes für die Zukunft angewiesen bleiben muss.

Wenn noch im vorigen Jahrhundert ein allgemeines Interesse des deutschen Volkes der reichen Fülle seiner neu erstandenen poetischen Litteratur sich zuwenden und daraus sich die Kulturwirkungen für die Beseelung siegender Vaterlandsbefreier gewinnen konnte: so ist hingegen jetzt an die Stelle der *Poesie*, als die eigentliche Macht unserer Zeit: die *Politik* getreten, gleichwie der Staat in unseren Tagen sich an die Stelle der Kirche setzen möchte, ohne dass aus dieser Politik und diesem Staate als Solchen andererseits etwa eine Neugeburt nationaler Kunst oder Religion zu erhoffen stünde. Dies hatte schon Goethe erkannt, wenn er u. A. bemerkte:

> Wir Neueren sagen jetzt besser mit Napoleon: Die Politik ist das Schicksal. Hüten wir uns aber mit unseren Litteratoren zu sagen, die Politik sei die Poesie, oder sie sei für den Poeten ein passender Gegenstand. Sowie ein Dichter politisch wirken will, muss er sich einer Partei hingeben, und sowie er dieses thut, ist er als Poet verloren; er muss seinem freien Geiste, seinem unbefangenen Ueberblick Lebewohl sagen und dagegen die Kappe der Bornirtheit und des blinden Hasses über die Ohren ziehen.

Aus der politischen Strömung der neuen Zeit, von welcher die Goethe'sche Kultur weggespült ward, ist nun eben jener eigenthümlich fremdartige *„Esprit"* hervorgegangen, welcher das Geistesleben der Gegenwart mit frivoler Selbstgefälligkeit, und dabei

auch nicht ohne „die Kappe der Bornirtheit und des Hasses“ beherrscht. Und dieses — an Stelle des *politischen Idealismus*, welcher unter den Stürmen der Freiheitskriege erwacht war und mit deutscher Ehrlichkeit die Realität des Ideales auf Grund des Glaubens suchte, den er den Thaten des poetischen Idealismus verdankte! Als das *deutsche Wesen* der „restaurirenden“ Unterdrückung anheim fiel, bot sich uns zum Mittel für die weitere Bewährung des idealen Glaubens eben nur das *undeutsche* Wesen dar, welches uns zunächst im französischen Revolutionarismus mit fortriss zu jenen Verwickelungen zwischen dem Volke und seinen Fürsten, aus welchen auch wieder nur ein noch undeutscherer Geist uns mit parlamentarischem „Anstand“ herauszuhelfen versprach, um unser eigenthümliches Wesen nun selbst als Mittel im Interesse seines eigenen *Egoismus* zu benutzen. Zum Köder für den deutschen Idealismus brachte dieser zwischenhändlerische fremde Egoismus seine dunkelen Bestrebungen in eine blendende Theorie und schmückte das ganze modernste politische Gebilde mit den schimmernden Brennesselblüthen seines *Witzes* aus. Unter allgemeinem Gelächter darüber liess der deutsche Geist seine stärksten Bundesgenossen, seine Kunst und seine Religion, unbedachtsam im Stiche. Die Politik aber führte ihrerseits unser Volk, mit der Hoffnung auf einen wirklichen Fortschritt, in eine innere geistige Noth, aus welcher es, bei der herrschenden Abwendung von anderen als den politisch glänzenden Idealen, keinen anderen Weg gab, ausser einer starken und erfolgreichen Ableitung auf das Gebiet der *äusseren* Politik. Und so trat denn nun Preussen's gerüstete Macht an die Spitze Deutschlands, um seinerseits eine neue Aussicht ihm zu verschaffen auf ein des „Fortschreitens“ werthes Ziel nationaler Zukunft.

Dass aber von dieser Preussischen Macht eine Förderung der künstlerischen Kultur deutscher Nation nicht zu erwarten war, bezeugt uns jeder Blick auf die Geschichte dieses eigenartigen, bedeutungsvollen Staatswesens. Sein Beruf bestimmte es zu etwas Anderem, Unerfreulicherem, als zu der schönen,

friedlichen Sorge um die Kunst; sein Charakter ist durchaus und mit Nothwendigkeit: Realismus; seine Idee geht auf in dem Begriffe der Geschichtlichkeit, der in ihm selber zur siegreichen Thatsache, zur mächtigen historischen Persönlichkeit geworden ist. Die deutsche Kunst musste sich, getrennt von der Kontinuität dieser Preussisch-Deutschen Geschichte, in der ihr eigenthümlichen Kontinuität mit den grossen Geistern der schaffenden Meister aller Zeiten, wiederum völlig selbständig zu der neuesten Blüthe entwickeln, welche wir heute in den Werken unseres Meisters voll entfaltet sehen. Wie das Werk Preussen's, indem es die Gegenwart noch unbefriedigt lässt, uns mit allen Ansprüchen an deutsches Volksglück in .die Zukunft verweist: so muss auch die herrliche Erscheinung unserer Kunst, gleich ihren Vorgängern, für unsere Hoffnungen auf die Ermöglichung einer nationalen Kultur das *Kunstwerk der Zukunft* beiben, als welches der Meister selbst es bewusstvoll bezeichnet hat. Mag man uns mit unserem Glauben an dieses Kunstwerk immerhin „*Idealisten*" schelten, so wollen wir Goethe's Spruch uns zum Troste nehmen: *In der Idee leben, heisst das Unmögliche behandeln, als wenn es möglich wäre; mit dem Charakter hat es dieselbe Bewandtniss: treffen beide zusammen, so entstehen Ereignisse, worüber die Welt vom Erstaunen sich Jahrtausende nicht erholen kann.* Mit solchem Troste, der zugleich uns ermahnt, über die *Idee* nicht den *Charakter* zu vergessen, sondern überall auch ihn durch jene uns zum Guten und Würdigen stärken zu lassen, scheiden wir nun aus der nächtig düsteren Sphäre unserer Gegenwart, welche wir uns durch eine unglückliche Vergangenheit erklären mussten, und betrachten noch in unserem letzten Kapitel die etwa aus dem Dunkel uns ertagenden Aussichten des Idealismus *für die Zukunft.*

Zweites Kapitel.

Für die Zukunft.

Wenn es Nacht ist, sehen
wir in die Sterne.
Heinrich von Kleist.
(Brief aus Paris, 18. 6. 1801.)

I. Der Meister des „Kunstwerkes der Zukunft“ und die Geschichte seiner Zeit.

Bekundet uns das eigenartige Geschick der deutschen Kunst und ihrer Meister, an welches wir im vorigen Kapitel uns zu erinnern hatten, eine der höchsten nationalen Kultur sehr ungünstige geschichtliche Entwickelung unseres Volkes: so ist es doch andererseits einzig diese deutsche Kunst und das immer neue Aufleuchten ihres unvergänglichen Lichtes in ungeahnt herrlichen Meistererscheinungen, was uns über die Geschichtlichkeit, diese Kontinuität von Unrecht und Elend, Gewalt und Unfrieden, fort und emporhebt in die höhere Kontinuität eines grossen und reinen deutschen Geisteslebens. Hieran dürfen wir es stäts erkennen, dass unser eigenthümliches Wesen nicht in der Geschichtlichkeit aufzugehen, sondern eine erhabenere Aufgabe, zum „Ruhme Gottes“, zu erfüllen berufen sei. Von dieser unserer Berufung zum Uebergeschichtlichen hat nun auf das Neue ein *Auserwählter,* in der zuletzt von uns betrachteten Zeit des getäuschten Hoffens, des irrregeleiteten Strebens und des unbefriedigenden Gelingens, das gewaltigste Beispiel vor

unseren Augen selbst gelebt. In dem Jahre des vaterländischen Sieges über den caesarischen Welteroberer, und der Wiedererblühung aller deutschen Hoffnungen, als unter Donner und Blitz der Völkerschlacht der edele Kulturtraum des in Goethe und Schiller künstlerisch wiedererstandenen nationalen Geistes zum vollen Leben erwachen zu sollen schien: ward Richard Wagner geboren. Am Beginne desselben Jahres war der letzte Repräsentant der klassischen Vorarbeit zu jener künstlerischen Urstände: Wieland dahin geschieden; nicht lange zuvor hatte der genialste Nachfolger der grossen Meister: Kleist den schweren Druck der Geschichtlichkeit und den scharfen Blick in das Wehe des Daseins nicht mehr zu ertragen vermocht und seinem Leben ein frühes Ende bereitet. Einsam und hoch über den jauchzenden Blutwogen des historischen Triumphes stand nur noch Goethe. Seines Sehergeistes Sonnenauge hatte er dem wilden Schauspiele eines neuen Werdens abgewendet, und in die Vergangenheit der eigenen Jugend sich versenkt: der dritte Band von *Wahrheit und Dichtung* war abgeschlossen; und nun zog der rastlos schaffende Genius des dreiundsechszigjährigen Meisters, um für die helle Lebensweisheit seines Alters eine anmuthige poetische Form zu gewinnen, in die Fremde des Orients und dichtete im folgenden Jahre die meisten Lieder des *West-östlichen Divan's.* Dazwischen versuchte er sich nochmals mit einem deutschen, mittelalterlich romantischen Operntexte: *der Löwenstuhl,* — was aber nicht gelingen wollte, und späterhin als die *Ballade vom verstossenen und wiedergekehrten Grafen* zur poetischen Erscheinung kam. Die ***Musik*** aber, welche dem greisen Dichter fehlte, die seiner einsamen Grösse inmitten einer, geschichtlich wie bedeutenden, doch seinem Genius eine harmonisch begeisterte grosse Thätigkeit nicht ermöglichenden Zeit, gleichsam als ein ersehntes Wunderland vorschwebte, wie sie noch im höchsten Alter ihm den letzten Schmerz menschlichen Liebesglückes lindern sollte, — die Musik begann zugleich in Beethovenischen und Weber'schen neuen Weisen ahnungsvoll durch das befreite Vaterland zu klingen; und mit

den faszinirenden Tönen der Zigeunerklänge *Preciosa's* und der Jagdhörner des *Freischützen* erfüllte sie, unter ihres Schöpfers Leitung, die jugendlich erregte Seele eines vaterlosen Knaben in Dresden, der da berufen sein sollte, die grosse deutsche Erbschaft des Meisters von Weimar einstmals anzutreten. Und dieser Knabe wuchs heran an der Stätte der Freiheitsschlacht zu der Zeit der allgemeinen Enttäuschung, des schmählichen Freiheitsmordes, da der deutsche Geist sein freies Land durchaus verlassen zu sollen schien, und seine letzten grossen Verkündiger rasch dahinstarben, gleich dem gewaltigen Unterdrücker auf St. Helena. Weber und Beethoven wurden den unsterblichen Todten unseres Volkes beigesellt; und als man endlich eine neue Zeit, in Julirevolutionen und Polenaufständen, anbrechen zu sehen wähnen mochte: einen Morgen, wunderlich von West nach Ost den Himmel der Geschichte röthend, — da verliess auch Goethe die Welt der Zeitlichkeit, welche für ihn, den *Dichter* und *Seher,* nur in trübes Dunkel gehüllt blieb, nicht ferne von jener Stätte, in welcher soeben nun Wagner zum ersten Male, in hoffnungsvoller Jugendlust, als *Musiker* öffentlich auftrat. Der fremde Geist, der eine neue Zeit lange ersehnter „Freiheit" in unser Vaterland einzuführen verhiess, ergriff auch ihn, als das einzig noch um ihn her Lebendige und Wirkende; und wenig ahnte man von dem Erben Goethe's, als der junge Musiker, mit den Fragmenten einer Römischen Revolutionsoper, an den glimmenden und funkelnden Heerd jenes neuen Geistes: nach Paris hinauszog. — Aber, während die Heimath sich immer mehr verfremdete, fand der beinahe dem Untergange verfallende arme Künstler in der Fremde seine wahre Heimath wieder. Mit einem Schlage gleichsam eröffnete sich dem Suchenden der ganze Reichthum nationaler Sage: kaum, dass er den *Holländer* geschrieben, so entdeckte er, vom Zauber der Volksmythendichtung fortgerissen, die Sage vom *Tannhäuser* nebst der, mit dem Gedichte vom Wartburgkriege verbundenen *Lohengrin*-Sage, und wie der Sängerkampf auf Wartburg ihn alsdann zu dem humoristischen Gegenbilde der

Meistersinger von Nürnberg führte, so ergänzte sich ihm auch der Gralsmythos des Lohengrin zu dem frühe konzipirten religiösen Drama des *Parsifal*, und die deutsche Sage selbst, in solchen hehren Gestalten ihm nahe getreten, leitete den Schaffenden an ihren Urquell, zum *Nibelungenmythos*, aus dessen reicher Fülle die künstlerisch hell erkannte tragisch-ethische Idee, welche inzwischen auch deutsche Philosophie dem schauenden Künstler deutend bestätigt hatte, zu der einsamen Heroenerscheinung *Tristans und Isoldens* sich konzentrirte. Alles dieses entstand im Plane, und grossentheils auch schon in der Ausführung, während wenig mehr als eines Jahrzehntes (1842—1857); aber die äusseren Schicksale des Künstlers begleiten diese wundervolle Kontinuität seines Schaffens in seltsamst widersprechender Weise. Er kehrt mit dem gefundenen Mythenschatze nach Deutschland zurück, weil man dort — nach seiner römischen Oper verlangt; er führt seine künstlerische Produktion in der Heimath bis an den Punkt, wo er für die nationalen Stoffe auch die entsprechende grosse Form eines deutschen Styles zu freier Ausbildung sich selbst gewonnen hat, — und die fremdartige Revolution, worein den Künstler das Bedürfniss nach dem Leben verwickelt, bricht über die Heimath herein und vertreibt ihn selbst wiederum über ihre Gränzen in die Fremde. In der Fremde, scheinbar von allen Hoffnungen verlassen und von aller Möglichkeit künstlerischen Wirkens abgeschlossen, vollendet er das erhabene Werk des deutschen Styles in den unerhörten Kunstschöpfungen der *Nibelungen* und des *Tristan*. Aber die Fremde treibt ihn wieder nach der Heimath zurück, als sie ihm das Verständniss für das deutsche Werk seines *Tannhäuser* in Paris verweigert; und ruhelos, heimathlos irrt nun der deutsche Künstler im eigenen Vaterlande, das ihn politisch wieder anerkennt, von Ort zu Ort umher. Zu jener dumpfen Zeit der zweiten „Restauration“, der gewaltsamen Stillung aller thöricht verfahrenen, revolutionären Freiheitsregungen, sucht er, in nicht zu beschwichtigender Lebens- und Schaffenslust, vom Rheine nach Wien und von Wien bis

an den Neckar für sein Leben und Schaffen nach einer Freistätte: und auf diesen Irrfahrten ohne Gleichen, in dieser unendlichen Unruhe und Noth, recht eigentlich unter dem Fluche der Undeutschheit der zeitlichen Zustände, schenkt er seinem Volke das liebenswürdigste und behaglichste Bild deutschen Wesens, worin aller Zank und Zwiespalt sich unter dem Zauber der Kunst zu edelstem Frieden löst: seine *Meistersinger.* Da reicht dem heimathlosen Künstler, welcher, vom deutschen Bürgerthume verkannt, dasselbe Bürgerthum in seinem Werke so schön gefeiert, ein deutscher Fürst die Freundeshand und bietet ihm bei sich den schmerzlich entbehrten Frieden der Heimath an. Der deutsche Künstler gewinnt seine Ruhe in Bayern zu derselben Zeit, als sich schon jenes neue blutige Werden in der deutschen Geschichte vorbereitet, welches nur durch eine Zerreissung des deutschen Volkes selbst, durch eine kriegerische Bekämpfung deutscher Bruderstämme, zur späteren politischen Einheit des Reiches führen sollte. Die grosse nationale Kunst, darin sich die Einheit des nationalen Geistes am Bedeutsamsten offenbarte, sollte ihre Stätte in demjenigen deutschen Lande finden, gegen welches die mit geschichtlicher Gewaltsamkeit Einheit-schaffende Macht Preussens zunächst das feindliche Schwert zu kehren hatte. Aber bevor es zu solchem friedenstörenden Ausgange kam, war auch der deutsche Künstler durch dieselben Mächte, welche den Krieg in das Land zogen, aus der neuen Heimath abermals in die Fremde verdrängt: und dort nun vollendete er, zum Danke des einzigen königlichen Freundes daheim, sein grosses nationales Werk. Doch erst, als das ganz andersartige nationale Werk Preussens auf den Schlachtfeldern Frankreichs gekrönt war, und Reich und Kaiser wiedererstanden erschienen, kehrte der Meister mit der fertigen Kunstschöpfung zu uns zurück und baute sich in der Herzensmitte des neuen deutschen Einheitsstaates, doch auf bayerischem Boden, zur künstlerischen Offenbarung deutschen Geistes in der idealen Form eines einheitlichen Nationalstyles; sein Bayreuther Theater. Hier durfte es uns nun zum ersten Male wieder bedünken, als wäre

die Geschichte mit der Kunst auf einem gemeinsamen Zielpunkte angelangt; doch auch jetzt war dies eine Täuschung, wie einst zur Zeit der Freiheitskriege. Betrachtet man die thatsächlichen Einwirkungen der grossen geschichtlichen Ereignisse auf die Entwickelung unserer Kunst, so muss man es wohl erkennen, wie das gegenseitige Verhältniss dieser Beiden, das sich heutzutage gewissermaassen zu einem Verhältnisse der Begriffe *Berlin* und *Bayreuth* ausgebildet hat, demjenigen nicht so unähnlich sieht, welches uns in den Tagen der Schlachten bei Leipzig und Belle-Alliance den „Dichter" Goethe nach dem fernen Orient hingewandt erblicken liess; und nur der Umstand, dass in die Schlachten selbst hinein die vaterländischen Liederweisen eines Weber dringen konnten, weist uns auch jetzt noch auf einen möglichen Trost über all diese geschichtlichen Verkehrtheiten und Missverhältnisse hin. Dieser Trost ist für uns in der Musik zu finden, die auch unserem Künstler den „Orient" ersparte und aus dem Blumenhaine des arabischen Zauberlandes ihn mit deutschester Meisterkraft unserer Kunst in die Pforten des christlichen Graltempels führen liess! — Doch bevor wir uns über die ganze Macht dieses Trostes klar werden können, müssen wir betrachten, was in der That diese neueste Wendung der deutschen Geschichte für unsere Kunst zu bedeuten haben konnte; oder was vielleicht in der Zukunft davon für sie zu erwarten bleiben dürfte.

Nicht als eine reife, goldene Frucht der geschichtlichen Ereignisse von 1870 und 71, sondern lediglich als die That der neuerwachten Hoffnung eines deutschen Künstlers auf die nationalen Folgen dieser Ereignisse, ist uns Bayreuth entstanden. Das neue deutsche Reich hat nichts dazu gethan, es zu wollen, noch es zu ermöglichen, noch es zu erhalten. Im Gegentheile hat die nächste Folge des grossen deutschen Sieges dem erhabenen Unternehmen des Meisters nur arge Schädigung zu bringen vermocht. Das begonnene Werk musste in das allerbedenklichste Stocken gerathen, weil der Milliardensegen des Frankfurter Friedens, Dank einer der unbesonnensten

Wirthschaften des neuen Reiches, unser glücklich auf den Schlachtfeldern geeinigtes Volk in die Hände der spekulirenden Judenschaft warf, die uns ihrerseits in die weitausgreifenden Arme des materiellen Elends fallen liess. Der Milliardensegen selbst aber hatte nur dem eitelsten *Luxus*, diesem rechten Entwürdiger aller ernsten nationalen Kunst, in den pilzartig aufgeschossenen Glücksspiel-Palästen des undeutschen Börsenreichthumes, zur blühenden Herrschaft über das deutsche Kunstleben verholfen. Jene von uns zu Anfang dieses Buches geschilderte *Kunst in der Gegenwart*, in welcher die ideale Nothwendigkeit der Kunst als einer wirklichen Kulturmacht gänzlich der individuellen Willkür eines Zier- und Lustbedürftigen Kapitalismus den Platz geräumt hat, verdankt ihre üppigste Blüthe jenen Errungenschaften unseres politischen Aufschwunges, der uns nur zu bald wieder zum jähen sozialen Niedergange führen sollte. Diejenige Kunst, welche unsere Siege zu feiern hatte, war dabei die armseligste und widerlichste von allen Erscheinungen jener Zeit: eine wahre Profanation der schönen künstlerischen Mittel, welche damals so reichlich zu Gebote standen. Diese endlose Masse geistesbaarer Siegesdenkmäler, welche uns auf Jahrhunderte von allen Höhen des Vaterlandes herab ein so betrübendes Zeugniss unseres Geschmackes geben, — diese unerschöpfliche Fluth brutaler Schlachtenbilder, welche unseren Gemäldeaustellungen den öden Charakter eines militärischen Anschauungsunterrichtes verliehen und uns in den Augen des Auslandes nur noch als impotente Chauvinisten erscheinen liessen, — diese ewige Wiederholung von Büsten, Statuetten, Portraiten der siegreichen Fürsten und Feldherrn, zur steifen Schmeicheldekoration bei den nie endenden Erinnerungsfesten an glorreichen Kampfestagen: wie kläglich sieht dieses Alles schon aus, wenn man es für sich allein betrachtet; wie nichtswürdig aber muss es erscheinen gegenüber der einen Erfahrung, dass zur selbigen Zeit der gewaltigste Meister der deutschen Kunst sein vom grossen Athem wahrer nationaler Siegesfreude beseeltes *Bayreuther Werk*, als ein Denkmal erhabener deutscher

Geistesthat, ohne Hilfe und Theilnahme des jungen Reiches in Noth und Sorgen zur mühseligen Durchführung bringen musste, nachdem schon seine herrliche Tonschöpfung des *Kaisermarsches*, unter allen den zahllosen kompositorischen Ergüssen eines spekulirenden Byzantinismus das einzige, historisch bedeutsame, wahre und freie Künstlerwerk, als untauglich für die Siegesfeier zurückgewiesen worden war.

Die „Unfertigkeit der neuen deutschen Zustände" war es, über die man schon frühe inmitten aller Jubelfeiern Klagen hören konnte. Wie unvernünftig, deren abgeschlossene Fertigkeit alsbald zu verlangen! Und doch wohl begründet war hier eine Klage, sofern man überhaupt nur dann auf jene Fertigkeit hoffen durfte, wenn man den *deutschen Geist*, als den einzig berufenen Baumeister des begonnenen Werkes, irgendwo in selbstbewusst lebendiger Thätigkeit erblicken konnte, was im Chaos unserer Unfertigkeiten leider nicht der Fall war. Diese Unfertigkeit aber, unter welcher unser Volk und unsere Staatsmänner selbst von Jahr zu Jahr mit quälenderem Bewusstsein zu leiden haben, spricht sich demgemäss auch nirgends deutlicher aus, als in der Erscheinung der von dieser Zeit hervorgebrachten *Kunst* und in ihrem Verhältnisse zu der, nicht von der Zeit, aber für die Zeit geschaffenen, und von ihr zurückgewiesenen oder nur mit der herzlosen Kühle gewohnter Kunstbehandlung nebenher beachteten Kunst des Meisters und des Werkes von Bayreuth. Zwar wird man es nicht ableugnen können, dass die neu erregten nationalen Hoffnungen unseres Volkes, nicht etwa die wirklich erreichten Zustände, — allerdings aber auch sie nur erst in Verbindung mit dem Bayreuther Ereignisse selbst, — der Verbreitung der Kunst, zumal der neueren Werke Wagner's bis zu einem gewissen Grade günstig gewesen sind. Dennoch kann man es sich nicht verhehlen, dass die Art dieser Wirkung im Allgemeinen eine zum Erschrecken unklare und oberflächliche war, im Verhältnisse zu dem Geiste der dargebotenen Kunst einerseits, und andererseits Dessen, was man von einer der glorreichsten Epochen deutscher

Geschichte, von der endlichen Gewinnung der nationalen Einheit durch die unvergleichlichen Siegesthaten deutscher Kraft und Tapferkeit, hätte erwarten sollen. Aber diese Thaten waren aus der Noth einer Geschichte heraus geschehen, welche wir zuvor als die verderbliche Ursache dafür erkannt haben, dass unsere grössesten Kunsterscheinungen, wie losgelöst von der nationalen Gesammtheit, nur erst als Ahnungen einer künftigen Kultur bei uns auftreten konnten, welche ihrerseits mit den raschen Glückeswürfen der preussischen Politik, durch die blitzartige Schlagfertigkeit der preussischen Armee, noch nicht geschaffen war.

Noch stehen wir daher auf dem alten, eigenthümlichen Standpunkte einer stolzen Noth: dass nämlich einzig durch die grossherzige Huld und Neigung eines einzelnen deutschen Fürsten, also Dank dem noch nicht gänzlich im Einheitsstaate aufgegangenen vaterländischen Partikularismus, eine grosse deutsche Kunst gedeihen, und das Lebenswerk ihres Meisters zu Stande kommen konnte. Ohne die edele Persönlichkeit des Königs Ludwig von Bayern hätte das deutsche Volk vielleicht nicht minder, durch die geschichtliche Nothwendigkeit der unbesieglichen preussischen Heereskraft, seinen Kaiser und sein Reich sich gewonnen; aber nimmermehr hätte es in der Geschichte seiner Kunst den Gipfel der Bayreuther Höhe erreicht, nimmermehr die Künstlerkraft Richard Wagner's zur Vollendung seiner grössesten Meisterwerke sich erhalten gesehen.

II. Die Geschichtsgewalt der Zukunft und ihr Verhältniss zur Kunst.

Zugleich als ein Gedenkblatt zur hundertjährigen Geburtstagsfeier Karl Friedrich Schinkel's. (13. März 1881.)

In der edelen Protektorschaft König Ludwig's über Bayreuth ward eine *ideale* Tradition seines bayerischen Herrscherhauses neu lebendig. Dagegen war die Tradition in Preussen, seiner Eigenart als historischer Zukunftsmacht gemäss, rein

geschichtlich, politisch und militärisch, und vermochte nur auf ganz anderem Wege, als wo die Blumen der Kunst erspriessen, oder wo geistige Kräfte an der Ausbildung nationaler Kultur arbeiten, auf die allein in der deutschen Geschichte mögliche Weise hinzuleiten zur Erstarkung der Nation nach aussen, zu ihrer Einigung gegen die ringsum lagernden gefahrdrohenden Mächte, und damit allerdings zu der nothwendigen Vorbereitung eines gesicherten Bodens für zukünftige Kultur.

Diese *preussische Tradition* hiess, in kurze Worte gefasst: unentwegtes Fortschreiten in der eigenen Selbstkräftigung und Machterweiterung zur Ermöglichung eines einheitlich grossen Deutschland unter der nach aussen hin kampfbereit schirmenden Aegide eines kriegerisch starken Preussen.

Solange Preussen dieser seiner Tradition treu blieb, war es gross und bewunderungswerth: sie ist die Ehre seiner Geschichte, wie die Grundlage seiner Existenz; zugleich aber bedang die Treue gegen diese Tradition die Gleichgiltigkeit, ja das Unverständniss für die deutsche Kunst. Denn die nothwendige Macht der Geschichtlichkeit, welche allein Deutschland aus dem Elende seiner Geschichte kräftig herausreissen konnte, steht im direkten Gegensatze zu jener idealen und übergeschichtlichen Macht, welche in der Kunst sich verkörpert, um endlich als einziger irdischer Trost übrig zu bleiben, wenn auch die siegende Kraft der Geschichtlichkeit wiederum nur zum unendlichen Elende immer neuer „Geschichte" führt. Der grosse König, in welchem Preussen's Tradition recht eigentlich Person und That geworden, Friedrich der Einzige, ist in seinem allbekannten Verhältnisse zur deutschen Kunst typisch für alle Zeiten. Sein Nachfolger, der warmfühlende, zu hochfliegenden Plänen leicht begeisterte, aber energielose Phantast Friedrich Wilhelm, glaubte, dass die Grösse seines Vorgängers ihm nur noch die leichte Autgabe hinterlassen habe, das glorreiche Fazit der deutschen Hegemonie über Europa zu ziehen; und in diesem blinden Glauben aus einer diplomatischen Intrigue

in die andere sich stürzend, büsste er über die verschwenderische Sucht, die Früchte einer vergangenen Siegeszeit einzuheimsen, das Vermögen ein, seine grossgedachten Pläne mit echt preussischer Besonnenheit ruhig, fest und sicher vorschreitend auszuführen, und vernichtete so auf Jahrzehnte hinaus die thatsächliche und thatkräftige Macht der Preussischen Tradition selbst. Eben dieser König aber schwärmte für die deutsche Kunst: er wünschte sich Mozart und Schiller an seinen Hof; — doch Mozart zog es vor aus patriotischer Anhänglichkeit an seinen Habsburger Herrn zu Wien in Armuth zu sterben, und Schiller fand sich in der fürstlichen Hut des trefflichen Mannes Karl August heimischer als in der flackernden Gunst des unruhigen Schwärmers auf dem Throne Friedrichs des Grossen; der Freund Goethe's erweckte ihm mehr Vertrauen, als der Freund Wöllner's und Bischofswerder's: und so sehen wir denselben Fürsten, welcher in der ersten Hälfte seiner Regierung mit aufrichtiger Achtung das neue deutsche Schauspiel und die deutsche Oper protegirt und in Berlin eine deutsche Nationalbühne zu begründen gehofft hatte, schliesslich als leidenschaftlichen Anhänger eines widerlichen Mystizismus und Spiritismus, durch die aufregenden Phantasmagorien politischer Intriguants um seine edelen Aspirationen betrogen, mit nervös zerrüttetem Körper ein vorzeitiges Ende finden, und seinem biedersinnigen, ernsthaften Sohne ein unglückliches, verschuldetes Land hinterlassen, zur Beute für die aus der *Revolution*, mit der er diplomatisch kokettirt hatte, herausgeborene *cäsarische Weltherrschaft* Frankreichs.

Nach jener unvergleichen Folge der vier, ihres historischen Wollens klar bewussten Regenten, vom grossen Kurfürsten bis zum grossen Könige, musste Preussen unter der zuletzt berührten, verworrenen und schwankenden Regierung, und unter den daran sich anschliessenden Schrecken und Vernichtungen der französchen Invasion, einer höchst traurigen Verrottung und Verzweiflung anheimfallen; wovon uns die deutsche Dichtung in Willibald Alexis' Romane *Ruhe ist die*

erste Bürgerpflicht eine klassische Schilderung dargeboten hat. Aus diesem unglücklichen Zustande hatte es sich nach langem Bangen und Bedenken endlich in das erfrischende Blutbad der Freiheitskriege gestürzt, konnte jedoch den Vortheil einer völligen Rückkehr auf die stolze Stufe, welche der grosse König ihm angewiesen hatte, auch daraus noch nicht sich wiedergewinnen, sondern blieb, trotz allem äusseren Machtzuwachse beim Wiener Kongresse, dennoch mehr, als es für die kräftige Pflege der altvererbten Tradition seiner deutschen Politik günstig war, in dem Tayllerand-Metternich'schen Intriguengewebe der europäischen Restaurations-Diplomatie befangen. Bei dem unseligen Dualismus des künstlichen Bundesverhältnisses, welches damals geschaffen ward, hatte es zunächst genug mit sich selber zu thun, um unter der bis zur Aengstlichkeit vorsichtigen Regierung Friedrich Wilhelm's des Dritten von den Lasten und Nöthen der Kriegsjahre allmählich sich zu erholen. Ein Friede, von welchem man eine neue Blüthe nationaler Kunst hätte erhoffen dürfen, musste durch jene zehrende Noth der Vorjahre für Preussen dazu bestimmt werden, eine Zeit der äussersten *Sparsamkeit* zu sein. Damit aber ward der ausserordentlich glückliche Umstand, dass Preussen selbst gerade jetzt einen bedeutenden Künstler sein Eigen nannte, um seine schönsten Wirkungen gebracht. Unter Friedrich Wilhelm dem Gerechten baute Karl Friedrich Schinkel, mit verhältnissmässig wenigen ihm möglich gemachten Meisterwerken, das unansehnliche, prosaische, zopfig-steife Berlin des vorigen Jahrhunderts zur schönsten Stadt des heutigen Deutschland aus. Es ist bedeutsam, dass es die Architektur war, welche auf dem Boden des Preussischen Staates zu einzig genialer Produktion gelangen sollte. Dem militärisch-monarchischen Wesen des Preussenthums entsprach diese Kunst der Massenbewältigung durch die strenge Ordnung, das Maas und die Zahl, der Ueberwindung der trotzigsten Materie durch den sicher rechnenden Willen des einen Meisters, der seine nothwendige grosse und vielfältige Gehilfenschaar, auch gleichsam militärisch, zum präzisen

Ineinandergreifen aller Einzelnthätigkeiten befehligt. Was unter den Pharaonen Aegyptens, den Despoten von Assur und Babel, dem Grosskönige zu Persepolis, in kolossalen Bauten seinen markanten Ausdruck fand, das stellte sich auch unter dem vom Geiste des Militärstaates beseelten preussischen Regimente nach den grossen Tagen von Fehrbellin und von Leipzig durch die geniale Kunst eines Andreas Schlüter und eines Schinkel, vom Glanze klassischer Schönheit umstrahlt, architektonisch fest und erhaben auf den märkischen Sand. Ebenfalls bedeutsam aber ist es, dass diese preussischen Meister einsame Erscheinungen blieben, dass von einer Schule Schlüter's kaum einige Spuren, von einer Schule Schinkel's aber wenig mehr als die Denkmale eines impotenten Missverstehens übrig sind. Als eine „neue Zeit" auch für die Kunst in Preussen anzubrechen schien, als der mit künstlerischen Neigungen entschieden begabte, geistvolle und edelsinnige König Friedrich Wilhelm der Vierte, von den Hoffnungen aller idealistischen Gemüther in deutschen Landen begrüsst, den Thron seines lange regierenden sparsamen, und allen phantastischen Abschweifungen von der praktischen Wirklichkeit abholden Vaters bestieg, und nun die Tage kommen sollten, in welchen die stäte Noth des Künstlers, seine grossgearteten Pläne an den enggezogenen Zäunen der preussischen Finanzwirthschaft scheitern und sein ideales Werk überall in ein armes Stückwerk verkehrt sehen zu müssen, ihr Ende erwarten durfte: da endete das Leben des Meisters selbst, und schwächliche Epigonen, welche die königlichen Phantasien künstlerisch zu bewältigen nicht vermochten, fanden nun zu thun an seiner Statt.

Beachten wir aber ernstlich den Charakter jener „neuen Zeit", wie er in der Folge bis zur Herrschaft der modernen *liberalen Doktrin* sich entwickelt hat: so werden wir nicht umhin können einzugestehen, dass für eine solche Zeit das künstlerische Epigonenthum durchaus an seinem Platze war, wogegen der wirklich geniale Künstler, inmitten des styllosen Wirrwarres liberaler Individual-Freiheiten, mit seinem produktiven

Bedürfnisse seiner Zeit einen grossen Styl zu schaffen, ebenso unglücklich verloren gewesen wäre, wie sein fürstlicher Beschützer, dessen romantischer Traum einer christlich-deutschen Monarchie in der wirbelnden Strömung des auflösenden modernen Geistes mit tödtlichem Schrecken zergehen musste. Jene kühne That des Kurfürsten Friedrich des Dritten, welcher im stolzen Bewusstsein der bedeutsamen Zukunftsthaten seines Vaters, einem ohnmächtigen Kaiser gegenüber, mit dem Wahlspruche *suum cuique* die preussische Königskrone sich selber vom Altare nahm und auf das Haupt setzte: diese autokratische That, als das Symbol der cäsarischen Zukunft Preussens, konnte noch in den grandiosen Römerbauten des Schlüter'schen Schlosses und Zeughauses und in der gebieterischen Erzgestalt der schönsten deutschen Statue, des Grossen Kurfürsten auf der Langen Brücke, ihren stylvollen Kunstausdruck finden. Welchen dominirenden historischen Gedanken, welche entscheidende That seiner Zeit hätte aber Schinkel, selbst bei seinem Leben, in eine grosse, bestimmende, nationale Stylform fassen können, nachdem sein erhabener Plan der *deutschen Kathedrale* zur Feier der Völkerbefreiung, als ungeeignet für die trübselige Folgezeit, fast ebenso, wie späterhin der Kaisermarsch des Musikers, in das Reich der stummen Künstlerträume verwiesen worden war? In gleicher Unausführbarkeit steht am Ende seines Lebens, wie eine Hinterlassenschaft an die verständnisslose, fremde Zukunft, sein noch für den damaligen Kronprinzen entworfener, alle Zweige der monarchischen Regierung architektonisch zusammenfassender, phantastischer Plan einer *idealen Residenz,* welchem sowohl der autokratisch gebietende königliche Bauherr, wie der spezifisch preussische Geist der Politik, der darin in der That einen erhabenen Styl gewonnen hatte, nur zu bald in der geschichtlichen Umwälzung der Revolutionsjahre verloren ging. So blieb für die Wirkung des grossen Architekten, welchem die styl-ermöglichende Zeit gebrach, nur noch die von ihm herrlich vollendete Aufgabe jener edelen *Vermittler* des Idealismus in öden Kulturperioden übrig: durch energische

Darstellung des Schönen als solchen den ästhetischen Sinn im Volke überhaupt einigermaassen zu klären und lebendig zu erhalten für künftige glücklichere Tage einer künstlerischen Blüthe nationaler Kultur. Wenn heute in der kunstwidrigen Sphäre der preussischen Hauptstadt noch künstlerischer Sinn sich zeigt und edele Kunsterscheinungen auf seine Weise zu erkennen vermag, so wirkt darin der unabweisbare Einfluss jener schönen monumentalen Umgebung, welche dereinst der einsam geniale Architekt, den kargen Verhältnissen seiner Zeit abringend, seinen wenig ideal beanlagten Mitbürgern zu schaffen bemüht gewesen war. Ja, der Strahl jenes bildenden Schönheitslichtes schimmert selbst noch, wenngleich in widerlicher Mischung, über die unruhigen Styl-Vermengungen und Anhäufungen der Epigonen, welche in ihren barbarischen Formenkonglomerationen dem, eines einheitlichen Styles durchaus unfähigen Geiste des *Liberalismus* mit seinem individualistischen *laisser aller* den ganz entsprechend bunt verworrenen und willkürlichen Ausdruck gaben; — wogegen vielleicht ein zukünftiger preussischer *Staatssozialismus*, wenn ihm die Geschichte einen vollen deutschen Athem zu gewinnen vergönnte, nach dem erhabenen Stylvorbilde jenes traumhaften Residenzplanes unseres märkischen Meisters zurückzugreifen versucht sein könnte.

Unter Friedrich Wilhelm dem Vierten wiederholten sich für die hoffnungsvollen Aussichten der Kunst gewissermaassen die Erfahrungen von der Regierung seines Grossvaters. Der phantasie- und geistvolle *Romantiker auf dem Königsthrone* fand keine wirklich geniale Hilfe bei seinen hochfliegenden Plänen; anstatt idealer Freudenfeste der Kunst aber gab es *Revolution*, diesmal gar im eigenen Lande, und trieb den enttäuschten Herrscher eines enttäuschten Volkes in Verwirrung und Herzensnoth bis zum Tode. Wie Friedrich Wilhelm der Zweite die Erbschaft des Genius' seines Oheims antrat mit der Traumvorstellung einer Preussisch-Deutschen Hegemonie in Europa, so übernahm Friedrich Wilhelm der Vierte das von seinem Vater gerettete Preussenthum mit der unklaren Idee,

Preussen soll in Deutschland aufgehen, zu einer Zeit, in welcher es ein lebenskräftiges Deutschland noch gar nicht gab, worein ein historisch so eigenartig erwachsenes und noch zu so schwerer Arbeit an seiner besonderen Aufgabe bestimmtes Preussen hätte aufgehen können. Aus dieser Unklarheit fand der unglückliche „königliche Romantiker", als er den altgeheiligten Boden preussischer Volkestreue selbst durch den fremden Geist moderner Revolutionsfaiseure unter sich erschüttert fühlen musste, nur noch den verzweifelten Ausweg in die völlige Dunkelheit der *Reaktion.* Das Preussen der Reaktion verdarb es nun völlig mit den ohnehin schwachen Sympathien des deutschen Volkes; und so schien in der That dasjenige, was man jetzt allgemein den *Deutschen Beruf* Preussen's nennt, diesem kühn aufgeblühten Staate, mitsammt der straffen militärischen Zucht bei Fürst und Volk, in Verlust gerathen zu sein*), ohne dass man an anderer Stelle hätte einen Ersatz bei dieser wesentlich auf die militärischen Erfolge angewiesenen Macht erblicken dürfen. Waren die militärischen Erfolge in der Reaktionszeit von kläglicher Art, so konnten die künstlerischen Erfolge auch nicht den erwarteten tröstlichen Glanz darüber decken. Da wurden fremde Künstler herbeigezogen und malten mächtige Wandgemälde in einem widerlichen allegorischen Style, der auf lange hin den Geschmack des Publikums irreleitete und verdarb, oder sie entwarfen mit edeler Begabung Riesenkartons in der etwas unbeholfen nachgeahmten Manier einer grossen Vergangenheit, die auf dem Boden eines königlichen Schlosses vermoderten, bis ihnen später ein eigenes Museum nach dem, von Schinkel's Genius verlassenen, unvertraulich kalten Klassizitätsformalismus errichtet ward; woselbst nun das preussische Volk sich von ihnen die Lehre entnehmen konnte, dass es mit

*) Man lese z. B. über das signifikante Benehmen des preussischen Vizegouverneurs der Bundesfestung Mainz, Generals von Hüser, während der Tage der revolutionären Bewegung von 1848, in den „Bemerkungen zu den Denkwürdigkeiten des Generals v. H.", vom Minister Freiherrn v. Dalwigk. (Darmstadt 1878.)

einer solchen Kunst in seinem Herzen nichts gemein habe. In der Spree aber lagen die Grundsteine des *Preussischen Domes,* für welchen jene Kartons bestimmt gewesen waren, und der nach den Plänen des königlichen Kunstfreundes selbst hatte erbaut werden sollen; doch alle späteren Konkurrenzausschreibungen zur Vollendung des grossen Lieblingswerkes des verstorbenen Monarchen brachten es nicht dahin, dass jene todten Steine im Flusse zum wachsenden Kunstwerke sich belebten. In den Ruinen des unfertigen *Campo santo* wurden hernachmals die Abgüsse der Ausgrabungen von Olympia untergebracht, wofür das neue deutsche Reich, unter der Protektion seines Preussischen Kronprinzen, eine Million geopfert hatte, deren Originale aber in Griechenland verblieben, wohin sie auch einzig passten; — während in Berlin die Kunst den Styl des Fragmentarischen, Abgegossenen, Fremdartigen und Kuriosen getreulich beibehielt.*)

---

*) Zu Stande kam dagegen allerdings, wenn auch erst zwanzig Jahre nach dem Tode des edelen Fürsten, in unseren neuesten Tagen die Vollendung des gewaltigen Werkes der Jahrhunderte, des erhabenen *Kölner Domes,* diese seine „eigenste Idee", deren ersehnte Verwirklichung er selbst mit den schwungsvoll begeisterten Hoffnungsworten eingeweiht hatte, dass der Bau als *ein Zeichen des Gottesfriedens und des Menschenfriedens* über die Deutschen Lande ragen möge. Er kam zu Stande, Dank der immerhin etwas hebräisch anrüchigen Erfindung der *Dombau-Lotterie* und mit Hilfe der gemeinsamen Unterstützungen hochherziger Deutscher Fürsten und — wohlsituirter Deutscher Juden, welche abwechselnd farbenprächtige Glasfenster stifteten für den römisch-katholischen Hochaltar der gotischen Kathedrale am nationalen Rhein. Er kam zu Stande, während der *Kulturkampf* den erzbischöflichen Fürsten der Kirche selbst aus dem Lande verbannt hielt, und die protestantischen Souveräne wohl oder übel die Feier des katholischen Gotteshauses, in Ermangelung einer natürlichen Basis, als das Geburtstagsfest des verstorbenen königlichen Bauherrn in einer evangelischen Kapelle begehen mussten. — Als hierauf unser ehrwürdiger Kaiser in seiner unvergleichlichen Liebenswürdigkeit von der Einweihung des katholischen Domes sich zur Einweihung des Frankfurter Opernhauses begab, war es wiederum spasshaft zu sehen, auf welche Weise einer der geistreichsten modernen deutschen Dichter sich aus der Verlegenheit einer Festspiel-Dichtung zu

Wenn man die wunderlich ironischen Schicksale wirklich ernst und edel gemeinter Preussischer Kunstpflege kennen lernt, so kann man sich wahrlich freuen, dass unsere grosse musikalisch-dramatische Kunst nicht auch in dieses seltsame Gewebe verwickelt ward, sondern unter der Obhut eines idealen Fürstensinnes in Bayerischen Landen ihren festen Boden gewinnen durfte. Auch die königlich-preussische *Hofoper*, unter Friedrich dem Grossen ein glänzendes italiänisches Gesangsinstitut, ward unter dem Heerführer der deutschen Freiheitskämpfer, Friedrich Wilhelm dem Dritten, wiederum einem italienischen Maestro, Spontini, unterstellt. Seine prachtvollen Werke mit ihrem stolzen römischen Heroenrhythmus, wie seine eigene, um eine militärische Präzision stylvoller Ausführung mit despotischer Strenge besorgte Direktion, das passte vortrefflich zu dem Charakter des Preussischen Staates; und dass nun Schinkel's idealer Geist für diese theatralisch-

---

letzterem Zwecke einzig zu helfen wusste: indem er nämlich nicht anstand, die unvermeidliche Germania auf der Scene des Brünnhildensteines, zum tröstlichen Beweise für den Wohlstand der Kunst im neuen Reiche, der unvermeidlichen Muse als die drei leuchtendsten Ereignisse nationaler Kunstfeste unserer Zeit: die Errichtung des *Niederwald-Denkmals*, die Vollendung des *Kölner Domes* und — die Eröffnung des neuen *Opernhauses* in der Judenstadt am Main, auf dessen Giebel die Statue des Apoll und — der *Recha* ragen, zu Gemüthe führen zu lassen! — So kommt im modernen Deutschland ein der edelsten Anstrengungen würdiges Kunstwerk zu Stande und — in solcher Gesellschaft wird es gefeiert. — Wahrlich, wenn uns die Durchführung des grossartigen Werkes jenes herrlichen deutschen Dombaues mit einiger Zuversicht erfüllen darf für die Möglichkeit einer Vollendung auch unseres grossen künstlerischen Unternehmens: so sollen wir, bei aller Hoffnung auf eine minder bedenkliche Art solcher Vollendung, doch zugleich uns niemals darüber verwundern, nach wie vor auch unser Bayreuther Festspielhaus von dem herrschenden Kunstgeschmack in eine Reihe gestellt sehen zu müssen mit dem prunkenden Millionen-Machwerke jedes neuen Operntheaters ohne jegliche ernstere künstlerische Bedeutung, wo es alsdann auf besagten Kunstgeschmack allerdings nur den Eindruck ärmlicher Nothdürftigkeit, anstatt idealer Nothwendigkeit, wird hervorrufen können.

musikalischen Triumphe in der Erfindung seiner herrlichen Dekorationen sich einmal zu völlig freier Entfaltung zu bringen vermochte, das war vielleicht das Allererfreulichste und Erspriesslichste, was auf dem Boden Preussen's für edele Kunst überhaupt jemals geschehen konnte. Noch heute sind diese genialen Werke des phantasiereichen Architekten der eigentliche Ruhm des sonst so verwahrlosten Berliner Theaters, und ihre Wirkungen auf das Gemüth des Publikums jedenfalls für bildender und veredelnder zu schätzen, als wie man es etwa von Kaulbach's gefeiertem Pinsel, an den Wänden des Treppenhauses im Neuen Museum, behaupten darf. Hier hat sich denn auch eine Art von *Schule* gebildet, welche freilich nicht über die Leinwand hinausging; denn die Berliner Hofoper selbst, durch Spontini nicht ohne Wucht und Würde auf strenge Klassizität im Geiste Gluck's gestimmt, verfiel unter der folgenden Regierung des kunstsinnigen Königs den Händen der öden Talentlosigkeit, und *General-Musik-Direktor* ward, an Spontini's Statt: Meyerbeer. Auf diesem Felde brachte es der Preussische Kunstgeist dann endlich zu seiner eigentlichen Blüthe in einem gewissen kleinen jüdisch-wienerischen Genie für Italiänisch-Meyerbeer'sche und dazu gemachte Mozartische Kantilene. Und so weist uns auch dies, wie fast alles, was in künstlerischer Hinsicht dort zur „Blüthe" und „Vollendung" kam, über die Regierung des wahrhaftigen Idealisten unter Preussen's Königen hinaus und auf die Regierung Wilhelm's des Ersten hinüber, dessen hohe Bedeutung als preussischer Monarch nun aber wiederum ganz im Gegentheile gerade durchaus auf jenem anderen, klar und kühn von ihm wiedergewonnenen Gebiete der alttraditionellen *Preussischen Politik* zu suchen, und daher am Wenigsten verwunderungsvoll anzuklagen ist, wenn es mit der Blüthe und Vollendung der Kunst zu seiner Zeit nicht eben erfreulich aussieht.*)

*) Dies kann ja schliesslich in Deutschland nirgends mit rechter lebensvoller Freudigkeit und gesunder Vollkommenheit der Fall sein, da überhaupt ein nationales Kunstleben im Bewusstsein unseres Volkes

Mit der Regentschaft des jetzigen Königs, mit dessen „eigenstem Werke", der *Reorganisation des Heeres,* und mit dem von ihm berufenen Ministerium Bismarck, welches die traditionellen Ziele des Hohenzollerischen Fürstenhauses wiederum vollbewusst in das Auge fasste, war Preussen sich selbst zurückgegeben. Jene eigenthümliche Art der altpreussischen Politik: eine Verbindung von schlauester Diplomatik und eiserner Thatkraft — wie sie einem auf starke Selbsthilfe angewiesenen *Kleinen* inmitten neidischer *Grossen* geboten ist, und uns schon in dem Verhältnisse der antiken Germanen zur Römermacht, personifizirt in dem Charakter des cheruskischen Sachsen Armin, als deutsche Eigenthümlichkeit sich zeigt — diese merkwürdige und echt geschichtliche Art brachte nun Preussen, und mit ihm Deutschland, binnen eines Jahrzehntes auf dem Wege zu seiner historischen Zukunftsgewalt um die ganze grosse Strecke vorwärts, welche seit einem Jahrhundert zurückzulegen versäumt worden war. Die furchtbare Schnelligkeit dieser jüngsten Entwickelung, das angespannte Streben nach einer einzigen Richtung hin, und nun wiederum die nothwendige aufmerksamste

fehlt, und man bestenfalls es nur zu einem regsamen Künstlerleben zu bringen vermag. Ein solches nahm sich dann freilich in jener *süddeutschen* Residenz (welche doch an und für sich selbst, trotz der intensivsten fürstlichen Verschönerungssorge, auch nur den befremdlichen Eindruck kühler Künstlichkeit hervorruft), bisher weit frischer und schwungvoller aus, als droben in der (immerhin eigenartiger sich darstellenden) nordischen Hauptstadt, wo die sogenannten *Künstlerfeste,* in Folge einer widerlichen undeutschen Zersetzung des ursprünglichen ehrlich trockenen preussischen Realismus, in ein bedenkliches Objekt für die Beobachtungen der *Sittenpolizei* ausgeartet sind. Jenes Münchener Leben konnte noch einem Deutschen Dichter, wie Gottfried Keller in seinem *grünen Heinrich,* oder Paul Heyse in seinem *Paradiese,* den Stoff zu epischer Darstellung verschaffen; leider aber mussten wir jüngst im Lichte eines grauenhaften Brandes bemerken, dass der frivole Geist der neuen Reichskunst nun auch schon im Süden seinen Einzug gehalten hat, und dass so schliesslich alle Eigenthümlichkeiten deutschen Geistes, Humors und Talentes in der einen grossen Siegesfluth des vorher charakterisirten verjudeten Possenwitzes untergehen werden! —

Bewahrung des Gewonnenen und ämsige Vorbereitung neuer Schritte zur Verwirklichung der vollen Bedeutung des im „Deutschen Reiche und seinem Kaiser“ nur erst äusserlich erreicht dünkenden Zieles — alles dies musste Preussen bei seiner energischen Wiederkehr zu seinem „Deutschen Berufe“ als rücksichtslos, herzlos und selbst verständnisslos gegenüber jedem anderen Bedürfnisse des deutschen Volkes erscheinen lassen. Es bewährte dabei den alten Wahrspruch seines typischen Monarchen, des Vaters seines grossen Königs, welcher es mit vollständiger Ehrlichkeit ausgesprochen hatte, dass im Preussischen Staate die Bürger der Gegenwart alle Leiden zu ertragen hätten für die mühsam zu erringenden oder vorzubereitenden Vortheile der Bürger der Zukunft.

Auf die *Zukunft* gerichtet war der Blick des Preussischen Adlers von jenem ersten Hohenzollern an, welcher die Burgen der Quitzow's zerstörte, — von seinem Sohne Friedrich dem Eisernen, der sich selber die Burg von Kölln an der Spree erbaute und dem Bären von Berlin die Kette anlegte, — von seinem Bruder Albrecht dem Achill, welcher das Grundgesetz hinterliess von der unwandelbaren Selbständigkeit der Brandenburgischen Mark gegenüber den heimathlichen Reizen der fränkischen Fürstenthümer, — bis auf die vier Heroen vom Dreissigjährigen bis zum Siebenjährigen Kriege, und wiederum bis auf unsere Zeit der unvergleichlichen Siege in Böhmen und Frankreich. Wer aber aus eitel Stolz über solche Glorie so bescheiden hätte sein wollen, in ihr schon das erreichte Ziel der deutschen Politik Preussen's zu bewundern, der würde seinen Irrthum nun in den Enttäuschungen, Missstimmungen und Verwirrungen büssen müssen, welche nur zu bald schon nach der letzten Siegeszeit von Preussen her nebelhaft über Deutschland sich zu verbreiten begonnen hatten. Noch immer muss der Adler wach und scharf *in die Zukunft* blicken, wo seiner die letzte Lösung der gewaltigen Aufgabe seines „Berufes“ warten soll. Jenes bedeutsame Schmeichelwort Voltaire's an den grossen König: *Die Preussische Uniform muss nur dazu dienen die Wälschen auf*

die Kniee zu bringen konnte man bereits 1870 erfüllt glauben; aber schon jene seine zweite Behauptung: *Paris ist, davon bin ich überzeugt, Ihre Hauptstadt* durfte 1871 bei dem Siegeseinzuge des neuen Deutschen Kaisers noch beträchtlich zweifelhaft dünken, — während sein dritter Ausspruch noch heute als eine erschreckend grandiose Prophezeihung auf eine weite, blutige Zukunft gelten muss: *Die Vielheit der Staaten dient zur Erhaltung des Gleichgewichtes, bis eine Macht, gross genug, um die anderen zu absorbiren, in Deutschland sich bildet.* Niemand kennt diese Macht besser als jener spähende Adler, dessen gegenwärtige, menschliche Inkarnation in der Person des schweigsamen Marschalls unserer glorreichen Feldschlachten aber auch zu den prophetischen Worten des beredten Philosophen eine kurze und bündige Ergänzung, in dem bekannten Schreiben an einen trostbedürftigen Landmann, uns gegeben hat: wonach der endliche Friede für alle die rastlosen Anstrengungen unserer reisigen deutschen Geschichtsgewalt *erst nach ein paar Jahrhunderten*, und zwar *nach einer religiösen und moralischen Umwandlung des Volkes* zu erhoffen sei, — als welche selbst doch wiederum erst aus gewaltigstem geschichtlichen Ringen und Leiden, und nicht ohne entscheidende Beihilfe der über die Wehen der Geschichtlichkeit endlich obsiegenden idealen Mächte, herausgeboren zu denken ist.

Ein ehrlicher und ernster deutscher Sinn, welcher das eigenthümliche, in herrlichen Einzelerscheinungen zu Tage getretene, *nationale Wesen* seines Volkes und Vaterlandes verständnissvoll innig liebt, muss es tief schmerzlich empfinden, dass die einzige reale *Macht* in der neuen deutschen Geschichte nur unter der Versäumung deutscher Pflichten, unter der Verkümmerung deutscher Art, und unter der Zerstörung deutscher Formen in das Leben treten konnte, und gegen die, nach jedem geschichtlichen Erfolge um so bedrohlicher sich rüstende Rivalität der neidischen Nachbarn ihres Lebens sich zu wehren haben sollte. Er wird es zu beklagen finden — gleichwie unser Freund Constantin Frantz in unübertrefflich klarer Aus-

einandersetzung dies gethan hat —, dass Preussen seinen ursprünglichen und natürlichen Beruf, nämlich: die Vertheidigung, Ausbreitung und Kultivirung der deutschen Ostmarken gegenüber der fremdartigen slavisch-asiatischen Barbarei aufgegeben, und bei der Verfolgung seines, historisch gewordenen, *deutschen* Berufes gerade diese ihm eigenthümlichen Ostmarken einer so dauernd nothleidenden Kulturbedürftigkeit überlassen hat. Aber selbst er wird es nicht leugnen können, dass Preussen mit stärkster geschichtlicher Nothwendigkeit dazu getrieben worden ist, diesen für sein eigenes inneres Gedeihen schädlichen Weg rastlos zu beschreiten. Zur Zeit der Reformation erscheint uns Sachsen in der Mitte von Deutschland als derjenige Staat, welcher eigentlich berufen war, und mit der Protektion des Protestantismus ein edeles Zeugniss für seinen Beruf ablegte: die Führung einer national-deutschen Politik gegenüber dem entdeutschten Römischen Kaiserthume Spanien-Oesterreichs zu übernehmen. Auf dem Schlachtfelde von Mühlberg schon ward dieser Beruf erstmals verspielt; die älteste protestantische Fürstenfamilie unseres Vaterlandes musste zuletzt, zersplittert und geschwächt, ihren kräftigsten Zweig um polnischen Kronenlohn dem Katholizismus wiederum verfallen sehen. Deutschland ward in der endlosen Noth der furchtbarsten Kriegszeit zum Spielballe aller europäischen Mächte, welche sich nun, wie der französische König das Elsass, ein Stück nach dem andern von ihm abreissen mochten, wenn nicht eine neue Macht sich fand, welche mit deutscher Beharrlichkeit und besonnener Klugheit das Werk energischer Selbstkräftigung, zum Schutze des zerrissenen Vaterlandes unter seiner Zentralgewalt, auf sich nehmen wollte. Schon war Schweden auf dem besten Wege, diese Schutzherrnschaft sich anzueignen und als der glückliche Erbe des sächsischen Protestantismus in Deutschland despotisch-militärisch Ordnung zu schaffen. Da entschied sich auf dem Felde von Fehrbellin das Schicksal der deutschen Zukunft: der grosse Kurfürst von Brandenburg übernahm den schwedischen Gedanken, als ein einheimischer deutscher Fürst, demselben frän-

kischen Zentrum der deutschen Lande entstammend, welches gerade zweihundert Jahre später zur Heimath werden sollte für die Deutsche *Kunst.* Und mit diesem Gedanken nahm er zugleich die alte, organisatorische Tradition seiner fürstlichen Vorgänger von Anhalt und von Franken auf, um sie nun in ihrer nationalen Erweiterung über die Gränzen des märkischen Koloniallandes auf das ganze, des Führers und Ordners bedürftige Deutschland, seinen dreien in aufsteigender Linie mächtig emporwachsenden königlichen Nachfolgern von Preussen zu vererben. Wenn diese tapferen Söhne des Hohenzollerngeschlechtes nicht fort und fort die Stärkung und Vergrösserung ihres preussischen Staates und die straffe Ausbildung ihrer Militärmacht zum glänzenden europäischen Unikum im Auge behalten hätten, — wenn Preussen nicht eben das geworden wäre, was es ist, und das war, was es dazu werden liess: so sähen wir heute den Rhein an Frankreich, die Ostprovinzen an Russland, die Nordküste an Holland und Schweden verloren, Oesterreich aber, von keinem starken deutschen Nachbarreiche mehr beeinflusst und gestützt, wäre völlig dem Slaven- und Magyarenthume in die Hände gefallen, und so auch Schlesien der deutschen Nation verloren gegangen; Deutschland wäre ein elendes, der Zerstückelung geopfertes Flickgeschöpf ohne Kraft und Bedeutung, eine Art von listig genährtem Krankheitsflecken im Herzen Europa's, gleichwie heutzutage das türkische Reich am barbarischen Ost-Ende des Kontinentes. Ja, auch was wir von deutscher Kunst besitzen, und was sie auf deutsche Herzen wirken konnte — wenn es gleich auch bisher durch ein gewaltsames Gebot unselig geschichtlichen Schicksales einer glücklichen und freien Entwickelung beraubt blieb —: es wäre ohne die Erhaltung Deutschlands selber auch nicht einmal zu jener Blüthe gelangt, welche uns heute inmitten der, aus der Nothwendigkeit jener Erhaltung entsprossenen Nöthe mit idealer Tröstung beglückt. Denn von einem Volke, das auf der Tafel der Geschichte ausgelöscht ward, kehrt auch der Genius der Kunst sich ab und sucht sich ein anderes Feld, wo er seine Hütte baue.

So wollen denn auch wir nicht ferner darüber klagen, sondern müssen es vielmehr als wohlbegründet begreifen und gelten lassen, wenn Dasjenige, was wir in den Begriff *Unserer Kunst* zu fassen pflegen, auf dem Sandboden der Mark nicht zu wirklich Kultur schaffendem Gedeihen gelangen kann. Wir wollen uns, selbst Angesichts dort etwa noch erzielter grösserer künstlerischer Erfolge derselben, doch nicht einmal mit der Erwartung täuschen, dass, solange Preussen sich selber treu bleibt, das wesentliche Verhältniss zwischen den Mächten des Idealismus und Realismus daselbst ein anderes werden könne. Lassen wir das *„Andere“*, das der Welt *„Noth thut“*, seine schwere Aufgabe weiterhin bis an ihr dunkeles Ende erfüllen; während wir uns um so entschlossener dem *Einen* zuwenden, darin wir unsere eigene Aufgabe erblicken dürfen: über all jene Noth der Geschichtlichkeit hinaus *eine tröstliche Erhebung zum Uebergeschichtlichen* anzubahnen, dessen ideale Macht auch zur Begründung einer wahrhaften Kultur in unserem Vaterlande unentbehrlich bleibt. Ein Deutscher Fürst hat in unvergleichlicher verständnissvoll edeler Huld uns zur Lösung dieser unserer Aufgabe auch die irdische Stätte in seinem Lande gesichert, und damit in der That, der Geschichtsgewalt des deutschen Nordens gegenüber, zu seinem unvergänglichen Ruhme, den nothwendig ergänzenden idealen Widerhalt für alle Möglichkeiten einer zukünftigen deutschen Nationalkultur aufgestellt. Freuen wir uns, die wir des radikalen Gegensatzes jener beiden Begriffe *Berlin* und *Bayreuth* uns voll bewusst geworden sind, immerhin des merkwürdigen Zusammentreffens preussischer und bayerischer Fürstenerinnerungen in der Geschichte unserer neuen fränkischen Kunstheimath. Ernstlicher aber noch dürfen wir an der wundervollen Erfahrung uns erbauen, dass jener künstlerische Geist, welcher einzig in dem Reiche der deutschen Geschichtsgewalt selbst das Evangelium der Schönheit mit der Sprache der Steine verkünden durfte, in Betreff der architektonischen Gestaltung eines idealen *Deutschen Theaters* ahnungsvoll bereits übereinstimmte mit den erleuchteten Ideen unseres musikalischen

Meisters, welche denn auch nach dem Grundplane des allein wirklich bedeutenden und originalen Nachfolgers Karl Friedrich Schinkel's, des ebenfalls norddeutschen Gottfried Semper, in dem *Bayreuther Theaterbaue* zur Verwirklichung gelangen sollten. Dies gelte uns als ein eigenthümliches Symbol für die Möglichkeit einer höheren Verbindung von Nord und Süd in dem grossen Zukunftswerke der Deutschen Kultur.

III. Möglichkeiten für Geschichte und Kunst in der Zukunft.

Einleitung.

Niemals dürfen wir es uns verhehlen, dass wir mit solchen Betrachtungen *geschichtlicher* Mächte und Verhältnisse, wie wir sie im vorigen Abschnitte anzustellen hatten, durchaus auf dem Gebiete des Furchtbaren uns befinden. Als den Bekennern eines idealeren Glaubens, wie der an den Kampf der Gewalt und List um das historische Dasein im Besitze der Uebermacht es ist, muss uns dieses Furchtbare immer wesenhaft fremd bleiben. Eine Hoffnung auf dereinstige Versöhnung und Verschmelzung des geschichtlichen mit dem idealen Elemente hat für uns heute nur erst insofern eine realere Bedeutung, wie die eines phantastischen Zukunftstraumes: als sie uns dazu anregen muss, unsererseits Alles daran zu setzen, um diejenigen idealen Elemente, welche vorhanden sind, für jegliche *Möglichkeit* der Zukunft fortdauernd rein zu bewahren, zu kräftigen und ihre Wirkungssphäre zu vergrössern. Der Anblick des Furchtbaren soll uns also nicht entmuthigen durch die Erkenntniss seines absoluten Andersseins gegenüber Dem, was wir glauben und anstreben: sondern er soll uns um so mehr darin bestärken, allezeit in unserer eigenen idealen Welt das Beste und Förderlichste zu thun, um dieselbe inmitten der entsetzlichen Nothwendigkeiten des politischen Ringkampfes der geschichtlichen Staatsmächte, als eine innere Nothwendigkeit des Volks- und Menschengeistes, lebendig zu erhalten.

Das Furchtbare der geschichtlichen Nothwendigkeit erhellt am Bedeutendsten gerade aus dem in unserem Vaterlande seit Jahrhunderten sich abspielenden historischen Drama. Hier rief die Noth der deutschen Geschichte als einzige Hilfe die kräftig einseitige Entwickelung der Macht Preussen's hervor, welche aber, nun einmal derart emporgewachsen und zur politischen Herrschaft in Deutschland gelangt, auch für alle fernere Sicherung dieses geretteten Deutschland nur unter schmerzlicher Beschränkung einer sorgsameren Pflege der inneren nationalen Kräfte darum bemüht zu bleiben hatte, die erreichte Machtstellung vor einem vernichtenden Wiederverluste nach aussen hin zu schützen. War bereits in Frankreich und in Russland der moderne Caesarismus zum schroffesten Ausdrucke gelangt, so musste wohl oder übel nun auch Deutschland — wollte es den Wettkampf der Nationen um die Existenz als europäische Macht durchführen und nicht im Nachlassen die eigene Existenz gefährden — demselben Ziele mit schreckenerregender Hast zusteuern. Die Keime seines, in Zukunft noch immer energischer sich ausprägenden Caesarismus oder Imperialismus liegen also einerseits sicherlich in dem eigenartigen Militarismus Preussen's, als in einer nationalen Nothwendigkeit von jenem oben erwähnten furchtbaren geschichtlichen Charakter. Andererseits aber beruht der Caesarismus bei uns, wie überall, auf der Grundlage der Demokratie, welche selber in Deutschland als ein fremdes Gewächs zu betrachten ist, und mit deren Aufkommen, wie wir bereits bemerkten, Preussen sich selbst untreu zu werden begann. So ist denn schon im Keime unserer Zukunft ein kranker, undeutscher Flecken, welchen wir dem herrschenden politischen Geiste unseres Jahrhunderts verdanken; während auch hier wiederum für uns eine jener seltsam zweideutigen Aussichten durch die Nebel der Geschichtlichkeit sich eröffnet, wenn wir die Bedeutung der Kunst zu *caesarischen* Zeiten in einige Erwägung ziehen.*)

---

*) Auch Bruno Bauer berührt in seinem bereits zitirten Buche *über die Bismarck'sche Aera* die Undeutschheit der Deutschen Demo-

Es ist eine ziemlich allgemein getheilte, und in der That auch wohlbegründete Meinung: dass unsere heutige Zeit derjenigen des *Römischen Kaiserthumes* in bedenklicher Weise ähnlich sehe. Dies schliesst das Bekenntniss eines Verfalles bei grössester äusserer Machtfülle bereits mit ein. Zumal für unser Deutschland muss jene Vergleichung uns treffend erscheinen. Der Charakter der preussisch-deutschen Macht ist durchaus römisch. Die politischen Aktionen der Weltmacht erscheinen in der modernen Zeit zwar minder *dämonisch* als in den ursprünglicheren Verhältnissen der antiken Welt; und doch ist es derselbe Dämon der Geschichte, der in ihren und in unseren blutigen Schrecken und Triumphen waltet. Der nüchterne Realismus des Römergeistes wiederholt sich in dem Realismus des Preussenthumes, und die wunderbarsten Erfolge realistischer Macht, welche die Geschichte kennt, hat sie dem glorreichen Militarismus jener Beiden zu verdanken. Die römische Zentralisation unter dem Imperium der Welteroberer ist auch das immer schärfer sich uns darstellende Ziel der modernen preussisch-deutschen Politik. Die gleichzeitige Auflösung nationaler Kultur in der allgemeinen Vermischung ringsher aufgenommener fremder Kulturreste, und der damit engverbundene Verlust der Volksreligion im Pandämonium der Menschenvergötterung — alles dies vollzieht sich vor unseren Augen, wie es einst die Söhne und

---

kratie, indem er darauf hinweist, dass Deutschland die Vorbedingung zur caesarischen Zentralisation, die demokratische Auflehnung gegen den alten Rechtsstaat, nicht selbst erzeugt, sondern durch die Revolutionen und Heereskraft der Franzosen importirt erhalten habe. „Nach dem Ereigniss von Jena bekam Preussen eine nationale Armee und neben einer Städteordnung nach dem Schema der französischen Konstituante wenigstens die lockenden Bilder einer provinziellen Selbstverwaltung und einer ständischen Gesammtvertretung.“ „Auch nach diesem ersten republikanisch-caesarischen Mahnruf bedurfte es noch der erneuerten französischen Einwirkungen von 1830 und 1848, damit die Deutschen endlich eine Nationalversammlung erhielten.“ „Unter dem Einfluss des französisch-oesterreichischen Krieges von 1859“ tritt der National-Verein in das Leben und beginnt die „neue Aera“ in Preussen. (A. a. O. S. 56.)

Enkel der letzten Republikaner Roms erblicken mussten. Nun aber bemerkt Bruno Bauer in der Vorrede zu seinem, unter voriger Anmerkung zitirten Buche sehr schön Folgendes:

„Neben der militärisch-absolutistischen Zentralisation und neben dem Zusammenfallen der früheren Götterbilder in dem unbestimmten Schimmer eines allgemeinen höchsten Wesens erhebt sich in den imperatorischen Zeiten immer eine dritte Macht, welche die immateriellen Güter ihrer jedesmaligen Welt in das persönlichste Gefühl zusammenfasst und den Ausgang zu einer neuen Zukunft öffnet. Zur Seite der römischen Imperatoren war der Sitz dieser dritten Macht das Gemüth, welches aus den Sätzen der alten Denkerschulen und Forscher alles für die Seele Heilsame und Rettende zusammen ballte, in Stimmungen verwandelte und zu Motiven und Forderungen zuspitzte. Und aus der Tiefe eines so bereicherten und gestärkten Gemüthes erhob sich als der mächtigste Zentralisator der Stifter der neuen Weltreligion, berief im Sklaventode am Kreuze alle Gefesselten und Geplagten zu seiner Gemeinde und sammelte sie zu einem Reiche der Freiheit, welches den Glanz der römischen Pracht überleben sollte."

Diese dritte Macht ist bei uns Deutschen unsere Kunst, von welcher wir eine Wiedererweckung auch des religiösen Bewusstseins zu erhoffen wagen. In dem Rom der Kaiser konnte die Kunst ebenfalls noch zu einer silbernen Nachblüthe gelangen; aber es war immer nur, gleich der philosophischen, die abgeleitete, nachgeahmte, und von dem sinnenden Geiste des ergreisten und mattgewordenen Alterthumes weise überdachte und geistvoll angewandte Kunst und Philosophie von Hellas. Dieser fremde Einfluss ermöglichte selbst inmitten der Schrecken des Caesarenthumes jenes goldene Friedenszeitalter des Antoninus und des Marc Aurel, welches auch uns ein Vorbild bedeuten könnte für eine dennoch denkbare, wenngleich vorübergehende Verbindung der Weltmacht mit der Macht des Idealismus im Schoosse der Zukunft. Wir Deutsche haben für die Verwirklichung eines solchen Traumbildes sogar die unvergleichlich herrliche Gabe einer überweltlichen Gnade voraus, dass wir, bei allem Elende unserer Geschichte, und neben dem übermächtigen Emporwachsen der Caesarengewalt des modernen

Realismus, immerdar die höchste ideale Kunst aus unserem eigensten Volksgeiste wiedergeboren erleben durften. Die getrennten Begriffe Athen und Rom erscheinen in unserer deutschen Geschichte Beide als die hervorragenden Eigenthümlichkeiten ihrer eigenen Entwickelung vertreten. Für den schönen Abglanz des Hellenismus, welcher dem Jahrhundert der Antonine noch einen kurzen versöhnlichen Abendschein edeler Kultur verlieh, besitzen wir die unvergängliche Sonnenwelt unserer eigenen Meister, welche das Blutgefilde und die Nothstätte der Geschichte mit all ihren Triumphen der Vergangenheit und der Zukunft mächtig überstrahlt. Ja, vielleicht so mächtig und eigenthümlich, dass diese Welt des Idealismus für sich allein dem deutschen Geiste genügen sollte, um sich gross und glücklich zu fühlen vor allen Völkern der Geschichte? — dass wir einer Hoffnung auf dereinstige Versöhnung und Verbindung des Römmerthumes unserer Politik mit dem Hellenenthume unserer Kunst überhaupt gar nicht bedürften?

Eines aber bedürfen wir jedenfalls: dass diese Welt des Idealismus uns erhalten bleibe, — dass sie nicht thatsächlich zu Grunde gehe unter den zermalmenden Rädern des dem Weltdämon geweiheten Wagens der Geschichte. Dieser Weltdämon übt in dem caesarischen Zuge unserer Zeit seine unwiderstehlich vorwärts drängende Gewalt auf unsere deutsche Vormacht, und durch sie auf das ganze, immer mehr in ihr zentralisirte Vaterland aus. Damit wird der Traum eines Weltfriedens in immer weitere Ferne hinausgeschoben. Das Motto der modernen Militärstaaten *si vis pacem, para bellum* führt thatsächlich nur zu dem *bellum omnium contra omnes.* Da könnte es nun endlich zu einem gänzlichen Zusammenbruche der geschichtlichen Macht unter der nicht mehr erträglichen Last der unaufhörlich wachsenden kriegerischen Anstrengungen und der dadurch verursachten materiellen Nöthe kommen. In diesem gewaltigen Schlusskrache der gesammten modernen Periode der Geschichtlichkeit würde alsdann zu Grunde gehen, was *endlich* ist d. h. aber, was spezifisch *geschichtlichen*

Charakter hatte; während zu hoffen stünde, dass bei der Unmöglichkeit einer völligen *tabula rasa* diejenigen Elemente der untergegangenen Weltkultur, welche als die *idealen* Repräsentanten eines *Ewigen*, wenn auch geschichtlichen Ursprunges, doch *übergeschichtlichen* Charakters sind, bei rechtzeitig und andauernd ihnen gewährter Kräftigung und Bewahrung über den Untergang hinweg ein wohlthuendes und ermuthigendes Merkzeichen zur Anknüpfung neuer, regenerirender Kulturentwickelungen darbieten könnten.

Wohl hat Constantin Frantz Recht, wenn er Preussen anräth, vor Allem seiner Eigenart getreu zu bleiben, und nicht etwa allzufrühe sein kräftiges Wesen mit dem unfertigen Wesen Deutschlands zu vermengen. Womit nicht gesagt sein soll, dass es, zur Obmacht in Deutschland gelangt, nicht für die grossen Nöthe des Volkes unter seiner harten militärischen Rüstung auch wirklich menschliche, hilfbereite Gefühle solle wach werden lassen: wie es denn in der That nicht nur durch die deutsche *Tapferkeit*, welche ihm das germanische Herzogsamt verlieh, sondern vorzüglich auch durch die so charakteristisch ausgeprägte, thatkräftig lebendige *Fürstentreue* seines echten, altpreussischen Volkes, mit der edelsten seelischen Eigenart des deutschen Wesens selbst verbunden sich bewiesen hat. Sowie nun jene *Geschichtsmacht* mit allen Kräften bestrebt sein muss, sich durch die energischeste Pflege ihrer eigenthümlichen Fähigkeiten für die Zukunft der deutschen Geschichte in Stand zu erhalten: so muss auch auf dem ganz entgegengesetzten Gebiete die Macht des *Idealismus* in gleicher starkbewusster Selbständigkeit und straff zusammengefasster Energie an der Ausbildung und Erhaltung seiner Kräfte und Werke arbeiten, deren letzte Wirkungen weit über die Gränzen der geschichtlichen Zukunft hinausreichen können. Wofür es um so förderlicher sein wird, je weniger beide Mächte bei ihren grossen einseitigen Bestrebungen in direkte Berührung treten, wenn auch das Aufwachsen idealer Macht nicht ganz ohne indirekten Einfluss bleiben dürfte auf die Verstärkung der Fähigkeit menschlicher

Empfindung selbst bei der absolut realistischen Gegenmacht, und andererseits die Idealisten von Jener immerhin, ohne ihre Ehre zu schädigen, das auch ihnen Nothwendige von praktischer Gewandtheit, besonnener Beschränkung auf das momentan Mögliche und kluger Benutzung der gegebenen Umstände sich aneignen könnten. Die Zeit, welche uns für eine solche Entwickelung vergönnt bleibt, brauchen wir uns nicht allzukurz zu denken, wenn wir nur rechtzeitig beginnen sie zu benutzen, bevor die seltenste und grösseste Möglichkeit, das Dasein eines leitenden Genius, uns wiederum verloren geht. Haben wir diesem Genius einmal Folge geleistet und das durch fürstliche Huld inmitten der Geschichtlichkeit ermöglichte Werk einer auf das Höchste und Ernsteste lebendig konzentrirten Kunstpflege entschlossen zu dauernder Förderung übernommen: so haben wir alsbald dazu vor uns den ganzen weiten Raum der Entwickelung des modernen Caesarismus bis zu seinem Untergange, welcher trotz allen drohenden Widergewalten noch lange vermieden werden kann: einerseits durch die unberechenbare, in dreissig- und siebenjährigen Kriegen und bei Napoleonischer Invasion grossartig bewährte Duldungsfähigkeit des deutschen Volkes, dem eine edelgepflegte Kunst in seinen Nöthen dann immer noch eine erhabene, über die Welt hinaus verweisende Tröstung bereiten könnte, — und andererseits durch die jeweilige, wie jetzt eben, nothwendig erscheinende wirkliche reorganisatorische Berücksichtigung nationaler Bedürfnisse von Seiten der Staatsgewalt selbst, wodurch dann wenigstens hier und dort etwas Gutes geschieht, was dem dämonischen Fortgange des geschichtlich Furchtbaren ein temporäres Hemmniss in den Weg legt, und woran sich ihrerseits gerade auch unsere Kunst, mit dem für sie ebenfalls jederzeit möglichst zu thun versuchten Guten, auf geistig fördersamste Weise selbständig würde betheiligen können. Aus solchen gelegentlichen günstigen Momenten könnte sich auch bei uns noch einmal solch ein *Antoninisches Zeitalter* entwickeln, welches nun ebensoviel weniger rasch vorübergehend, wie jenes römische,

gedacht werden dürfte, als unsere grosse deutsche Kunst unserem Volkswesen inniger zu Eigen gehört, wie die hellenische Kultur dem Römervolke. In diesem Sinne eines edelsten nationalen Eigenthumes fürderhin von uns sorglich rein gehegt und treu gepflegt, darf sie alsdann dennoch in jeder auftauchenden geschichtlichen Reorganisations-Möglichkeit den Ausgangspunkt für eine dereinstige wirkliche *deutsche Kultur* sich vorstellen, an deren Verwirklichung die thatsächliche Uebergewalt des durch die Noth gestärkten *Deutschen Idealismus*, allen ähnlichen Erscheinungen der neueren Zeit gegenüber, den nachdrücklichsten und entscheidensten Antheil zu nehmen haben würde.

Eben diese Möglichkeiten, in welche die lebendig erhaltene ideale Macht zur vollendenden Kulturbildung eingreifen könnte, ohne den völligen Untergang der geschichtlichen Macht abwarten, oder denselben schliesslich, wenn er wirklich einträte, fürchten zu müssen: diese Möglichkeiten sollen nun das Objekt für unsere folgenden Betrachtungen bilden.

Schon heute sieht das junge imperialistische Deutschland sich darauf angewiesen nach *Allianzen* sich umzuthun, welche ihm seine Machtstellung inmitten Europas gegen die grossen Nachbarmächte in Ost und West schirmen helfen, sodass diese Letzteren schliesslich durch die Existenz einer solchen starken politischen Verbindung zu der ihnen selbst nothwendigen Ruhe angehalten werden könnten. In dieser Hinsicht hat Deutschland den ihm von der Natur der Verhältnisse vorgezeichneten, einzig heilsamen Weg beschritten, auf den auch C. Frantz, gleich vielen verständigen Kennern der politischen Natürlichkeit und Nothwendigkeit, ermahnend hingedeutet hat. Die Sicherheit der deutschen Zentralmacht in Europa bleibt mitbegründet in ihrer intimen Verbrüderung mit Oesterreich, unter einer, für beide verschiedenartig-selbständigen Staatengebilde, nicht nur militärisch, sondern vornehmlich auch handelspolitisch, gleich nutzbringenden

Form. Möge diese glückliche Allianz mit der Zeit auch noch dahin führen, dass die deutschen Theile jenes vielfältig zusammengesetzten Kaiserstaates mit dem deutschen Reiche sich völlig verbinden, ohne von ihrem Gesammtstaate losgelöst zu werden: sondern vielmehr zur erhaltenden Stärkung desselben in der lebendig gegliederten Föderation der beiden Hauptvertreter des deutschen Elementes in Europa. Diese erste Föderation könnte dann wiederum den Kern bilden für eine immer weiter um sich greifende Entwickelung des föderalistischen Gedankens, zunächst durch den Anschluss der umliegenden kleineren Staaten an die vertrauenerweckende Friedensbildung der grossen Mittelmacht. Deutschland bedarf z. B. für die zukünftige Sicherung seiner europäischen Stellung eine bedeutendere Seeküste und die Möglichkeit einer stark ausgebildeten Flottenmacht zum Schutze seiner Handelsinteressen und zur Durchführung der ihm nöthigen Kolonialpolitik. Besitzt nun Holland dies, ohne es doch in seiner politischen Schwäche zum eigenen Vortheile verwerthen und entwickeln zu können: so würde ein fest begründetes Bundesverhältniss zwischen diesem Staate und Deutschland beiden Theilen alsbald eine dauernd heilsame Förderung ihrer nationalen Bedürfnisse, und ihrer staatlichen Bedeutung selbst ermöglichen. Auf diese Weise könnte die Noth des modernen Caesarismus um seine Selbsterhaltung Diesen schliesslich gerade zur Brechung seines dämonischen Weltmachttriebes führen. Eine solche Brechung bedeutet die mit wachsender Nothwendigkeit allmählich sich gestaltende Bildung eines *mitteleuropäischen Bundes*, welcher durch sein Dasein schon Frieden in Europa gebieten, und auch die grossen Nachbarreiche am Ende zwingen würde, um ihres eigenen Vortheiles willen, sich ihm zu einem weiteren grossen *europäischen Bunde* anzuschliessen. Liesse diese Entwickelung auch nicht rasch genug vollziehbar sich denken, um den seit Jahren erwarteten blutigen deutsch-russischen Wettkampf noch zu vermeiden: so wäre aber, nach einem für Deutschland günstigen Ausgange desselben, wiederum der Gewinn einer

Ablösung Polens vom Zarenreiche und eines heilsamen Föderativ-Anschlusses dieses unglücklichen Staates an den mitteleuropäischen Bund zu erwarten. Letzterer würde sich alsdann, ganz den Vorstellungen unseres Freundes Frantz entsprechend, ebenso in Folge eines siegreichen deutschen Krieges gestalten können, wie der norddeutsche Bund nach 1866, und das Deutsche Reich, welches in seiner Verfassung ausdrücklich ebenfalls ein *Staatenbund* heisst, nach 1870. Soweit einmal in seiner Durchführung gelangt, würde der friedenbringende föderalistische Gedanke den ewig unruhigen Dämonen der Geschichte so lange vielleicht noch im Zaume zu erhalten vermögen, dass die einzelnen Staaten des europäischen Bundes, ihrer Föderativ-Verfassung getreu, auch der Ordnung der aussereuropäischen Verhältnisse, unter vernünftiger Vertheilung der noch erwerbbaren Kolonialgebiete jener Länder, sich annähmen. Hierdurch neu gestärkt und in ihren Interessen verbunden, vermöchten sie nun auch der übermässig anwachsenden, und die ganze alteuropäische Kulturwelt bedrohenden Macht Amerikas für die Zukunft, soweit als thunlich, noch einen Widerhalt darzubieten. Damit wäre zugleich die politisch gesicherte Grundlage gegeben für eine etwa zu erhoffende *innere Reorganisation der europäischen Kultur*. Dieser Kultur würde wiederum Deutschland den idealen Athem einzuhauchen berufen sein; was ihm nur gelingen kann, wenn die idealen Mächte in seinem Inneren selbst bisher auf das Eifrigste und Reinste gepflegt und erhalten wurden. In der friedlichen, vernünftigen und gesunden Organisation der politischen Verhältnisse des föderativ geeinigten Europa würde dann unsere nationale Kunst ungestört zu einer internationalen Macht sich erheben, und das „*Kunstwerk der Zukunft*“ auf diese Weise den allgemeinen idealen Ausdruck der regenerirten europäischen Kultur bedeuten können.

Doch wie eine internationale Kunst nur dann eine wirklich lebendige, produktive und wahrhaftige Bedeutung haben kann, wenn sie selbst aus dem Naturboden eines nationalen Wesens sich entwickelt hat: so muss man hoffen, dass auch jene *Mög-*

lichkeit des Föderalismus für die europäischen Staaten den natürlichen Kern zu ihrer Verwirklichung stäts in dem vorbildlichen, charakteristisch nationalen ***Föderalismus der inneren deutschen Staatspolitik*** behalte. Freilich wird man nicht eben den gegenwärtig noch übrigen Spuren des alt-eigenartigen föderalistischen Systemes in Deutschland die hohe politische Bedeutung beimessen dürfen, als ob wir in der Konservirung selbst so ganz unnatürlich, nur durch die geschichtliche Willkür entstandener Gebilde, wie unsere alten Bundeskleinstaaten es sind, gegenüber der Obmacht Preussens, die Bewahrung des eigenthümlich deutschen Gedankens, und somit das Heil Deutschland's erblicken müssten. Wenn in dem deutschen Reiche der Zukunft das föderalistische System, wie wir es wünschen müssen, noch eine lebenskräftige und berechtigte Form sich bewahren soll: so haben wir, unter den obwaltenden geschichtlichen Verhältnissen, dabei immer die bereits vollzogene Konzentration aller *äusseren Machtbefugnisse* in der starken Hand des siegreichen nordischen Grossstaates, als des Inbegriffes der caesarisch-militärischen Herrschergewalt Deutschlands, vorauszusetzen. Dem gegenüber aber hätte, als ein für das Gedeihen des Volkes selbst unbedingt nothwendiges Gegengewicht, der grösseste Staat des deutschen Südens die Pflege der *idealen Güter* der Nation mit soviel Energie zu übernehmen, als ihm der zehrende Dämon der Geschichtlichkeit auf solchem Felde aufzuwenden noch gestatten mag. Vielleicht, dass im Laufe der Zeit auch noch eine dritte Macht sich finden oder bilden könnte, welche die *materiellen* Interessen der Nation in ähnlicher Weise als ihre vorzügliche Domäne betrachte, wie Preussen die diplomatisch-militärische Machtstellung des Reiches nach aussen, und Bayern die Pflege des deutschen Idealismus. Man möchte etwa an das industrielle Sachsen denken, für welches die soziale Frage bald eine Lebensfrage werden dürfte: ein stark konsolidirtes, vielleicht selbst in sich wieder föderativ verbundenes, und so auch die Thüringischen Staaten einschliessendes Sachsen inmitten Deutschlands könnte zu eminenter Bedeutung

erwachsen und dem alsdann höchstregierenden Zweige seines Fürstenstammes durch die Begabung und Arbeit des Volkes selbst seinen alten „deutschen Beruf“ in neuer Form zurückverleihen. Für das bayerische Protektorat des deutschen Idealismus aber würde in umgekehrtem Verhältnisse von dem Fürsten des Landes das herrlichste Beispiel gegeben worden sein, dem die zukünftige Politik des Staates nur zu folgen hätte, um für das edelste Wohl des Gesammtvaterlandes eine echt deutsche Thätigkeit zu entfalten, welche, weit hinaus über alle Bedeutung historischer Grossthaten der Schlachtenkunst und Diplomatie, die Bewunderung einer beglückten Nachwelt an sich fesseln würde. Was König Ludwig der Zweite aus der persönlichen hohen Huld seines edelen deutschen Herzens und seiner erhabenen Gefühle für die idealen Zeugnisse wahrer Menschenwürde immer von Neuem speziell für unsere Kunst gethan, als diese in der Noth ihrer geschichtlichen Existenz oft genug nahe an den Untergang gebracht erschien: dies Werk der Rettung und Erhaltung fortzusetzen, und auch im grossen *politischen* Sinne die bis jetzt auf eine Genossenschaft und auf das Gebiet der Kunst allein beschränkte Sorge um die Reinbewahrung des deutschen *Styles*, und damit um die Kräftigung des deutschen Geistes und die Ausbildung edeler Empfindung für das Grosse und Schöne in der deutschen Volksseele zu übernehmen, — das bleibt bis in die ferne Zukunft die hochwichtige Aufgabe eines berufenen deutschen Staates, um die eigentliche *deutsche Frage*, als die Frage nach der deutschen Kultur, in föderativem Sinne lösen zu helfen. — Es braucht wohl kaum daran erinnert zu werden, dass der letzterwähnte politische Gedanke bereits vor zwölf Jahren von Richard Wagner selbst in *Deutsche Kunst und deutsche Politik* ausgesprochen und historisch begründet worden ist.

Dies wäre also die Möglichkeit des nationalen politischen Föderalismus. Wenn ihre Verwirklichung von hoher Bedeutung sein müsste für die deutsche Kultur der Zukunft:

so mag in den engen Schranken gegenwärtiger Noth die Erwähnung einer solchen Hilfe nur erst wie ein praktisches Begehren des materiellen Bedürfnisses unserer idealen Interessen erscheinen, als welche ohne die starke Unterstützung staatlicher Macht nicht zur vollen, auf die längste Dauer gedeihlichen Entwickelung zu gelangen vermöchten. Einer solchen Auffassung unserer Hoffnungen entspringt dann wohl die vorwurfsvolle Rüge, dass wir in dieser Zeit einer allgemeinen Bedürftigkeit den realen Interessen des Volkswohles nicht auch noch durch unsere Ansprüche an materielle Förderung idealer Phantasien die dringend nöthigen Hilfsmittel entziehen sollten. Allerdings verräth ein solcher Vorwurf das gründliche Missverstehen unserer Bestrebungen überhaupt, indem er deutlich die Färbung einer verächtlichen Anschauung der von uns vertretenen Kunst, als einer Art von höherem Theatervergnügen, zur Schau trägt. Dennoch werden wir es nicht leugnen können, dass uns selbst inmitten unserer begeisterten Versuche, für unsere Kunst auch eine äusserliche Förderung und Festigung zu gewinnen, die menschliche Empfindung erfasst hat: was denn in einem Volke, in welchem alltäglich Hunger und Elend jammervolle Kunde von sich geben, eine Kunst zu beanspruchen habe, welche demgegenüber dem leidenden Volke selbst freilich wie ein unnützer Luxus erscheinen müsse. Dann durfte uns aber zunächst der Umstand einigermaassen beruhigen, dass die Ansprüche, welche unsere Kunst für ihre Sicherung und Erhaltung in der von uns gedachten Weise etwa zu erheben hätte, und welche zudem niemals als wirkliche Forderungen in die Welt der sozialen Noth sich eingedrängt haben, — dass diese sogenannten „Ansprüche“ im Vergleiche zu Dem, was in der That, ebenfalls alltäglich, trotz allem Jammer und Elend und allem drohenden Dunkel der Zukunft, bei uns im armen Lande reichlichst für die thörigsten und eitelsten Dinge hingeopfert wird, geradezu verschwindend winzig sind: so zwar, dass es mitunter den Anschein gewann, als ob eben diese Bescheidenheit der idealen Bedürfnisse sie in den Augen der Mächtigen und Vermögenden geradezu

diskreditirt hätte. Nicht dieses aber ist der Hauptgrund, weshalb wir uns allen Vorwürfen gegenüber ruhig im Rechte fühlen dürfen. Wir wissen es, dass unsere Kunst nicht die *Blüthe* einer Kultur sein kann, welche gar noch nicht existirt; wir erkennen aber in ihr ein grosses *Mittel*, um dereinst, nach Ablauf vielleicht langer und arger Zeiten, zu einer solchen Kultur des deutschen Friedens zu gelangen; und wir glauben, dass dieses Mittel auch in einer Zeit, wenn es noch den momentanen Anschein eines Luxus an sich tragen mag, doch eine dauernde Nothwendigkeit unseres Volkswesens bedeutet, indem es für eine wahrhaft edele und vollendete nationale Kultur immerdar unentbehrlich bleiben muss. Die Rettung der idealen Güter einer Nation durch alle Zeitenstürme hindurch halten wir für eine der wichtigsten Aufgaben des nationalen Sinnes; und indem wir danach streben, diesen Sinn in einer möglichst grossen Anzahl unserer Mitlebenden zu erwecken und wachzuhalten, vermeinen wir nichts zu thun, was das Wohl des Volkes, in seiner ernst verstandenen Bedeutung, beeinträchtigen könnte. Wird unserem Streben dann auch die Beachtung einer Macht geschenkt, welche gegenüber Ihresgleichen unserem Werke auch die äussere Existenzberechtigung kräftig zu garantiren im Stande ist, so werden wir dies stäts als eine Gnade und ein Glück zu betrachten haben, wodurch das ideale Wesen unserer Bestrebungen in keiner Weise beeinflusst, noch das überzeitliche, ja überweltliche Ziel des in unserer Kunst wieder lebendig gewordenen Geistes verschoben oder verdunkelt werden könne.

Dagegen muss uns allerdings der Anblick materieller Volksnoth überhaupt immer wieder mit ernstlichem Bedenken über Fortsetzung und Ende der angestrengten realistischen Machtentwickelung unserer deutschen Nation erfüllen, wenn wir auch selber schon darauf hingewiesen haben, wie viele noch schwerere geschichtliche Nöthe, als die jetztigen, sie bereits überstanden habe, ohne dabei zu Grunde zu gehen. Mit einer Zähigkeit konnte sie Jahrhunderte des Krieges und Elendes durchdauern, die ihr in der That alle Ehre macht; und dass in aller dieser

Noth der deutsche Geist immer noch die Kraft behalten hat, in so gewaltigen Meisterschöpfungen der Kunst sich uns zu offenbaren, ist dieser Ehre nicht geringster Theil. Eines jedoch bleibt gerade heutzutage bei all solchen seltsamen Tröstungen des geschichtlichen Geistes angsterregend: dass in unserer Zeit, an der Schwelle anforderungsreichster Zukunft, nun auch die gesunde Natur eben jenes mächtigsten deutschen Staates, welcher unser Volk aus allen Schwächungen stäts wiederum neu erstarkt zu glorreichen Siegen fortzuführen vermochte, — dass selbst der *preussische* Geist jetzt bereits verderbt und fast unterjocht erscheint durch eine *fremde* Macht, die im modernen deutschen Reiche alsbald zur blühenden Herrschaft gediehen ist. Ihre unaufhörliche Lukrationsgeschäftigkeit, welche sich als aufsaugender Zwischenhandel in alle Lebensverhälnisse des Volkes eingedrängt hat, zehrt an dem Marke unserer nationalen Existenz mehr als alle militärischen Bedürfnisse zu ihrem Schutze nach aussen. Im eigenen Innern des Landes wird unser Volkswohl durch die zunehmende Entziehung seiner geringen Mittel seitens eigennütziger Spekulationen zu Grunde gerichtet. Und so muss sich denn unser Bemühen um die Wahrung des nationalen Wesens nicht nur wegen des feindlichen *geistigen* Einflusses jener undeutschen Art mit aller Energie der Erkenntniss gegen dieselbe richten, sondern auch um der thatsächlichen Schädigung willen, welche sie dem *materiellen* Wohle unseres Volkes zufügt, und wodurch sie auch die etwaigen Möglichkeiten einer besseren geschichtlichen Zukunft desselben ernstlich in Frage stellt. Nimmt die Macht des Judenthumes bei uns, zugleich mit der Macht des cäsarischen Militarismus, noch weiterhin in der bisher beobachteten raschen Steigerung zu: so bleibt unserem Volke in der That nichts übrig, als sein Heil, weit mehr noch wie sonst, in einer massenhaften *Auswanderung* zu suchen.*)

---

*) Auf dem *Congress des Central-Vereines für Handels-Geographie* in Berlin, am 27. Oktober 1880, stellte der Missions-Inspektor Dr. Fabri folgende sehr beachtenswerthe Thesen auf: „Der Kongress erklärt:

Für eine vernünftige Organisation der deutschen Auswanderung zu sorgen bezeigt aber der von ganz anderen Interessen eingenommene Staat bis jetzt gar wenig Lust. Hier wagt der Adler nicht einmal mehr so scharf in die Zukunft zu blicken, wie schon vor 200 Jahren, da er über dem Haupte des grossen Friedrich Wilhelm mit stolzem Siegesfluge der Sonne näher schwebte. „Kolonien zu erwerben" gilt heute für eine allzu kostspielige politische Gefahr, welche die sonst so unweigerlich versorgten militärischen Bedürfnisse nur noch bedenklich steigern

1. Die deutsche Massenauswanderung ist eine wirthschaftlich nothwendige, besonders durch unsere Bevölkerungszunahme gebotene Thatsache.
2. Statt völlig unwirksamer Versuche, die Auswanderung zu hemmen, gilt es dieselbe so zu leiten, dass sie aus einem Kräfteabfluss zu einer wirthschaftlichen und nationalen Stärkung Deutschlands sich gestalte.
3. In Rücksicht hierauf empfiehlt es sich vor allem, die deutsche Auswanderung nach Süd-Amerika, zunächst nach Süd-Brasilien zu fördern und zu stärken.
4. Es bedarf einsichtiger und uneigennütziger Hilfeleistung durch Privatassoziationen unter Staatsüberwachung für unsere Auswanderungslustigen in der Heimath und auf der Seereise.
5. Es bedarf in den überseeischen Ländern ortskundiger und humaner Hilfeleistung für unsere neu einziehenden Landsleute.
6. Während eine direkte Unterstützung der Auswanderung durch den Staat nur in Ausnahmefällen für zulässig erscheint, ist die Bildung von Kolonial-Gesellschaften für Süd-Amerika dringend erwünscht. (NB. Juden ausgeschlossen! D. Verf.)

Kolonial-Direcktor Sellin beantragte zu beschliessen:

Die deutsche Reichsregierung ist zu ersuchen, geeignete Fachmänner nach Süd-Brasilien behufs genauer Information der dortigen Verhältnisse zu senden.

Nachdem noch Herr Dr. Avé-Lallemand, aus 20jähriger Erfahrung, sowie ein anderer früherer Bewohner der Argentinischen Republik sich im Sinne des Missions-Inspektors Dr. Fabri geäussert, gelangten dessen Thesen, sowie der vom Direktor Sellin gestellte Antrag einstimmig, zur Annahme. — Auf Antrag des Dr. Kersten wurde noch resolvirt „Der Kongress spricht die Erwartung aus, dass die deutsche Reichsregierung der Auswanderung nach Süd-Brasilien fernerhin keine Hemmnisse bereiten werde."

müsste. Wobei man nicht bedenkt, dass es sich hier nicht wie sonst, nur um einen *Schutz*, sondern um eine *Hilfe* für das Volk handelt. So lassen wir das reiche Süd-Afrika an die Engländer verloren gehen, — sehen zu, wie in Nord-Amerika die besten, arbeitstüchtigsten deutschen Kräfte das deutsche Element, getrennt vom Vaterlande, zu immer grösserer Entfaltung bringen, dabei aber im amerikanischen Wesen und Staate völlig aufgehen, ohne dem verarmenden Vaterlande selbst irgend welchen Nutzen verschaffen zu können, — und werden es erleben, wie endlich auch Süd-Amerika, das Land, dessen verkommende romanische Raçe einer organisirten Kolonial-Einwanderung des deutschen Wesens zweifellos unterliegen müsste, in diejenigen fremden Hände fällt, welche eher zugreifen als Deutschland, um dann auch die dortigen deutschen Kolonisten, Arbeiter und Handelsleute, die wie überall die eigentlichen Vorkämpfer der Zivilisation sind, schlechtweg gleich Sklaven als ihr Staatseigenthum zu annektiren. Unter solchen Umständen kann freilich selbst bei diesen deutschen Auswanderern, da sie ihre deutsche Heimath in jeder Weise einbüssen, auch unsere deutsche Kunst nicht mehr einst wahrhaft kulturbildend wirken; welche andererseits doch gerade dort, wo jetzt schon bisweilen die deutschen Herzen in der Fremde inniger an ihr hangen als daheim, die weitausblickende Hoffnung noch hegen dürfte: wenn ihr die Heimath keine Lebenssphäre mehr darböte, auf dem frisch erarbeiteten Boden eines jungen *Deutschen Vaterlandes*, als wahre *Kunst der Zukunft*, zu neuem Gedeihen zu gelangen. Doch hilft der Staat in liberaler Weise nicht dazu, und bleibt es der moralischen Entschliessung des Einzelnen überlassen, so muss allerdings bis zur Vereinigung einer solchen Menge gleichgesinnter Flüchtlinge aus unserer modernen Zivilisation behufs der Gründung eines neuen Vaterlandes, bei uns selbst in weiteren Kreisen das sittliche Bewusstsein der Noth und des Heiles zu heute noch ganz ungewohnter Stärke angewachsen sein; wofür wiederum zuvor die möglichste Pflege unserer *idealen* Mächte als wirksamstes Mittel zu dienen hätte.

Dies wäre, als eine Art von Zwischenspiel unserer Hoffnungsträume, ***die Möglichkeit einer überseeischen nationalen Föderation*** zwischen dem Mutterlande und den Kolonien. Sie ist immerhin, bei den merkwürdigen politischen Verhältnissen, in welchen wir uns befinden, nicht phantastischer, als eine naturgemäss uns viel näher liegende, andere Möglichkeit, die sich auf die innere Organisation unserer politischen Zustände bezieht. Wie wir mit dem Gedanken einer organisirten Auswanderung uns abermals den Auseinandersetzungen des Verfassers des *„Föderalismus“* genähert haben, so kehren wir nun noch ein Mal zu denselben zurück, indem wir daran erinnern, wie Frantz sich die Reformation unseres *parlamentarischen Systemes* nach deutscher Art vorstellt; mit deren Durchführung allerdings auch ein grosser Theil unserer Auswanderungsnöthe bereits gehoben sein dürfte. Wir haben in unserem ersten Buche das Doppelparlament geschildert, welches einerseits aus den stufenweise aufsteigenden Unterparlamenten der einzelnen kleinen und immer grösseren Landeskreise, andererseits aus dem Gesammtparlamente der aus jenen Unterparlamenten durch letzte Wahl hervorgegangenen Sachverständigen der einzelnen Berufskreise gebildet sein sollte. Dies mochte den Meisten als ein überkühnes Phantasiegebilde erscheinen; obzwar doch inzwischen unser leitender Staatsmann selbst schon den ersten Schritt zur Verwirklichung wenigstens eines Senates der volkswirthschaftlichen Interessen gethan hat. Von einem solchen Parlamentarismus könnte auch unsere Kunst sich eine förderliche Beachtung erwarten. Unter den im Hauptparlamente vertretenen Berufskreisen müsste, bei vollständig systematischer Durchführung des politischen Gedankens, auch die Kunst ihre sachverständigsten Vertreter finden, und diese wären alsdann, gleich allen anderen, hervorgegangen aus einem parlamentarischen System, in welchem jeder einzelne kleinere und grössere Landestheil die für ihn bedeutenden künstlerischen Separatinteressen nunmehr offiziell zur Berücksichtigung kommen lassen würde. Auch die Staatsgewalt selbst würde unter solcher Form sich verpflichtet

fühlen müssen, für die Kunstangelegenheiten ihrer Nation eine ernstere Theilnahme zu zeigen und sich nach verständnissvollen Rathgebern um so sorgsamer umzuthun, als sie jetzt ebenfalls die offizielle Aufgabe hätte, den von den einzelnen Kunstinteressen erhobenen Ansprüchen eine gerecht ausgleichende Beurtheilung zu Theile werden zu lassen. Dass eine solche Reformation unserer inneren parlamentarischen Selbstberathung, welche immerhin doch eine gesunde Frucht des Liberalismus wäre, bei dem allgemeinen zentralisirenden Zuge der Zeit, selbst durch einzelne, von der Noth gegenwärtiger Zustände hervorgerufene, verwandte Experimente einer unsicher tastenden Staatsgewalt noch nicht unbedingt hoffnungsvoll gefördert scheinen dürfe: dies wollen wir uns dabei gewiss nicht verschweigen. Haben wir doch schon bei unserer ersten Besprechung dieses Themas es zugestehen müssen, dass der wahrhaft grosse Wille der Staatsgewalt, durch welchen allein eine radikale Umwandelung der konstitutionellen Form möglich würde, nicht ohne ein bedeutendes Zunehmen des Verständnisses dieser Gewalt für die Eigenthümlichkeit des deutschen Volkswesens überhaupt sich denken lasse; wozu uns dann auch ein Verständniss für die *idealen* Bedürfnisse des Volkes ebensowohl zu gehören schien. Soweit also ein solches Versändniss beitragen könnte zum Fassen grosser nationaler Entschlüsse, bliebe es allerdings immer unsere eigenste Sorge, der Möglichkeit desselben dadurch vorzuarbeiten, dass wir vor Allem unserer Kunst selbst, durch ihre ernstlich gepflegte Reinerhaltung, die Wirkungen einer nationalen Macht zu verschaffen suchen, und nicht müde werden, auf alle Eventualitäten der Zukunft hin, wenigstens in dem uns zugewiesenen Theile der nationalen Bedürfnisse das Beste zu thun, um den deutschen Sinn zu stärken und auch für die grossen geschichtlichen Aufgaben der Nation und des Staates lebendig zu erhalten.

In diesem Sinne durften wir denn auch die zuletzt betrachtete *Möglichkeit des parlamentarischen Föderalismus* nicht unbeachtet lassen. Wenn jedoch der moderne *Zentralisationstrieb*, als der prinzipielle Gegner des föderalistischen

Gedankens, auch für die Betrachtung und Ordnung der inneren Verhältnisse bei unserer Staatsgewalt doch so überwiegend sich geltend macht, dass ihre Experimente in dessen Richtung vielmehr schon den Charakter geschichtlicher Nothwendigkeit zu tragen scheinen: so steht es damit in nicht zu verkennendem Einklange, dass geradezu der *sozialistische* Gedanke als derjenige bezeichnet werden darf, welchem die Zukunft auch des deutschen Staates gehören werde. *Der (theoretische) Liberalismus hat abgewirthschaftet* lautet das gewöhnliche Schlagwort. Er, als die schwächste Form moderner Demokratie, hat den modernen Cäsarismus mit heraufgeführt, und zugleich, ideell wie materiell, die Völker der modernen Cäsarenreiche für den Sozialismus heranreifen lassen. Es ist nicht ohne Bedeutung, dass auch die preussische Regierung nun schon zum zweiten Male in den beiden Dezennien ihrer glorreichsten äusseren Politik für eine Aufbesserung der inneren Zustände zu einer Koalition mit den sozialistischen Bewegungen im Volke hinneigt. Diese, nur zeitweilig unterbrochene, Bismarckische Politik ist in der That die für den modernen Staat gewissermaassen rathsamste, insofern sie ihm die grösseste gegen ihn aufsteigende Gefahr in die eigene Hand zu geben verspricht. Auch haben Cäsarismus und Sozialismus denselben Gegner in der sogenannten *liberalen Bourgeoisie.* Der Staatsbegriff ist Beiden das Ideal, welches sowohl in der monarchischen Zentralisation des Einen, wie in der demokratischen des Anderen sich verkörpern lässt. Die cäsarische Monarchie stützt sich, wie wir dies noch bei Napoleon dem Dritten erlebt haben, mit Vorliebe auf das Volk der Arbeiter, und schafft sich in ihm, indem sie es fortdauernd mit neuer Arbeit und womöglich auch mit einer Versicherung für das arbeitslose Alter versorgt, eine mächtige Partei gegen die unliebsamen Opositionstendenzen des bürgerlichen Liberalismus. Wenn die theoretische Verknöcherung des liberalen Geistes die Befriedigung der natürlichen Bedürfnisse des Volkes unerträglich missachtet und versäumt: so kann es dem Staate nicht mehr schwer fallen, nöthigenfalls durch Vergewaltigung des Par-

lamentarismus, nach und nach alle grossen nationalen Unternehmungen auf den Gebieten der Volkswirthschaft, des Handels, der Industrie, des Gewerbes und Verkehres, unter seiner einheitlichen Verwaltung zusammenzufassen. Die praktisch verwerthbaren Ideen des Sozialismus aufnehmend, erscheint er dabei zugleich als der Vertreter des modernsten Geistes, als eine Art von Heiland der Zukunftspolitik, welchem das von der Noth bedrängte Volk vertrauensvoller sich hingibt, als dem wirkungslos gewordenen Phrasenwesen des entarteten politischen Idealismus früherer Jahre. In solcher Koalition der durchaus realistischen deutschen Staatsgewalt und des, durch das praktische Bedürfniss ihr in die Arme getriebenen Volkes der deutschen Arbeiter würde zum Mindesten die eine Wohlthat zu Tage treten müssen, dass der undeutsche Theorien-Wust und Widersinn sozialistischer Doktrinäre, wie Marx, dem künftigen Staatssozialismus ferne bliebe. Ja, es dürfte daran gedacht werden, dass aus solcher Koalition in später Zeit, nach Beendigung der erfüllbaren Aufgaben des modernen Cäsarismus, sich wirklich ein wohlgeordneter sozialer Zukunftsstaat entwickeln könnte. Der nationale Militarismus und Cäsarismus unserer Tage gilt ja bereits nach einer weit verbreiteten Meinung nicht nur den Idealpolitikern als die natürliche Vorbereitung zur dereinstigen internationalen sozialen Republik; welche wir uns übrigens für Deutschland, und nicht ohne guten nationalen Grund, noch immer am Liebsten, wie man zu sagen pflegt: *mit monarchischer Spitze* denken. Diese Zukunftsrepublik nun aber etwa als ein Reich ewigen Weltfriedens sich vorzustellen, wäre allerdings mehr gewagt, als wie andererseits die natürliche Eigenart des Menschenwesens uns erlauben dürfte. Solange überhaupt noch der *Wille zum Leben*, als ein persönliches Begehren nach weltlichem Wohlergehen und Fortschritt, in jedem Einzelnen unseres Geschlechtes lebt, bleibt der Mensch ein *geschichtliches Geschöpf*, ein *Zoon politikon*, und sein Loos der *Kampf um das Dasein;* denn ***das Wollen kann den Frieden nicht bereiten***: so sprach es

Goethe in dem Motto unseres ersten Buches aus. Der schöne Begriff der Internationalität vermag dagegen nichts auszurichten; vielmehr erscheint derselbe nicht unbedenklich, wenn man erwägt, zu welcher Misskennung und Missachtung der wirklichen Anlagen, Bedürfnisse und Strebungen der Völker die internationale Schematisirung moderner Politiker uns schon gebracht hat. Der einzig werthvolle Internationalismus besteht in dem möglichst gleich vertheilten allgemeinen Wohle der Völker; aber dieses Wohl ist deshalb weder für jedes Volk nach gleichem Rezepte bereitbar, noch auch bei jedem Volke schematisch zugeschnitten. Solange wir noch produktives Leben und wirkliche Kultur von einem Volke erwarten wollen, müssen wir es auch in seiner Eigenart zu begreifen wissen, wenn wir um die Förderung seines wahren Wohles uns zu bemühen haben. Nur aus dem natürlichen Boden seines nationalen Wesens kann jedem Volke das ihm eigenthümliche Wohl geschaffen werden, welches es alsdann in seinem Verkehre mit anderen, ihrerseits im nationalen Wohlergehen ebensoweit geförderten Volksgemeinschaften bis zur internationalen Friedlichkeit und Brüderlichkeit gesteigert finden könnte. Diese *Brüderlichkeit* aber, worin wir die menschenwürdigste Kultur erblicken müssen, ist gerade jenes Dritte, welches immer noch weit in der fernsten Ferne aussteht, wenn auch der Liberalismus mit seiner *Freiheit*, und der Sozialismus mit seiner *Gleichheit* mehr Glück gehabt hätten und haben könnten, als wie dies in der That der Fall ist. Vielmehr dürften wir der rechten Brüderlichkeit um so näher kommen, je weniger wir uns auf die politischen Tendenzen der Freiheit und Gleichheit einlassen; das heisst aber: durch die Abkehrung von dem geschichtlichen Realismus und durch die Einkehr zur idealistischen Heimath des besseren Theiles unseres Wesens, womit es sich über das Thierische, als das nur Begehrende, und die Ueberbietung desselben durch die Listigkeit des nach Macht dürstenden menschlichen Egoismus erhebt. Wie aber hierzu die unablässige Stärkung der *idealen Triebe* und die strenge Förderung der *idealen Kräfte* in unserem Volke

vor Allem gehören: so sind dieselben Bemühungen andererseits auch nothwendig, um den *nationalen Geist,* aus welchem allein das wirkliche nationale Wohl hervorgehen kann, und zwar in der Form edelster Menschlichkeit, als kulturbildenden Friedensgeist durch allen Wandel der Zeit hindurch lebendig zu erhalten bis an jenen Punkt in der Geschichte, wenn einst der soziale Zukunftsstaat in das Leben träte, und nun die vorhandene ideale Macht in seiner eigenthümlichen Kulturwelt nicht unbeachtet lassen, vielmehr in ihr eines der sichersten Mittel zur Bekräftigung des friedlichen Charakters seiner Politik erkennen dürfte. Der Volksstaat der Zukunft muss, um seine Aufgabe zu erfüllen, von einem Volksgeiste beseelt sein, in welchem der nationale Idealismus nach Möglichkeit fest eingewurzelt und wirksam verbreitet werden konnte. Alsdann würde in diesem sozialen Staate auch, an Stelle der Marxischen Missachtung des geistigen Elementes, die *geistige Arbeit,* gleich allen anderen Arbeitsarten des sozialistisch geordneten Volkslebens, die gebührende Werthschätzung erfahren, und so wiederum gegen alle geschichtlichen Eventualitäten, welche selbst dem festest gegründeten Friedensstaate auf Erden unausbleiblich drohen, im Voraus nach Kräften geschützt sein.

Dies wäre *die Möglichkeit des sozialistischen Staates;* und zwar müssen wir gleich hinzusetzen, dass aller Wahrscheinlichkeit nach dieser Staat bei Weitem nicht so friedlich sich entwickeln dürfte, wie die Theorie es anzunehmen beliebt. Es ist vielmehr zu erwarten, dass die zuletzt angedeuteten Eventualitäten nicht etwa als eine einmalige, alle Schrecken zusammen heranwirbelnde Sturmfluth in ferner Zukunft erst über die sozialistisch bereits vollauf beglückten Völker Europa's kommen werde. Vielleicht schon in Bälde beginnend, wird sich das Schauspiel der sozialen Revolution wohl noch so oft stückwerkmässig zu wiederholen haben, wie das der politischen Revolution sich wiederholt hat; wodurch auch das Zustandekommen des geträumten Idealstaates stäts wieder in weitere Ferne hinausgerückt werden muss. Der Staat und der Sozialismus

werden nicht so leicht ihre völlige Koalition zu beiderseitiger Zufriedenheit vollziehen können, als wie dies in den kleinen partiellen Anzeichen eines vorgestellten künftigen Gesammtzustandes momentan sich zu ermöglichen scheint. Der Staat wird einerseits von solcher friedlichen Organisation der inneren Verhältnisse immer wieder abgedrängt werden durch die eisernen Nothwendigkeiten seiner äusseren Politik; und diese werden andererseits fortdauernd dazu beitragen, die Noth des Volkes zu vergrössern, und somit auch die revolutionären Triebe in der sozialen Bewegung zu verstärken. Wenn nun auch die zu erwartende militärische Glorie etwaiger grosser Zukunftskriege der Noth ab und zu wieder einen blutiggolden schimmernden Schein überdeckt, so mag dieser freilich das geblendete Volk abermals über seine gegenwärtigen Nöthe mit patriotischen Hoffnungen auf Grund begeisternder Erfolge des erobernden „Willens“ zeitweilig hinwegtäuschen. Doch aber muss schliesslich jenes unausrottbare Geschlecht eines von den Volksnöthen zehrenden, das Volkswohl verschachernden Egoismus, indem es sich mehr und mehr aller Gebiete des nationalen Lebens bemächtigt, die verarmende Masse der arbeitenden Sklaven der modernen Kapitalistengesellschaft zweifelsohne zum elementaren Ausbruche revolutionärer Empörung in Schreckensthaten der rohen Gewalt hindrängen. Die Staatsmacht vermag dann nur ebenfalls *mit Gewalt* als „Retter der Ordnung“ aufzutreten, da sie eine innere Schutzwehr dawider aufzurichten versäumt hatte. In solchen Umwälzungen, mögen sie zur öden Restauration der staatlichen Gewalt, oder mögen sie endlich einmal zu der grossen Vernichtung aller bisher geltenden Formen und Formeln führen, — immer hat unsere Kunst alsdann den bösesten Stand. Von derartigen *Freiheitskämpfen* einen Vortheil für ihre eigene Freiheit sich zu erwarten, das muss sie nachgerade gründlich verlernt haben. Sie kann nur etwa hoffen, dass in der Zeit nach grosser Noth, wie ehedem, auch dann wieder ein grosser Helfer und Meister ihr erstünde, ja, dass vielleicht aus dem Blutmeere des Unterganges einer ganzen

Geschichtsepoche sich einst die erhabenste Gestalt eines Wiederverkündigers der *wahren Religion* erheben werde. Diesem Letzteren in dem Geiste, sei es auch nur einer kleinen, den Untergang überdauernden Gemeinde, vorgearbeitet zu haben, und jenem Ersteren, bei seinem Eintritte in die feindliche Welt, eine solche Gemeinschaft zu liebevollem Willkommen geöffneter Herzen entgegen zu führen, dass er nicht wiederum völlig vereinzelt stehe in dem schweren Kampfe gegen die Dämonen des sein Wollen und Wirken verneinenden Weltwillens: hierfür ist und bleibt es nach wie vor unsere heilige Pflicht, die Keime der idealen Macht, welche in unseren Volksgeist gelegt und durch unsere Meister zu einsam herrlicher Blüthe gebracht sind, treu zu bewahren, und im Geiste jener Grossen fortzupflegen: als eine Macht für sich inmitten des weiten Wirrsales der geschichtlichen Entwickelung, als eine ideale Wirklichkeit gegenüber allen Möglichkeiten, deren letzte wir jetzt noch zu betrachten haben, um dann unseren Versuch einer Andeutung von geschichtlichen *Möglichkeiten* für unsere übergeschichtliche „Wirklichkeit", zu beschliessen.

Haben wir zuletzt unseren idealen Bestrebungen gegenüber hauptsächlich zwei politische Mächte der irdisch-realen Zukunft zu betrachten gehabt, den Caesarismus und den Sozialismus: so hat sich dabei, wie in den Betrachtungen unseres ersten Buches, immer wieder bereits noch ein drittes Element dieser Welt hervorgedrängt, das wir, dem ihm eigenthümlichen Geiste nach, nur als Judenthum zu bezeichnen wissen. Zu unserer Kunst sahen wir den Sozialismus in seiner reinen Gestalt, als soziale Idee, nicht feindlich, vielmehr durch die gemeinsame Basis der Noth uns verwandt, und mit der Aussicht auf den Weltfriedensstaat den idealen Bethätigungen des Menschengeistes günstig sich verhalten. Auch der Caesarismus, indem er für uns Deutsche als das seinem historischen „Berufe" getreue, kriegerische Preussen erschien, durfte uns zu der Hoffnung veranlassen, dass neben ihm, in seiner Ungestörtheit, auch unsere ideale Macht, in ihrer Reinheit, von dereinst

kulturbestimmender Geltung bleiben könne. Von einem solchen *Miteinander*, oder auch nur *Nebeneinander*, kann aber keine Rede sein in dem Verhältniss des Judenthumes zu unserer Kunst. Man denke hierbei nicht an die jüdische Kunstprotektion unserer Tage, auch nicht an gewisse höchst exzeptionelle Beispiele wirklich aufrichtiger, persönlicher, jüdischer Treue gegen einen grossen deutschen Meister: sondern man stelle den sogenannten reinen und unverfälschten *Judengeist* neben den Geist unserer *Deutschen Kunst*, und gestehe dann ehrlich, dass Jener, wenn er nicht sich selbst zu verneinen und zu verleugnen vermag, immer nur verneinend und vernichtend Dieser gegenüber sich verhalten könne; wie dies denn auch in der That mindestens durch jenen weithin schimmernden Abglanz des jüdischen Geistes in der modernen Presse für alle offenen Augen bereits geschichtlich erwiesen ist. Hier treten die Mächte des Realismus und des Idealismus durchaus unversöhnlich gegen einander auf. Dem Sozialismus liegt doch immer die edele Idee einer in der Staatsform wiederhergestellten *Menschheit* zu Grunde, welche ihn gerade gegen das, dieser Idee durch das Prinzip des absoluten Egoismus schroff entgegengesetzte Judenthum zur eigentlich gefährlichsten Feindesmacht werden lässt. Konnte doch auch selbst der Cäsarismus in seinen heroischen Entwickelungsphasen noch mit einem Scheine von *Göttlichkeit* sich umgeben; und wie unchristlich geartet immerhin diese Göttlichkeit unter Blut und Brüdermord sich zeigen mochte: in der Brust der Völker ward dadurch ein idealer Enthusiasmus begeisterter Vaterlandsliebe, allerdings bis zur Vergötterung des Menschen selbst fortschreitend, entzündet, und die moralische Kraft grossartiger Manneszucht und selbstentsagender Tapferkeit im Dienste nationaler Sache entwickelt. Von alledem finden wir keine Spur im Judenthume, d. h. bei dem, damit am Geeignetsten bezeichneten, eigenthümlichen Geiste der egoistischen Spekulation auf den Gewinn materieller Macht durch die gänzlich unheroischen, zubest in der *Geld*form konzentrirten, Mittel eines unproduktiven Zwischenhandels.

In den blutigen Entwickelungen der Geschichte hat dieses Judenthum, gegenüber der zum Cäsarismus anschwellenden Macht der *Gewalt*, durch die seinerseits ihr entgegengesetzte zähe Macht der *List*, trotz allen, bis zum völligen Untergange es bedrohenden, stäts wiederholten Verfolgungen seitens des römischen und des entarteten christlichen Weltmachtgeistes, sich bis auf den heutigen Tag als die unvertilgbare zweite Weltmacht lebendig erhalten. Ja, in eben dieser Zeit, in welcher die andere Weltmacht, die der Gewalt, auf den Punkt gerathen ist, mit den sozialen Selbsterhaltungstendenzen der dienenden Massen sich zu vertragen, um auch ihrerseits selbst bestehen zu können: in dieser Zeit ist jene zweite Weltmacht, das Judenthum, dergestalt zur eigentlich Ersten über Allen geworden, dass auch schon die Zukunft des zum Siege berufenen *sozialen* Gedankens uns durch diesen Geist sehr beträchtlich gefährdet erscheinen musste. Während der Cäsarismus, zu seiner Gewaltentwickelung der listigen Zwischenmacht des Geldhandels nothwendig bedürfend, dem Judenthume nur allzufreundlich gewogen zu bleiben hat, sehen wir, wie Letzteres auch des ihm ursprünglich feindseligsten Sozialismus sich bemächtigt, um voraussichtlich dereinst im sozialen Zukunftsstaate, wenn die Gewalttriumpfe des männlichen Heroismus im gefahrvoll blutigen Düster geschichtlichen Wahnes nicht mehr zu feiern sind, als die rechte Friedensmacht einer erschlafften, greisen Menschheit, den Staatsbegriff zu repräsentiren und alle nationalen Kräfte des Volkes, und somit das gesammte christliche Deutschland, zu seinem *Sklaven* erniedrigt zu haben.

Wohl ist es anzunehmen, dass in dem vorauf gehenden revolutionären Ringen von Gewalt gegen Gewalt die Empörung des Volkes zunächst gerade gegen dieses aussaugende Verderben des Volkswohles sich wenden werde. Aber wenn auch die gut gemeinten modernen Agitationen gegen das Ueberwuchern des Judengeistes — was kaum zu erwarten ist — wirklich zu grösserem Erfolge führen, und dadurch noch rechtzeitig einer gewaltsamen Selbsthilfe des Volkes vorbeugen sollten; — oder

wenn auch die grosse Revolution der Zukunft den bösen Feind auf lange Zeit niederwerfen und von Neuem unterdrücken würde: — er stünde doch wieder auf, wie er sich immer aus allem Elende emporgerafft hat zu einer nur um so härteren Herrschaft. Es muss sich eben an ihm erfüllen, was ihm von seinem Gotte verheissen ist: *Die Herrschaft über die Welt gehört dem Judenthume.*

Wenn dereinst in weiter Zukunftsferne die ganze Erde von der rüstigen Arbeit der wahrscheinlich Alles überwältigenden germanischen (anglosächsisch-amerikanischen) Raçe wird kultivirt worden sein: so wird sich für dieses gesammte Welt-Kulturland dasselbe Schauspiel wiederholen, welches wir heute bei jeder partiellen Kolonisation erleben müssen. Die Früchte der germanischen Arbeit wird *der Jude*, ohne selbst Hand an das schwere Werk zu legen, mit thatenloser Geschicklichkeit einzuheimsen, und sich dadurch zum faktischen Besitzer der Welt empor zu spekuliren wissen; gleich wie sein *Geist* bereits in der That die Herrschaft über *die Geister* der modernen Welt gewonnen hat. Die Verheissung der *Weltherrschaft* hat den jüdischen Geist, von frühe an, unabwendlich in die furchtbar beschränkte Richtung auf das Weltliche, Irdische, Materielle hingetrieben. Selbst seine so edel tönenden Lieblingsbegriffe von dem *dritten Testamente* und der *reinen Humanität* enthüllen sich dem prüfenden Blicke des Christen und Deutschen stäts wieder, als unter der Vorstellung der Weltlichkeit, des irdischen Wohlergehens, des bequemlichen Verhaltens von Mensch zu Mensch, öfters aber gar auch als unter den niedrigsten Interessen einer Düpirung gutmeinender humaner Idealistenseelen durch die praktische List des lukrirenden Egoismus, traurig befangen. *Sub specie aeternitatis* — wie der jüdische Denker es ausdrückte — kann der echte Judengeist nichts anschauen; wer dies von ihm verlangt, den wird er stäts als seinen Feind betrachten, gleich jenem grossen Glaubensgenossen in Holland. So blieb auch seiner mosaischen Gesetzes-Religion der Glaube an die Unsterblichkeit wesenhaft fremd.

Mit Recht ward das jüdische Volk von dem Herrn des Lebens als ein *Volk der Todten* bezeichnet: seine peinliche Sorge um seine Begräbnissstätten charakterisirt seine ganze religiöse und ethische Tendenz. Die Unsterblichkeits-Idee vermochte dieses, sonst so leicht sich Alles aneignende Volk selbst nicht in Aegypten zu lernen, woselbst doch die gesammte Religion durchaus von dieser einen Idee bestimmt und beseelt ward; sondern einzig die äussere symbolische Ausdrucksform jenes *Todtenkultus* entnahmen sie daher, ohne den tiefsinnigen, idealistischen Vorstellungsinhalt, lediglich in seinem reinen Realismus: als die möglichste Bewahrung des todten menschlichen Leibes selbst.

Der jüdische Geist haftet am *Staube* dieser Erde; auf die Herrschaft über diesen Staub, der ihm zum Goldstaube wird, hofft das ganze Volk und ringt nach ihm seit Jahrtausenden. Der Einzelne geht völlig in dieser grossen Hoffnung auf; die Aeltern bemühen sich auf das Sorgsamste um die beste Erziehung tüchtiger Kinder für die Mitarbeit an dem einen gewaltigen irdischen Nationalwerke. Darauf beruht auch die eigentliche Moralität des Judenthumes. Wie diese Moralität nicht das ist, was der Christ unter *Sittlichkeit* versteht, so ist jüdischer Glaube nicht ein Glaube, wie er den Christen an seinen Heiland bindet, und jüdische Religion nicht eine Religion, wie sie dem Christen als welterlösende Macht im Herzen lebt. Anstatt *Glauben* und *Religion* hat der Jude *Hoffnung* und *Agitation*. Ihm ist *die Verheissung einer Realität in der Zukunft der Weltgeschichte* zu Theile geworden, — dem Christen dagegen *die Offenbarung einer überweltlichen Idealität von ewiger Gegenwärtigkeit für jeden Gläubigen,* wodurch ihm zugleich die Erlösung von der Welt Noth und Nichtigkeit gewiss geworden ist. Diese christliche Offenbarung der Weltüberwindung, an Stelle der Weltherrschaft, trat einstmals unter den Juden selber auf; aber sie missverstanden auch sie im Sinne ihrer jehovistischen *„Verheissung“:* und als diese sich durch Christus nicht erfüllte, als an Stelle der Krone das Kreuz erhöht ward

über dem Haupte des ungläubigen Judenthumes, — da stiessen sie den Heiland ihrer Propheten, den Erlöser der Menschheit, zum letzten Male und völlig von sich und zerstreuten sich über die ganze Erde, nunmehr kein abgeschlossener Haufe im engen Judäa, sondern durch alle Welt hin als die vollbewussten Träger des Gedankens der irdischen Macht gegenüber dem verhassten Träger des Kreuzes, dem Verkünder der Nichtswerthigkeit dieser einzig ihnen werthvollen Erdenmacht, und dem Befreier der Menschenseele aus dem Lande des Wahnes, in dem allein ein *Judengeist* zu existiren und zu wirken vermag, wie er als Repräsentant des eigensten Menschenwesens, des *Egòismus*, zum Herrscher über eben diese Welt des Wahnes berufen ist.

Wenn aber die Juden die ihnen prophezeihete Weltherrschaft erlangen, so werden sie damit nicht etwa das hierosolymische Judenreich wieder aufgerichtet haben: ihr *Tempel* bleibt ungebaut; auch dies ist eine, ihnen gewordene und erfüllte göttliche Prophezeihung. Dagegen werden sie die allermodernste Menschheit der Zukunft, die rein wissenschaftliche Humanität ohne Religion und Kunst, repräsentiren und regieren. Kurz, sie werden *ganz Welt* sein, — und das ist gerade das *Allvergängliche* und *Ewignichtige*, womit dann die Judenschaft zum ersten Male beim Handeln gründlich und für immer betrogen sein wird. Ihr ganzes Spekulieren, ja, ihr ganzes Dasein enthüllt sich als eine grandiose Lüge, als ein immenser Bankerott; denn die gewonnene Weltherrschaft ist, gegenüber der göttlich offenbarten Wahrheit des Christenthumes, das leere Nichts, die *„Katze im Sack“*, für deren Erschacherung alle die Jahrtausende blutiger Leiden und rastloser Arbeit vergeblich aufgewendet wurden. Je mehr aber der Judengeist dieser betrügerischen Weltherrschaft sich nähert, und alles jüdisch werden muss, was desselben Glaubens lebt: um so mehr werden die aufrichtigen Christen dahin geführt werden, dieselbe jüdische Welt zu verneinen, und sich dem Ewigen, Uebersinnlichen, Göttlichen zuzuwenden, womit sie, in der Gefolgschaft ihres Heilandes, wahrhafte *Weltüberwinder* werden. Dafür haben wir

vor jenen unseligen Betrogenen die Wahrheit voraus; und wir haben sie im Lichte wahrer *Religion* und *Kunst,* dass in unsere traurige Welt hineinfällt, und von uns geglaubt und geliebt wird, und woran unser modernes Judenthum keinen Theil hat. Ueberlassen wir ihm getrost *der Welt Erbe*, da uns das heilige Amt der *Erlösung des Erlösers* zugewiesen ist.

Auf dem langen leid- und irrevollen Wege seiner treuen Verrichtung aber bleibt einem jeden Christen überall und stäts das Seine dazu zu thun: dass wenigstens das in der Welt des Diesseits unter der grossen Verjudung verrottende Edele, Schöne, Wahre und Gute, als Mitkraft zur Befreiung der Menschenseele von dem Fluche des ewig begehrenden Weltwillens, allezeit möglichst rein und stark erhalten werde. Denn alles Dieses hat mit der satanischen Macht der Willensbejahung nichts zu thun, als welche sich der weltschöpferische Gott der Juden darstellt, sondern es gehört mit zu jener erhabensten Macht der Willensverneinung, die sich uns offenbart hat in der welterlösenden Gottheit Christi.

IV. Die Wirklichkeit des Idealismus.

Ein dereinstiges wirkliches und bleibendes *Friedensreich* in der Welt selbst musste uns durch den *Willen*, der diese Welt schafft und fort und fort in ihrer Selbstvernichtung erhält, zur Unmöglichkeit gemacht erscheinen. Wenn wir trotzdem nach allen *Möglichkeiten* uns umsahen, welche ein solches Reich vorbereiten könnten: so geschah dies letzten Endes wiederum im Hinblicke auf Möglichkeiten für jenes andere, ideale Friedensreich, welches in unserer Kunst uns gegeben ist. Auf dieser Kunst, soviel Unfrieden sie auch in eine feindselige Welt zu bringen berufen war, ruht der volle, warme Segen eines geistigen Friedens in der symbolischen Form des Schönen. Der ewig unruhige Weltenwille erscheint uns hier gebannt auf der höchsten Stufe des menschlichen Bewusstseins: in der idealen Freiheit des künstlerischen Styles. Der Kunst zu stylvollem Leben zu

verhelfen, das ist unsere Aufgabe. Sie bedeutet die Ermöglichung eines Friedensreiches, das auf Erden erscheinend, dennoch der Welt nicht angehört. Die menschliche Seele wird dadurch zum Schauen der Wahrheit im idealen Bilde, und so über die realistische Wirklichkeit des Weltwahnes erhoben, zu einer überweltlichen Ruhe in edel befriedigter Erkenntniss befreit. Insofern, als die Ermöglichung eines solchen Reiches der Kunst durch irdische Hilfsmittel gefördert werden zu können schien, und andererseits durch dieses selbe Reich der Kunst auch dem *leidenden Guten* in der Furchtbarkeit des Reiches der Welt, den idealen und menschenwürdigen Gefühlen und Anschauungen der Menschenseele, ein heilsamer Beistand zugeführt werden könnte, — nur insofern hatten wir jene Möglichkeiten einer Umwandelung der Realität der Geschichte zum Bessern in Erwägung zu ziehen.

Das äusserste, grösseste Bild einer solchen Möglichkeit, dem wir in unserer eigenen Betrachtung uns wiederum zu nahen nicht gewagt haben, hatte unser Meister selbst in seinem letzten Werke über *Religion und Kunst* mit dem ganzen wundervollen Positivismus der echten Künstlerkraft uns enthüllt. Wenn diese heutige Welt eines entarteten Menschengeschlechtes zusammenbräche in ihrer eigenen vernichtenden Mordwuth: dann sollten, nach jenem Bilde, edelste Anstrengungen eines über das Weltwesen aufgeklärten, besseren Theiles der Menschheit an freien, fernen Stätten zu einer neuen Lebensgemeinschaft den Grund gelegt, und ein neues friedliches Erdendasein treulich vorbereitet haben, in welchem die Sünde und Sucht des *geschichtlichen* Geschlechtes erkannt und unterdrückt, die *Religion des Erlösers* aber in einer, das ganze menschliche Dasein durchdringenden Weise zu wahrem Leben gelangt wäre; während die *Kunst* für diese mildgewordene Menschheit die immer hold-erhaben begleitende Trösterin über die dennoch nicht zu tilgenden Willensschrecken der *Natur*, und die feierliche Verkünderin der erkannten göttlichen Wahrheit bedeuten würde. Wohl liegen die einzelnen Möglichkeiten für eine allmähliche Fortbildung und Annäherung an die Verwirklichung jenes idealen Gemäldes, in

mehr oder minder verborgenen, aber vorhandenen Ansätzen, als regeneratorische Proteste gegen das Wesen unseres geschichtlichen Geschlechtes, schon innerhalb der feindlichen Weltentwickelung selber vor, und fordern das moralische Bewusstsein des Menschen auf: *das Ideal zu wollen.* Auch wird eine jede einzelne Bestrebung nach dieser Richtung hin, jedes ermöglichte Benutzen eines vorhandenen Ansatzes innerhalb der widerstreben-Zeitlichkeit, jedenfalls eine Vermehrung des Guten und Heilsamen der Welt erwirken; wofür die von der Grösse des Gedankens ergriffenen Seelen ernstlich angeregt zu haben, auch als der eigentliche praktisch-ethische Zweck jenes edelen Künstlerwerkes zu bezeichnen ist. Ueber den Begriff solcher vielfach angeregten und fortgeübten *Thätigkeiten* hinaus die vom Künstlergeiste seinem grossen Regenerations-Gedanken verliehene bestimmte Vorstellungsform auch als eine *thatsächliche Realität in der Zeitlichkeit* aufzufassen: das kann dabei zum kräftigenden Dogma eines heroischen Glaubens werden, der zu dem heute üblichen Allerweltsglauben an den *„ewigen Fortschritt"* der Menschheit, wie sie ist, den radikalen Gegensatz bilden würde. Dabei bleibt die uns durch Religion und Philosophie gelehrte Erkenntniss von dem *dämonischen Willenskerne* des Menschenwesens, als eines Theiles der Vergänglichkeit, die wir *Natur* nennen, zu Rechte bestehen. Aber wie uns die Kunst daneben die Möglichkeit des Ideales in verklärter Verwirklichung symbolisch offenbart, so bezeugt uns die Religion, die allumfassende Trösterin, zugleich auch unmittelbar dessen Wirklichkeit in der Bejahung des *Göttlichen,* welches die Menschheit als moralische Kraft zu ihren *guten Thaten* beseelt. In diesen guten Thaten wurzelt unsere Hoffnung auf die gute Zukunft. Und mehr noch: in der guten That, welche, ohne stäts ein Werk zu sein, in der edelen Empfindung, in dem hohen Gedanken bereits ihr beseligendes Leben gewinnt, darin wirkt die erlösende Gewalt eines überweltlichen, ausserzeitlichen Willens auf die Wirren und Schrecken des in die Weltlichkeit gebannten, zum Begehren gedrängten, individualisirten Menschenwillens und

lösst aus ihnen heraus dasjenige, was nicht mehr *Natur* ist, was nicht mehr in *Geschichte* aufgeht. Nein, schon inmitten der furchtbarsten Willensängste geschichtlicher Realität, wenn jede Aussicht auf eine einstige goldene Zukunft in ewigem Dunkel verschwunden erscheint, ist es diese eine Gewalt, welche dennoch ein jedes menschliche Herz, wie es von dem Geiste Gottes persönlich ergriffen wird, im seligen Bewusstsein der Erlösung, mit dem Göttlichen selbst vereint. Denn dies ist die eigenthümliche Erhabenheit der *christlichen Religion,* dass ihr wahrhaftiger Bekenner die Realität seines Ideales zuletzt in keiner Wirklichkeit, sondern in der idealen Wahrheit seines eigenen Bewusstseins, in seiner geheiligten Empfindung von dem in seine Seele eingegangenen Göttlichen zu begreifen weiss.

Eine solche ideale Wahrheit, deren Möglichkeit eine *religiöse* Macht ist, wird uns durch die *Kunst* bereits im Bilde verwirklicht. Der auf Schauen und Begreifen angelegten Natur des Menschen ist es nöthig, dass er seine tiefsten metaphysischen Erkenntnisse und religiösen Empfindungen in Bilder umsetzt, d. h. dass er seine Ueberzeugungen in das Gewand von Hoffnungen kleidet, seinen wahrhaftigen Idealismus also auf geträumte Wirklichkeiten überträgt. Auch dies hat wiederum seine sehr wohlthätige, moralische Seite, indem nun der Trieb der Menschenseele zur möglichsten Verwirklichung solcher Hoffnungen, selbst bei der Ueberzeugung von der wesenhaften Idealität derselben, stäts lebendig erhalten wird. Die Menschenseele will das Gute für ein Gutes thun, und dieses Gute, für welches moralisch thätig zu sein sie sich entschliesst, und welches im Grunde der wirkende *Gott* in ihrem eigenen Herzen ist, stellt sie sich als ein Ziel vor, nach welchem hin sie zu streben habe, um ihren Gott zu befriedigen. Der Erkenntniss, welche unser Erlöser uns gebracht hat, verdanken wir aber die Ueberzeugung, dass jede *gute That* unseres Lebens, als solche, uns mit dem Göttlichen in Verbindung setzt, und für das Göttliche selbst gethan ist. Je mehr solcher guten Thaten wir thun und bei unserem Nächsten zu befördern vermögen, je stärker wird

das *Reich Gottes* auf Erden, aber nicht für die Erde, welche ewig das *Reich der Welt* bleibt: sondern als eine stäts zu neuen guten Thaten kräftigende und ermuthigende Wirkungssphäre für die erlösungsbedürftige, mitlebende und nachgeborene Menschheit. In diesem Sinne durften wir, wenn auch überzeugt von der gründlichen Andersgeartetheit der *geschichtlichen* Welt, alle idealen Vorschläge eines, über die realen Verhältnisse erleuchtet aufgeklärten Freundes zur möglichen Aufbesserung der vorhandenen politisch-sozialen Zustände, auf das Wärmste befürworten, und zur Anstrebung ihrer Verwirklichung anregen. Würde auch niemals das reale Ziel dieser Anstrebung erreicht, so geschähe doch mit der Anstrebung selbst soviel Gutes, dass wiederum andere, nach dem Guten sehnsüchtige Seelen inmitten unserer Welt des Bösen dadurch gekräftigt und zur Nacheiferung angetrieben sich fühlen können. Nicht auf das *Ziel-erreichen* sondern auf das *Beispiel-geben* kommt Alles an in dieser Welt des ziellosen Spieles des Willens. Hierauf beruht der schöne Grundgedanke der Heiligenverehrung. Da wir nun nicht Alle heilig sein können, müssen wir wenigstens, ein Jeder an seiner Stelle, soviel uns bemühen, ein *gutes Beispiel* zu geben, dass wir sagen können: ich habe das Meine gethan, den Geist des Guten in der Welt erhalten zu helfen, damit die unter der Macht des Bösen leidende Menschenseele an diesem lebendig erhaltenen Geiste allezeit ihren moralischen Trost und die Bekräftigung ihres religiösen Glaubens finde.

Dieser Geist des Guten heisst für uns, in religiöser Beziehung, *das Christenthum;* in weltlicher Beziehung begreifen wir ihn unter dem Namen des *Deutschen Geistes.* Welche Erscheinung in unserer Welt aber wäre nun diesen idealen Geistesmächten selbst verwandter als *unsere Kunst*, zumal wo sie dem *deutschen Geiste* entsprossen sich bis zur Verkündigung des *christlichen* Geistes in dem grossen Bilde ihrer stylvollen Schönheit erhebt? Darum gilt es uns auch vor Allem: für unsere Kunst in demselben idealistischen Sinne fortdauernd Gutes zu thun und Beispiele zu geben, damit ihr edeler Geist

in seinem reinen Style erhalten bleibe zur Kräftigung des Bewusstseins vom Göttlichen in der Menschenseele, durch alle furchtbaren Wandlungen der Geschichtlichkeit hindurch. Gleichviel, ob wir damit an ein reales Ziel gelangen: — genug, dass etwas Gutes geschehen sei, und unsere Bestrebung der Nachwelt als ein Denkmal des Guten und Echten überliefert werde. Wir können nicht mehr verlangen, als dass man sich dereinst bei dem Gedanken an uns gestärkt fühlen möge in der thatenfördernden Ueberzeugung an die ideale Macht des Guten. Die Gesammtheit dieser guten Thaten und Beispiele — möge sie noch so machtlos auf Erden verbleiben: — sie bildet in sich selbst eine Macht, welche befreiend wirkt, indem sie die Seele, in welcher sie zur Wirkung kommt, über diese Welt und alle ihre Möglichkeiten und Unmöglichkeiten zu einer höheren Wirklichkeit in der Gemeinschaft mit dem erkannten Göttlichen emporträgt. Unsere Philosophie weiss dies nur als die *Verneinung der Welt* zu bezeichnen; unsere Kunst aber zeigt in der *Tragödie* uns positiv den Weg dahin, während sich zugleich durch die *Musik* die ewige Wahrheit selbst in idealer Verklärung uns enthüllt.

Die gänzliche Verworrenheit des Weltverstandes meint nun wohl, dass wir in der Kunst als solcher allein das einzige *Allheilmittel* für die gesammten Schäden und Schrecken der Welt zu besitzen wähnten? Wer dies in Wahrheit wähnen könnte, dessen Wahn streifte allerdings an Wahnsinn. Das Allheilmittel lautet ganz anders, als wie etwa: Goethe und Beethoven; — es heisst: Christus. Und der Boden, der uns gegeben ist vom Schicksale oder der Gnade, dass wir daraus das Heilmittel für uns gewinnen dürfen, heisst: der *Deutsche Geist.* Dieses Beides sind die unbedingten Nothwendigkeit für uns als Deutsche, um unsere Aufgabe als Mensch zu erfüllen. Blicken wir uns aber um in dem deutschen Volke unserer Zeit, wo dieser deutsche Geist zu finden sei, und wo der Geist Christi in lebendiger Wahrhaftigkeit sich uns darstelle, so bleibt uns nichts übrig, als zu gestehen: in unserer *Kunst.* Zum Mindesten

finden wir hier diese geistigen Kräfte von einem vollen und klaren Bewusstsein erfasst, und von der grössesten Energie des produktiven Genius in lebensvollster Form zu idealer Darstellung gebracht. Es ist heut zu Tage das gewaltigste *Beispiel des Guten*, in der Art der deutschen Natur und der christlichen Religion zugleich, welcher wir in unserer Umgebung, die für den modernen Menschen ja einen sehr weiten Horizont zu haben pflegt, mit eigenen Augen erblicken können. Dass diese Beispiele des Idealismus selbst eine spezifisch *ideale* Form, die Form der Kunst, an sich tragen, und von dem idealen Geiste dieser Kunst in das Leben gerufen sind: das muss uns in der Hoffnung bestärken, sie befördernd und ihnen nachstrebend im Sinne des vorhin berührten christlich-deutschen Idealismus etwas Rechtes und Grosses, wenn nicht erreichen, doch wirken zu können. Ja, wir hoffen, dass uns dieses Beispiel den Weg zeigt zu einer edelen *Kultur*, und dass wir, indem wir die Arbeit nicht scheuen, zu welcher dieses Beispiel uns aufruft, in der Erhaltung seines reinen Styles und in der Fortpflege seines edelen Geistes die bildenden Wohlthaten einer solchen Kultur schon an uns selbst erleben dürfen.

Dies ist die *ideale Kultur des künstlerisch-religiösen Bewusstseins*, die keiner Welt bedarf, um zu blühen, die aber der Menschenherzen bedarf, um zu leben. Diese Menschenherzen hat die grosse deutsche Kunst stäts gefunden, wenn sie ihre Meister fand. Dennoch erschien uns bei unserem Rückblicke über die Vergangenheit die Wirkung der Kunst auf die Herzen der Mit- und Nachwelt, im Verhältnisse zu dem hohen Geiste ihrer Meister, noch viel zu gering. Verglichen mit Dem, was unsere grossen Klassiker für jene Kultur des künstlerisch-religiösen Bewusstseins erreichen konnten, dürfte Das, was wir jetzt davon uns träumen, fast als eine Vermessenheit betrachtet werden. Zum Mindesten haben sie nur ein *künstlerisches* Bewusstsein zu erwecken vermocht, und auch dieses erwies sich als machtlos gegenüber der Gewalt des Bösen und Undeutschen. Das *religiöse* Bewusstsein aber, wie es im letzten

Theile des *Faust* aufgedämmert war, blieb in der Folge so gut wie gänzlich unentwickelt.

Woher also schöpfen wir nun endlich die Hoffnung, in *unserer Zeit* von *unserer Kunst* uns mehr Erfolg im Sinne jener idealen Kultur versprechen zu dürfen?

Aus der Eigenart dieser unserer Kunst selbst.

Und so, indem wir ganz zu ihr zurückkehren, wollen wir unsere Betrachtungen mit einer kurzen Erinnerung an diese Eigenart unserer Kunst beschliessen.

Dass sich eine Hebung des deutschen Idealismus, in der Kulturform eines, über das Zeitlich-Gegenwärtige erhabenen, idealen Kunststyles, nicht von der *bildenden Kunst* unserer Zeit erwarten lasse, bezeugt von vornherein der durchaus realistische Charakter ihrer auf die treueste Nachbildung dieser selben Gegenwart gerichteten heutigen Hauptthätigkeit.

Die Plastik wird bei uns niemals wirklich nationale Bedeutung gewinnen, sondern nur etwa zur bildlichen Verherrlichung nationaler Momente dienen, wobei sie im akademischen Idealisiren erkältend, mit dem modernen Realismus aber widerlich wirken, und keinerlei lebendiges Bedürfniss an ihr seine Befriedigung finden wird. Die Malerei aber ist als *ideale* Kunst seit ihrer Trennung von der Religion in einem allgemein zugestandenen Verfalle; dagegen gewinnt gerade ihre *realistische* Tendenz, wo sie nur irgend noch lebensvoll und stark sich zeigt, wie zumal in dem *Portrait* und dem grossen und kleinen *Genre*, ihr eine weite Popularität, welche sie durch die in diesen Fächern entfaltete Fülle von Virtuosität sich redlich verdient hat. Diese Popularität der Gemäldegallerien deckt sich jedoch durchaus nicht mit dem Begriffe einer nationalen Kunst, unter welcher wir nur eine solche Kunst verstehen können, welche dem Volke eine ideelle *Deutung* des Lebens, nicht aber nur, wie unsere bildenden Künste, einen anmuthigen *Schmuck* desselben, verschafft. Als eine solche Kunst wird im vollkommenen Sinne des Begriffes immer nur das Drama gelten dürfen, welches selber

zu seinem vollen Leben eines anderen Lebens, nämlich eines Volkes, bedarf, von dem es unmittelbar und in der öffentlichen Gesammtheit aufgefasst, *erlebt* werden könne. Das Drama schliesst als Kunst den Begriff des Publikum's mit ein, und so ist es selbst der Ausdruck einer Gesammtheit, eines nationalen Geistes, auch wenn es damit vorerst nur an ein selbst noch *ideales* Publikum sich wenden müsste, dem es die als zukünftig verwirklicht gedachte Wahrheit seines Wesens durch die vollkommen ausgebildete Form eines nationalen *Styles* deutet. Dieser höchste Styl durfte aber wiederum nicht auf die *poetische* Form des Drama's allein beschränkt bleiben; sehen wir ja doch die einsame Dichtkunst selbst in ihrer grössesten Meister Pflege zu dem Ziele eines solchen nationalen Styles zu gelangen noch nicht vermögend. Vielmehr blickten jene Meister selbst, von ihrer heroischen Arbeit ermattet, bereits nach einer Hilfe der wunderbar ihnen gleichzeitig in neuen Tönen entgegenklingenden Musik aus. Die Verbindung der Musik mit der Dichtung einerseits, und der im Schauspiel zu vollem Leben aufgerufenen bildenden Kunst andererseits, zeigt uns nun in der That die Errungenschaft eines ganz bestimmten *grossen Styles*, den wir auch nicht anstehen einen *deutschen Styl* zu nennen, da ihn eben die deutscheste Kunst, die Musik, aus ihrem eigenen Wesen, und ohne alle persönliche Willkür eines einzelnen Künstlers, wohl aber durch den von ihr dafür begeisterten Genius eines solchen, verwirklicht hat.

In der *Musik* war sowohl der *christliche* wie der *deutsche* Geist zu den Zeiten der traurigsten Entchristlichung und Entdeutschung unseres Volkes zuerst zu neuem Leben erweckt und durch grösseste Meister lebendig erhalten worden. Die *christliche Musik*, frühe schon die dogmatischen Begriffe der Kirche übertönend, hatte sich mit voller evangelischer Freiheit in den gewaltigen Glaubenssang des erhabenen Sebastian Bach ergossen. Die *deutsche Musik* strömte, wie aus der Tiefe des singenden und spielenden Volksgeistes selbst, bis in das Weltmeer der Symphonien unseres grossen Ludwig van

Beethoven dahin. Was unsere Heroen der Dichtung in mühsäligem Kampfe sich erringen mussten, erscheint hier gleichsam im Spiele schon gegeben. Hatte doch die Musik in der heiteren Ostmark des Reiches eine, allen anderen Künsten in Deutschland versagte, recht eigentlich lebendige *Volkssphäre* gefunden, aus welcher ihre grössesten Meister hervorgegangen, oder erfrischenden Lebensathem schöpften, und in der sie selbst dann niemals so gänzlich fremd und erkältet sich fühlen konnten, wenn ihre kühnen Schritte über das Gewohnte hinaus, ihre *Figaro* und *Don Juan*, ihre *Fidelio* und *Letzten Symphonien*, von einer hämischen Kritik als Irrgänge und Irrsinnigkeiten verschrieen wurden. Sie liebten das Land, wo die Musik heimisch war, und konnten sich nicht von ihm trennen. — Und diese Musik hatte ihnen für ihre genialen Schöpfungen auch schon die ausgebildeten *Formen* gleich mit an die Hand gegeben. Die. Symphonie- und Opernformen bestanden in geschichtlich gewordener Bestimmtheit; und auch von ihnen sich zu trennen, fanden diese Meister, welche für die innere, geistige Ausbildung der musikalischen Kunst so Herrliches gethan, noch keine Veranlassung. Das schwere Suchen nach der Form blieb ihnen ganz erspart; wohl aber bereitete das drängende Anwachsen der musikalischen Kräfte selbst unter dem Segen ihrer genialen Produktion die formale Neubildung bereits ahnungsvoll vor. Ganz aus der inneren Nothwendigkeit der zu immer mächtigerer Entfaltung gelangenden musikalischen Kunst vollzog sich diese Neubildung der Form auf demjenigen Gebiete, wo die Musik nicht auf sich selbst angewiesen blieb, wo die Form nicht nur ein äusseres Schema zur Verdeutlichung und Begränzung des absolut musikalischen Ausdruckes, sondern wo sie ein immanenter Theil des Kunstwerkes selber war: in der *dramatischeu Musik* oder dem *musikalischen Drama*. Hier konnte weder der deutsche Geist unserer Musik das Undeutsche, noch die dramatische (seelische) Gewalt derselben das Undramatische der konventionellen Opernform als lastendes Joch länger auf sich dulden. Was

wir schon bei Weber in ringendem Verlangen nach Formgewinnung sich wunderbar regen sehen, ist bei Wagner erfüllt. Es brauchte nur der *dichterische* Genius zu erscheinen, der zugleich die ganze Tiefe, Macht und Fülle der Beethovenisch-Weberischen *Musik* erkannt und in sich aufgenommen hatte: und diese musikalische Macht der Vertiefung alles Erscheinenden und Begreiflichen zur freien seelischen Wahrhaftigkeit musste auch die Form des „Textes“ der Oper unaufhaltsam zur gleichen Wahrhaftigkeit umbilden, welche hier die Wahrhaftigkeit des vollständig ausgeführten *Drama*'s war. So bemerken wir, wie die gewaltige musikalische Entwickelung des Künstlers mit wachsender Sicherheit die Entwickelung des Dramatischen seiner Dichtungen bedingt. Das Verlangen der höchst entwickelten Musik nach dem entsprechenden Drama konnte endlich nur der vollkommene, von der edelen deutschen Kultur unserer Klassiker durchdrungene, dramatische Geist des Shakespeare'schen Individualismus und seiner immanenten Tragik erfüllen. — Und wie die *Form* des musikalischen Dramas der nach ebenbürtiger Dichtung verlangenden Macht der Musik zu verdanken war: so auch ward die *Stoffwahl* unserem Meister durch dieselbe Macht, über alle Wahl hinaus, zu nothwendiger Bestimmtheit erhoben. Das reinmenschliche Wesen der Musik zwang ihn, den Wahrhaftigen, um der Wahrhaftigkeit willen, von aller, dieses Reinmenschliche verhüllenden und beschränkenden Geschichtlichkeit fort, sich in jenes *mythische* Heimathland des deutschen Geistes selbst zu begeben, wo er die typischen Gestalten und unmittelbaren Empfindungen fand, welche von aller Abstraktion befreit, eben allein in der *Musik* ihre natürliche Sprache zu sprechen vermochten. Da war kein Suchen mehr, — da blühte der ganze Schatz zusammen auf: *Holländer, Tannhäuser, Lohengrin, Nibelungen, Tristan, Parsifal,* Eines rief das Andere mit der Nothwendigkeit intimer Verwandtschaft nach sich, und die *Meistersinger* gaben diesem herrlichen Siege über den Stoff aus rechter Meisterlust den heiter-festlichen Ausdruck. — Ja mehr noch als Form und Stoff: auch der *geistige Gehalt*

und die *philosophische Tendenz* — soweit man von solchen bei Werken reden darf, welche Dank der Kraft und Kunst der Musik ganz Leben und ideale Wirklichkeit sind — auch diese wurden gerade durch die Musik dem Meister zu Eigen gegeben. Er bedurfte nicht der abstrakten Aufheftung philosophischer Begriffe auf das Gewand der Dichtung, wie der auf die begriffliche Sprache allein angewiesene Wortdichter; ihm waren auch dessen philosophirende Gleichnisse und Allegorien nicht von Nöthen, da ihm in dem *Mythos* die Weltsymbolik unmittelbar als *lebendes Bild* verkörpert war. Die Macht der Musik führte ihn zu den Tiefen der Menschenseele und durch diese hindurch in die Weltseele hinein, welche eben in der Musik ihren bildlos wahrhaftigen Ausdruck empfängt. Das Geheimniss des Welt- und Menschenwesens that sich ihm in der Musik auf; und ehe er noch von Schopenhauer's Philosophie ein Wort erfahren, dichtete er im Geiste dieser Philosophie aus dem Geiste der Musik den *Ring des Nibelungen*. Dies war die poetische Wiedergeburt des philosophirenden deutschen Geistes aus dem abstrakten Begriffe in das ideale Leben der Kunst. — Die Musik aber führte ihren Künstler noch weiter, als bis zu jener philosophisch-tragischen Erkenntniss des Weltwesens. Der ethische Wiederschein dieser Erkenntniss in der Menschenseele, der metaphysische Heilsglaube an die Verneinung des Willens zum Leben, ward ihm, dem Künstler, durch die Musik verklärt zur idealen Trostgestalt des *christlichen Erlösungsglaubens* selber. Die Musik, alle Willensmächte der Welt und Menschenbrust zu freiestem Ausdrucke entfesselnd, drang auf der blutigen Bahn der Tragödie bis zur Selbstverneinung des Willens vor, um auch diese nun mit jenem idealen Heiligenscheine zu krönen, welcher über aller ihrer dämonischen Gewalt, aus ihrem eigensten Wesen strahlend, zur harmonischen Katharsis jedes einzelnen Momentes, so wunderbar versöhnend ausgebreitet liegt. Im *Parsifal*, der ethisch-religiösen Ergänzung des metaphysisch-tragischen Werkes der *Nibelungen*, hat die Musik den deutschen Geist wieder zurückgeführt an ihre, nun von der ganzen Frei-

heit ihres vollentwickelten Wesens geistig verklärte Heimstätte der *christlichen Religion.*

Mit dieser ihrer wahrhaft reformatorischen Wirkungskraft hat die deutsch-christliche Musik unseres Meisters ihm nicht nur einen *Kunststyl*, sondern auch eine *Glaubensgemeinde* geschaffen, dergleichen, so gering sie heute noch aussehen mag, dennoch kein Meister vor ihm um sich versammeln konnte. Eine Partei ohne Parteilichkeit gegen andere Parteien, vielmehr als die bewusstvolle Vertreter- und Pflegerschaft des reinen und deutschen künstlerisch-religiösen Idealismus in jeder seiner edelen und echten Erscheinungen, zur würdigen Vorbereitung einer *deutschen Kultur:* dies und nichts anderes ist der wahre *Wagnerianismus.*

Schon gibt es erhebende Beispiele, wie innerhalb dieser Gemeinde suchende Seelen durch die Macht Wagnerischer Musik, nachdem sie das Selbstbewusstsein ihres *deutschen* Geistes ihnen erweckt hatte, zum Verständnisse auch des *christlichen* Geistes wiederum gelangt sind; und zwar dies oft durch die Philosophie Schopenhauers hindurch, in Wagner's Kunst deren Vollendung und die Befreiung von ihrem furchtbar vernichtenden Pessimismus findend. Ja, selbst die ärgste Feindesmacht gegen Deutschthum und Christenthum, das *jüdische* Wesen, hat dieser Kunst ihren Tribut leisten müssen, denn Das, was ihr einzig von dem ihr anhaftenden Fluche helfen kann: die Selbstverneinung, scheint in einigen, sehr wenigen Beispielen (wir wollen uns durch den äusseren Anschein nicht täuschen lassen), soweit es die *„Raçe“* gestattet, hier in der Form einer geistigen Umkehr thatsächlich gelungen zu sein. Diese Kunst, welche aus der deutschen Musik entsprossen, das Ziel der deutschen Dichtung, den grossen Kunststyl, gewonnen, und dabei den kräftigen Samen aus der letzten grossen Blüthe deutscher Weltweisheit in sich aufgenommen, und sie zur Wiedergeburt deutschen Glaubens befruchtet hat —: so schafft sie uns denn nun auch in trauriger Zeit deutscher Nichtkultur eine Gemeinschaft sich gegenseitig fort und fort in der Stärkung des nationalen Geistes ausbildender

Gläubigen des deutschen Idealismus. Da die grosse Arbeit, an welcher die Klassiker ihr Leben lang zu wirken hatten, die *Gewinnung des nationalen Styles,* in unserer neuen Kunst vollbracht erscheint: so bleibt es für diese Gemeinde nunmehr die eigentliche praktische Aufgabe für die immer weitere *Ermöglichung reiner Wirkungen dieses Styles auf den Volksgeist* Sorge zu tragen. Es ist dies ein unschätzbarer, und sehr ernstlich von ihnen zu bedenkender Vorzug, dass die Jünger unseres Meisters durch ihn nicht zur *Produktion* getrieben sich zu fühlen brauchen, wie jene, darüber in immer grössere Aermlichkeit versinkenden Epigonen unserer klassischen Dichter, welche Letztere mit ihrem nicht vollendeten Werke der Stylgewinnung ihnen noch viele Möglichkeiten experimentaler Produktion in Aussicht gestellt sein liessen. Dagegen können die Unserigen ihre, durch den Meister unvergleichlich belehrten Talente ganz und gar der *Reproduktion* widmen: nämlich der eifrigen Beihilfe zur *Fixirung der reinen Tradition des gewonnenen deutschen Kunststgles,* damit derselbe unter den willkürlichen Ausführungsweisen und Entstellungen einer traditionslosen Nachwelt nicht wieder verloren gehe, gleichwie ein guter Theil der veredelnden deutschen Kunst der Vorgänger dadurch unserem Volke verloren gegangen ist, dass es ihnen nicht vergönnt war, bei Lebzeiten für ihre Werke die stylvolle Tradition zu fixiren. Als eine solche bleibende Stätte für die Festsetzung und Forterhaltung deutscher Meistertraditionen hat Wagner uns Bayreuth geschaffen: eine in regelmässigen Uebungen und Aufführungen stäts lebendige Schule für begabte junge Musiker, welche als seine Jünger nach ihm die Pflege des überlieferten Styles im gleichen Geiste fortsetzen, und auch jedem künftigen Meister ein mögliches Asyl für die unabhängige Ausbildung seiner eigenen Styltradition an jener auf das Würdigste dazu geweiheten Stätte offen erhalten können.

Das ist es also, was man unter *Bayreuther Schule* versteht: eine grosse Möglichkeit zur Begründung einer künstlerischen Kultur in der Erhaltung und Befesti-

gung traditionstreu ausgeführten nationalen *Kunststyles*, nicht eines einzelnen Meisters, sondern der Gesammtheit frei und echt wirkender nationaler Meisterkraft; worin auch die höchste nationale Kultur einstens, wie immerdar, ihren edelsten und reinsten Ausdruck zu finden haben wird.

War es aber die Form des *Föderalismus*, welche unsere sozialen und politischen Verhältnisse einer solchen Kultur näher zu führen uns vor Allem berufen erschien: so sehen wir diese selbige Form bereits verwirklicht in unserer eigenen *Bayreuther Genossenschaft*, welche in einzelnen kleineren und grösseren Gemeinden und Vertretungen über ganz Deutschland verbreitet, mancherlei verschiedenartige selbständige Bildungen umschliessend, aus allen Schichten und Berufsarten des Volkes ihre Mitglieder gewinnend, insgesammt dem Einen, in Bayreuth gepflegten, höchsten Zwecke zu freiwilligem Dienste verbunden sich gewidmet hat. Ja, und das erhabene, ideale *Symbol* einer solchen Föderation ist uns gerade in dem hier von uns gepflegten grossen deutschen Kunststyle selbst gegeben, in welchem alle einzelnen Kunstarten, zum höchsten Zwecke des weltbedeutenden Dramas einander gesellt, eine jede in ihrer Verbindung mit den anderen zur weitesten Entfaltung ihrer eigenen Wirkungsfähigkeit gelangt, und eben dadurch dem Ganzen zum denkbar vollkommenen Ausdrucke der höchsten, idealen Wahrhaftigkeit verhilft.

Hier nun, in dieser stylvollen Kunst, befinden wir uns auf einer völlig neuen Naturbasis. Diese ideale Welt der *Musik* bildet, gegenüber jener furchtbaren Welt der *Politik*, eine eigene Sphäre des Friedens und der Freiheit, in welcher die Dämonen der Geschichtlichkeit, jene bösen Geister des Egoismus, Materialismus, Cäsarismus, Judaismus, Diplomatismus, Revolutionarismus und wie sie heissen, nicht heimisch sind, sondern welche den Thaten des Guten und den Beispielen des Schönen das freieste Feld gewährt. Gelangen wir auf dem Boden jener neuen Natur bis zu einer Neugewinnung der wahren Religion, so seien die guten Thaten unser Bekenntniss derselben, und die schönen und erhabenen Beispiele unser weihevoller Kultus. Dann

werden wir diese Beispiele nicht nur geniessen, wie unsere Zeitgenossen ihre Luxuskunst; sondern wie unsere Genossen in der Folgezeit, werden wir stäts von Neuem durch sie beseelt werden zum selbstbewussten moralischen Handeln in ihrem idealen Geiste.

Vorauf leuchten uns Allen die grossen Meister, welche selbst die verkörperten guten Thaten des, ausser ihrer Sphäre traurig verwahrlosten, deutschen Geistes sind. Suchen wir nach Diesem: — hier lebt er, und hier ist für seine Erhaltung gethan worden. Hier hat ihn der letzte Meister zurückgeführt auf die Sonnenhöhe der religiösen Wahrheit. Hier haben wir die idealen *Meistersinger* und die *Gralsritter* in einer Person. Mit ihnen sollen wir gehen; auf ihren hohen Standpunkt der deutschen Thaten und des deutschen Glaubens müssen wir uns stellen. Hier ist ein Positives, eine Wahrheit und Wirklichkeit: *die Wirklichkeit des Idealismus*, inmitten aller wahn- und wechselreichen Weltvergänglichkeiten. — Dass wir dies erkennen können, — seien wir stolz darauf: wir stehen damit auf heimathlichem Boden und treten zugleich in eine überirdische Sphäre ein.. Alle Zukunft steht uns offen für unser Thun, und unser Ziel ist ein Ewiges. Wir erreichen es mit jedem *guten Beispiele,* das wir hinterlassen, damit nur das edele Band in der angstvoll spannenden Noth der Zeiten niemals zerrissen werde, in welchem das Echte und Deutsche, das Wahre und Göttliche auf Erden sich verkörpert. — Und diese Beispiele werden nicht nur Beispiele der Kunst bleiben: die ideale Macht, der wir dienen, muss, wenn wir ihr recht zu dienen wissen, unseren *moralischen* Menschen so vollständig erfüllen, dass sie ihn von innen heraus umbilden wird zum *guten Menschen.* —

Ja, behaltet ihr *der Welt Erbe,* — die ihr in der Welt die Wirklichkeit, in der Geschichte den Fortschritt, in der Zukunft das Ziel, in der Gegenwart die Nothwendigkeit erseht, und darin Eure Befriedigung finden zu können wähnt! Wir aber wollen zusammenhalten in dem frommen Bewusstsein, einer idealen Macht zugeschworen zu sein, welche berufen ist, in jedem

Augenblicke ihrer wahrhaftigen Wirkung des *„höchsten Heiles Wunder“* zu vollziehen. Gleichwie es unsere eigene künstlerische Aufgabe ist, die veredelnde Kraft der Kunst zu stylvollem Wirken zu befreien: so ist uns jene Macht gegeben, dass sie in jeder Menschenbrust, die sie erfüllt, Erlösung bringe dem in ihr leidenden Erlöser: dem an das Kreuz des Weltenwillens geschlagenen Heiland der göttlichen Gnade.

Druck von Carl Rühle in Leipzig, Inselstrasse 3.

Bemerkungen für die Leser.

Das erste Buch des vorliegenden Werkes erschien grösstentheils schon im Jahrgange 1880 der vom Verfasser redigirten „Bayreuther Blätter" (Monatschrift des Bayreuther Patronatvereins und Organ für eine Verständigung über die Möglichkeiten einer deutschen Cultur, seit 1881 auch dem öffentlichen Abonnement freigegeben). Diese frühe Erscheinungszeit mag einige Sätze erklären, welche in dem Buche, gegenüber der inzwischen eingetretenen Wendung unserer inneren Politik und der zunehmenden Bewegung im Volke nach der Richtung der darin geäusserten Ansichten hin, heute vielleicht als veraltet erscheinen könnten, jedoch gerade im weiteren Sinne des Werkes wohl an ihrer Stelle daselbst stehen bleiben dürften.

Sinnentstellende Druckfehler.

Seite 99 Z. 9 v. oben: „spezial-politisch" soll heissen: sozialpolitisch;

„ 127 „ 4 „ „ „einzigen Rom" „ „ ewigen Rom;

„ 141 „ 3 „ unten „welches aber jene Theorie noch heute lebendig erhalten" soll heissen: eben jene Theorien;

„ 168 „ 18 „ „ „die ihn mit deutscher Meisterkraft unserer Kunst in die Pforten des christlichen Gralstempels führen liess" soll heissen: unsere Kunst.

Inhalt:

Erstes Buch.

Aus unserer Zeit.

Zweites Buch.

Von unserer Kunst.


Princeton University Library
32101 069174272

